This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

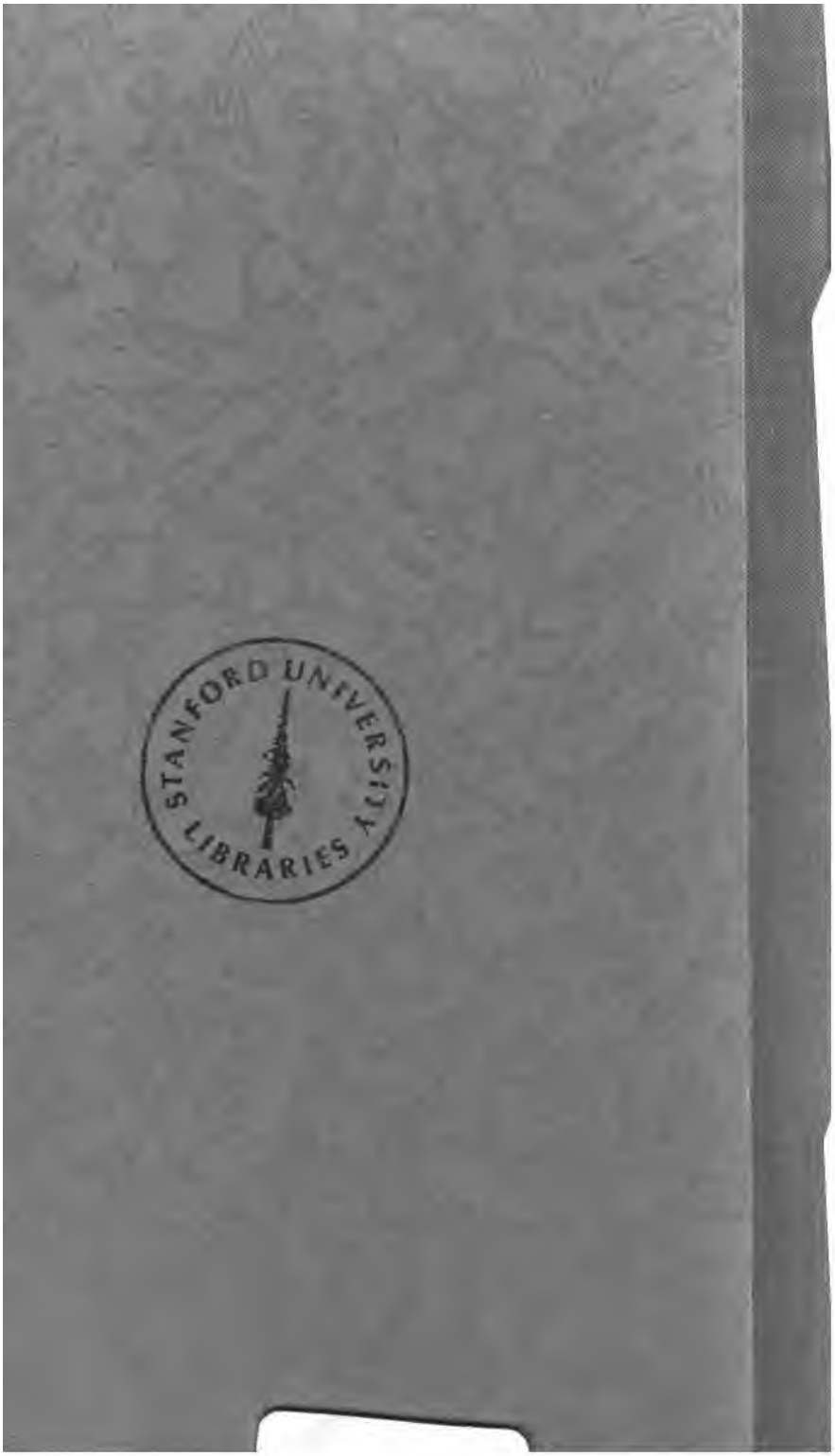
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Johannes Janssen

und

Die Geschichte der deutschen Reformation.

Eine kritische Studie

von

Mathieu Schwann.

Motto:

„Einen Aberglauben hege ich, und das ist der, daß Deutsche Deutsche sein sollen, wenigstens heute noch und morgen und übermorgen."

„Wie nun, wenn es sich fügte, daß aus der Zersetzung der alten Welt, an der Priester und Politiker so emsig arbeiten, ein Gebilde sich entwickelte, das Leibliches und Geistiges zugleich in die rechte Sonne der Freiheit erhöbe und mit mächtigem Segen all das Blut und die Thränen befruchtete, die von der geknechteten Menschheit in der alten Welt vergossen werden mußten."

M. G. Conrad.

BIBLIOTHECA
HISTORICA
PROV. GERM. INF.

München.
Verlag von Carl Mehrlich.
1893.

LG

DD 56.7
T353

Vorwort.

Vorliegende Arbeit war lange begonnen, im Entwurfe ganz und in der Ausarbeitung weit über die Hälfte fertig gestellt, als mich die Nachricht von dem Tode Janssens erreichte. Eigene Krankheit und andere Hindernisse stellten sich einer raschen Vollendung in den Weg. Zudem war es mir fraglich geworden, ob ich sie vollenden sollte, da man dieses Vorgehen gegen einen nunmehr Hingeschiedenen leicht falsch deuten konnte. Aber der Gedanke, daß der Janssen'sche Geist lebt in seinem Werke, wie in seinen Bekennern, trieb mich vorwärts. Ich hatte es nicht mit einem Toten, sondern mit einem Lebenden zu thun. Aus diesem Grunde änderte ich auch an dem bereits fertig gestellten Teile nichts, wie ich mich ebenso wenig versucht fühlte, das persönliche Werden Janssens einer eingehenderen Untersuchung zu unterstellen.

Der Gesichtspunkt, von welchem ich bei Abfassung dieser kritischen Betrachtungen ausging, war die Einsicht, daß „selbst bei einem fortgeschrittenen Stande der Bildung die Richtung immer dahin geht, daß diejenigen Teile der Literatur, welche alte Vorurteile begünstigen, denjenigen, welche ihnen entgegentreten, vorgezogen werden; und wenn diese Richtung sehr ernst ist, wird die einzige Wirkung großen Fleißes in der Anhäufung von Stoff für die alten Irrtümer und den alten Aberglauben bestehen und in der Befestigung beider. In unserer Zeit sind solche Beispiele nicht ungewöhnlich und oft finden wir Menschen, deren Belesenheit ihrer Unwissenheit dient, und die, je mehr sie lesen, desto weniger verstehen." In Janssen glaubte ich ein solches Beispiel vor mir zu haben. Wer sein Werk verfolgt bis zum Ende, wird die

steigende Impotenz des Mannes zur Bewältigung des angehäuften Stoffes anerkennen. Beruhte sein Wollen zu Anfang noch auf der unklar bewußten Absicht, Objektivität walten zu lassen, so geht es in der Folge immer mehr bergab. Das unklare anfängliche Bewußtsein verdunkelt sich immer mehr, der Wille zur Objektivität wird überwältigt von einem Nichtkönnen. Ueber das Wesen und die Bedeutung der Reformation hat sich Janssen keine Vorstellung machen können, und weil er dies nicht vermochte, fiel sein Blick nur auf das Ungesunde und Uebertriebene, die Ausschweifungen und den Verfall dieser großen Bewegung. In der Anhäufung des Stoffes nach dieser Richtung glaubte er das Mittel zu besitzen, zu einem Urteil zu gelangen, aber das Urteil blieb aus. Es kam nur zu einer „Befestigung der alten Irrtümer und des alten Aberglaubens." Sein wissenschaftliches Streben geriet in Conflikt mit seiner Unfähigkeit, des alten Aberglaubens Herr zu werden, und aus diesem Conflikte wurde die lange Reihe von Widersprüchen geboren, die seiner Arbeit von vorneherein die Möglichkeit abschnitten, auf die Erweiterung unsers Wissens und unserer Kenntnis jener Zeit günstig zu wirken.

Dies glaube ich an der Hand der Janssen'schen Darstellung überzeugend nachgewiesen zu haben, und so übergebe ich meine Arbeit der Öffentlichkeit in der Hoffnung, daß sie zur Erkenntnis jener, aber auch der heutigen Geistesströmungen einen kleinen Beitrag liefern wird.

Fürstenfeldbruck im April 1892.

Dr. M. Schwann.

Einleitung.

Für den Schritt der Fortentwicklung des Menschengeistes und der Menschenkultur ist derjenige der Echternacher Springprozession ein passendes Bild: drei Schritt vorwärts, zwei zurück. Phantasie und Theorie bewirken und bewirkten stets jene drei Schritte vorwärts. Wenn es sich dann darum handelt, die Errungenschaften des vorwärts dringenden Geistes der Allgemeinheit mitzuteilen, sie in die Praxis überzuführen, wird es notwendig, dieser Allgemeinheit eben wieder ein Stück entgegen zu gehen. Der Grund dafür liegt in der bis heute nicht erreichten gleichartigen Ausbildung des Aufnahmevermögens des großen Publikums. Es müßte aber diese Bewegung als überflüssig und als ein sinnloses Spiel betrachtet werden, wenn sie, wie dies in Echternach geschieht, von der Gesamtheit ausgeführt würde und ausgeführt werden könnte. Das also ist der Unterschied: nur die führenden Geister machen diese Bewegung in dem Prozeß der menschlichen Geistesentwicklung, das große Publikum bewegt sich langsam und schwerfällig in dem gewöhnlichen Prozessionsschritt, es macht eine Bewegung, während von jenen fünf vollzogen werden: drei Schritte vorwärts, zwei zurück! Das Ergebnis ist ein Schritt vorwärts, zu dem die Gesamtheit eben der ganzen Zeit jener fünf Bewegungsmomente bedurfte. Anders aber stellt sich die Sache, wenn an der Spitze die Parole ausgegeben wird: drei Schritte vorwärts und drei zurück! Das Resultat wäre der Stillstand, und weiter, wenn es heißt: drei Schritte vorwärts und vier zurück! Das Resultat wäre der Rückgang. Gegen derartige Paroleausgaben, wie es die beiden letzten sind, muß aber ein Volk mit aller Macht protestieren. Es geschieht dies auch meist. Aber wenn sich dieser Protest in der Weise vollzieht,

daß von den Hintenstehenden einfach nachgedrängt wird, vollzieht sich an der Spitze die Spaltung. Der eine fliegt hier, der andere dort hinaus, und es wird unmöglich, ein festes Ziel fest im Auge zu behalten. Die den getrennten Führern Nachfolgenden verlieren also die Verbindung unter einander. Es vollzieht sich eben die Spaltung auch für die Allgemeinheit, für das Volk. Das bedarf der Korrektur, und diese Korrektur wird nur dadurch möglich, daß sich einzelne von der Allgemeinheit lostrennen und unabhängig, für sich allein vorwärts eilen, das Vorland erforschen, Pfade suchen und bahnen, und wenn sie an einem höheren Punkte die Möglichkeit einer Umschau erreichen, rückwärts eilen, diesem und jenem Meldung machen, die dann wieder an die gespaltenen Heerhaufen zurückberichten und ihnen aus dem Irrgang die Richtung weisen, in der sie zu diesem Aussichtspunkte und damit zur Vereinigung geführt werden.

Wir haben uns nun zur Aufgabe gestellt, von den angedeuteten Gesichtspunkten aus die Stellung Janssens zur deutschen Reformation einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Diese Arbeit könnte nach den Auseinandersetzungen Janssens mit seinen Kritikern als überflüssig erscheinen. Allein wer diese Kritiken und Janssens Erwiderungen mit einem Blicke prüft, kommt zu dem Bewußtsein, daß es sich hier nicht vorwiegend um falsche Anwendung oder Deutung geschichtlicher Dokumente handelt, sondern daß ein tiefgehender Riß in der prinzipiellen Anschauung die Gegner trennt. Ebenso könnte man, wenn man den rein wissenschaftlichen Standpunkt ins Auge faßt, sagen, die Sache sei erledigt. Trotz des Versuches Janssens, die wissenschaftliche Forschung von ihrem bisherigen Wege abzuleiten, mußte man gestehen, daß diese nicht um Haaresbreite von ihrer Richtung gewichen ist. Wenn man aber neben der wissenschaftlichen Frage daran festhält, was Janssen in seinem Vorworte verkündigt, „eine im edleren Sinne populär gehaltene Darstellung der deutschen Geschichte" geben, also auf das Volk direkt wirken zu wollen, so muß man erwidern, daß die Sache noch lange nicht erledigt ist, zumal die große Zal der Auflagen, welche Janssens Buch in kurzer Zeit erlebte, davon Zeugnis gibt, daß er mit seiner Anschauung den mannigfaltigsten Widerhall geweckt hat. Das Volk ist beteiligt, und dem Volke gleicherweise etwas zu bieten, haben wir mit dieser Arbeit im Auge. Aus sich heraus muß Janssens Buch beurteilt werden, dessen Bemühen war, wie er selbst sagt, „die

geschichtliche Wahrheit, so gut er sie aus den Quellen erkennen kann, darzulegen." Von jeder andern „Tendenz" fühlt sich Janssen frei. Wir müssen ihm das glauben, und zwar ohne Rückhalt glauben, und wenn sich trotzdem eine andere Auffassung aufdrängen sollte, müssen wir fragen, ob der Grund nicht anderswo, in dem „Erkennenkönnen", zu suchen sei. Und wenn sich ferner die Frage aufdrängt, ob Janssen oder seine Gegner Recht haben, so verweisen wir auf das unumstößliche Gesetz in jeder Fortentwicklung auf geistigem Gebiet, daß nur dann so durchgreifende Meinungsverschiedenheiten aufzutreten vermögen, wenn es sich zeigt, daß die bisherige Methode und die bisher angewendeten Hilfsmittel nicht mehr auszureichen vermögen, um vorwärts zu kommen. Von diesem Gefühl ist Janssen ausgegangen. Es spricht sich dies offen in seiner Vorrede aus. Das Kulturhistorische drängte sich ihm in den Vordergrund, er „war vom Anfang an entschlossen, das Kulturgeschichtliche viel mehr, als in den bisherigen allgemeinen Darstellungen geschehen, hervortreten zu lassen und nicht vorwiegend die sogenannten Haupt- und Staatsaktionen und Kriegszüge und Schlachten, sondern das deutsche Volk in seinen wechselnden Zuständen und Schicksalen ins Auge zu fassen", und „ihm trat das Bedürfnis einer solchen Behandlung ganz besonders für die Zeit des ausgehenden Mittelalters entgegen." Er wollte „eine zusammenfassende Arbeit über das geistige und wirtschaftliche Leben des Volkes" in jener Zeit liefern. „Eine solche schien ihm zur richtigen und unbefangenen Würdigung jener Periode deutschen Lebens unumgänglich notwendig, und er machte deshalb den Versuch, die Ergebnisse der Einzelschriften über Volksunterricht und religiöse Unterweisung des Volkes, über Wissenschaft und Kunst, über die Verhältnisse der Landwirtschaft, der Gewerbe, des Handels, und der Kapitalwirtschaft zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, und dieses nach Möglichkeit, durch eigenes Quellenstudium vornehmlich durch Benützung mancher bisher unbekannt oder unbeachtet gebliebener Quellen zu vervollständigen." „Indem aber Janssen diesen Versuch machte, geriet er „mit den vulgären Ansichten über jenes vielfach verrufene Zeitalter" in Konflikt, zu seiner eigenen Verwunderung. Daran lag nichts, ja ein solcher Konflikt hat stets ein Gutes: er lenkt die Augen einmal in eine andere Richtung. Und ist diese Richtung eine mit der Vergangenheit im Zusammenhang stehende, somit also eine natürlich bedingte, und damit auch eine für

die Zukunft bedingende und fruchtbare, so ist das Resultat nur mit Jubel zu begrüßen. Anders aber steht die Sache, wenn sich aus der dann nachfolgenden Darstellung ergibt, daß die historische Entwicklung des Darstellers nicht eine durch tieferes Eindringen hervorgerufene ist, sondern dieser selbst bereits mit einer festen Ueberzeugung an die Dinge herantrat und infolgedessen nur zu sehen vermochte, was ihm diese Ueberzeugung zu bestätigen schien. Und da haben wir es also mit der historischen Persönlichkeit und dem geschichtlichen Werden Janssens selbst zu thun.

Es wäre nun von großer Bedeutung, wenn uns über dieses geschichtliche Werden Janssens einige weitere Angaben zur Verfügung stünden. Allein eine Nachforschung nach derselben haben wir aus dem einfachen Grunde vermieden, um einem Mitlebenden gegenüber nicht indiskret zu erscheinen. Wir müssen uns also mit Wenigem begnügen. Janssens Heimatsort ist Xanten am Niederrhein. Es ist ein Städtchen von historischem Ruf und zält etwa 3½ Tausend Einwohner, welche meist dem katholischen Bekenntnis angehören. Philologie und Geschichte studierte er an der Akademie zu Münster, an den Universitäten Löwen, Bonn und Berlin. Auf rein katholischem Boden also empfing Janssen seine *ersten* Eindrücke und Anregungen, denn die Akademie zu Münster trägt den ausgesprochenen katholischen Charakter, wie die katholische freie Universität zu Löwen. Wie sehr diese Eindrücke schon bei dem Knaben vorwogen, geht aus einer Erzählung hervor, deren ich mich erinnere, daß Janssen bei Gelegenheit einer Wallfahrt nach Kevelaer, welche er in Begleitung seiner Mutter unternahm, die erste dämmernde Ahnung zum Geschichtsforscher aufgegangen sei. Dieser kleine Zug spricht sowohl für als gegen ihn. Im Jahre 1854 habilitierte sich Janssen als Privatdozent der Geschichte in Münster, übernahm aber noch in demselben Jahre die Professur für Geschichte für die katholischen Schüler am Gymnasium zu Frankfurt a. M. Diese Stadt ist ihm von da an Heimat geblieben. Daß Janssen erst im Jahre 1860, in einem Alter von 31 Jahren in den geistlichen Stand trat, zeigt, daß er mit vollem Bewußtsein und aus eigener Ueberzeugung diesen Schritt that, denn mit 31 Jahren träumt ein solcher Mann nicht mehr, sondern weiß, was er thut und was er will. In Frankfurt trat Janssen in unmittelbaren Verkehr mit Johann Friedrich Böhmer, erhielt von ihm mannigfache Anregung, und es ist

klar, daß er von der Gesinnung der Genossen Böhmers, so des Luzerners Eutychius Kopp, des Schaffhausener Friedrich Hurter und Anderer nicht unberührt blieb. Kurz, es sind die Romantiker, zu denen Janssen hier in Beziehung trat. Stellung und Neigung hatten ihm zu ihnen die Bahn geebnet. Janssen aber war zugleich Mitglied einer jüngeren Generation, welche mit dem Worte „Realismus" eine kräftige und lebendige Idee verband. In diesem Worte drückt sich das Glaubensbekenntnis dieser Generation aus. So stand Janssen am Scheideweg. Entweder Romantiker oder Realist! Er entschied sich für keines von beiden: Vorbildung, Lebensauffassung und Stellung hielten ihn in der älteren romantischen Anschauung gefangen, während sein eigenes natürliches Temperament ihn zum Realismus trieb. Er versuchte es mit einem Mittelding, welches seiner Zwitterstellung entsprach. Wäre nun diese Entscheidung an Janssen herangetreten, als er selbst noch im Werden stand, er hätte sich unbedingt für das Eine oder Andere entschließen müssen. Aber Janssen war bereits fertig. Nur weil Janssen sich bereits entschieden hatte, ehe dieses Problem an ihn herantrat, vermochte er es scheinbar zu lösen, denn es war kein Problem mehr für ihn. So kam es, daß Janssens Vorliebe für das kulturgeschichtliche Element nicht zu einer großen und bedeutenden Entwicklung kam, daß er an jenem großen realistischen Problem, daß die Kulturgeschichte eines Volkes seine Naturgeschichte, die Geschichte seiner natürlichen Entwicklung sei, vollkommen vorbeiging. Die romantische Kost hatte ihm den Sinn für diese Auffassung, der ursprünglich in seiner Natur zur Entfaltung strebte, total ruiniert. Er sah sich diesen Fragen, welche alle Geister bewegen, gegenüber auf das Rezept seiner romantischen Schule angewiesen; mit den Mitteln der Scholastik glaubte er diesen Völker bewegenden Fragen der Neuzeit Herr werden zu können. Es war ein Irrtum, der seiner Zwitterstellung entsprang. Eine Mittelstellung zwischen Romantik und Realismus ist ein Unding, sie führt nie zu einem gesunden Ergebnis, so wenig wie ein Bad in Glut und Kälte, dem Körper zur Hälfte appliziert, zu einem gesunden Ergebnis zu führen vermag. Eine Höherstellung aber über den beiden Standpunkten, welche eine Versöhnung beider Gegensätze in einer höheren Einheit ermöglicht hätte, vermochte Janssen deshalb nicht mehr zu erreichen, weil er fertig war', bevor dieser Gegensatz an ihn herantrat. So war Janssen trotz des Dranges

zur Produktion zur Unproduktivität verdammt, denn nur das Äußere zu mischen, wurde ihm möglich, das Innere beider Richtungen belebend, befruchtend und neu gestaltend zu durchdringen, blieb ihm versagt. Unproduktivität bei sechs starken Bänden und sonst noch vielerlei Veröffentlichungen? — Ich habe irgendwo an hervorragender Stelle das Urteil gehört, daß sich in dem Buche Janssens nur geringe Andeutungen zu weiteren Forschungen finden, und doch hat er selbst das Bedürfnis gefühlt, daß alle von ihm behandelten Gegenstände „weiterer Behandlung ebenso würdig wie bedürftig sind", er hat selbst den Wunsch ausgesprochen, „daß von andern seine Forschungen ergänzt, wo nötig berichtigt, und die angeregten Fragen, wo es der Mühe wert, näher erörtert würden." Nun aber findet ein Historiker bei Janssen nur „geringe Andeutungen zu weiteren Forschungen". Wie kommt das? — Es ist immer wieder derselbe Widerspruch, der sich aus Janssens Zwitterstellung ergibt: auf der einen Seite seine frische Natur — auf der andern Seite die Zwangsjacke, in welche sie von Kindheit an gesteckt wurde. So kam es zu keiner harmonischen Entfaltung. Und da er die Kraft nicht besaß, diese Zwangsjacke zu sprengen, ward er mit der Zeit zu der Selbsttäuschung geführt, dieselbe als Normalkleidung für jeden Menschen zu betrachten. Von dieser Grundlage hat Janssen sich daran gemacht, sich mit der deutschen Reformation auseinander zu setzen. Was dabei herausgekommen, werden wir in Folgendem sehen.

Die Reformation wird von dem natürlichen Streben getragen, dem menschlichen Verstand und der gesunden Vernunft gegenüber der ausschließenden und allein seligmachenden Theorie und Autorität der Kirche eine dem Lebensalter der Nation entsprechende Stellung zu verschaffen. Nun aber ist das religiöse Denken die Denkform einer naiven Natur, eines Volkskindes, und insofern diese Art des Denkens eben in der Kindheit eines Volkes die allein natürliche ist, ist sie auch die allein berechtigte. Es formieren sich eben alle Kulturgebiete auf Grund dieser Denkart, sie findet Ausdruck in Literatur und Kunst, Staatsleben und Gesellschaft, die Wissenschaft trägt in dieser Zeit einen ausschließlich theologischen Charakter. Nun aber bleibt ein Volk für gewöhnlich nicht ewig Kind. Je mehr seine Verstandesthätigkeit erwacht, umsomehr enthüllt sich sein Denken der bisherigen mystischen Form. Die reale Lebenserfahrung nimmt eine Stelle neben der

Theologie ein, es beginnt auf Grund dieser Erfahrungen ein selbständiges Denken, die wissenschaftliche Thatsachenforschung setzt ein, die sich durch keinen Gottglauben, durch keine aus ihm gezogenen Konsequenzen in ihrem Fortschreiten beirren und hemmen läßt. Die Religion verliert somit ihre alte ausschließliche Herrschaft mehr und mehr, sie büßt ihre Universalmacht ein und sieht sich immer mehr auf jene Kreise beschränkt, in denen sich der Umwandlungsprozeß von Gemüts- zum Verstandesleben, von der Kindheit und Jungfräulichkeit zum Mannesalter noch nicht vollzogen hat. Eine konsequente Verfolgung dieses Entwicklungsprinzipes würde die Religion mit der Zeit unbedingt zur Privatsache machen, aber dieser Theorie steht die Praxis der Entwicklung im Völkerleben insofern entgegen, als es erstens stets wieder zu dem Versuche kommen wird, dem Begriffe „Religion" einen neuen Inhalt zu geben, und es zweitens bis heute noch Völker und große Volksbruchteile gibt, in denen sich jene Umwandlung nicht vollzieht, die auf der Kindheitsstufe haften bleiben, die in Folge ihrer Lebensbedingungen und den damit verbundenen Lebenshantierungen mit ihrem Denken in der Sphäre der Naivität verharren. Auf diesem Gesetz beruht die Lebenskraft jeder Religion.

Es ist nun keineswegs gesagt, daß alle aus jener früheren Epoche überkommenen Lehrsätze, namentlich die moralischen, auf das wirkliche Leben bezüglichen, ihre Gültigkeit und Wirksamkeit dort verlieren, wo sich jener Umwandlungsprozeß in der Denkart vollzogen hat, allein sie behalten diese Giltigkeit nur, insoferne sie das Ergebnis einer ungetrübten natürlichen Anschauung sind, da auch an diesen von naiven Augen aus dem Lebensbuche der Natur abgelesenen Gesetzen die Wissenschaft nicht vorbei kann. Diese aber steht auch mit jenen Gesetzen keineswegs in Widerspruch, kann nie mit ihnen in Widerspruch stehen, da sie mit diesem Widerspruch an den eigenen Lebensbedingungen rütteln würde. Nun aber ist eine Religion keineswegs nur das Resultat einer naiven Anschauung, sondern sie hat Zusätze erfahren und erdulden müssen, welche ihr den Charakter eines für allezeit Feststehenden entzogen haben. Aus der Zeit, aus ihren Verhältnissen und Wandlungen stammen diese Zusätze, waren also für die Zeit und ihre Verhältnisse berechtigt, verlieren aber ihre Berechtigung in andern Zeiten und bei andern Verhältnissen, welche nach ihren Bedingungen sich entwickeln und sich zu entwickeln das unbestreitbare

Recht haben. Daraus folgt wieder, daß eine Religion kein Feststehendes, für alle Zeiten Giltiges sein kann, daß sie dies nur insofern ist, als sich die natürlichen Gesetze der Menschenentwicklung in ihr wiederspiegeln; daraus folgt ferner, daß jede Religion, welche sich als ein Festgewordenes in die Entwicklung der Menschen hineinzuschieben versucht, dieser Entwicklung als geschworner Feind entgegen tritt, dieselbe wie ihren Feind behandelt, aber ebenso hinnehmen muß, wenn sie von dieser Entwicklung als Feind behandelt wird, als Feind, mit dem nicht und niemals paktirt werden kann. Es bleibt also nur eins übrig: entweder die Religion, die festgewordene, aus dem Stadium des ewig Fließenden herausgetretene, bequemt sich in diesen Fluß wieder hinein zu treten, oder aber sie stellt ihre Forderung ein, das staatliche und gesellschaftliche Leben nach ihren Gesetzen zu regeln. Thut sie weder das eine noch das andere, so beginnt der Kampf, der unerbittliche und rücksichtslose Kampf des Lebens gegen die erstarrte Religionsform, ein Kampf, der nicht anders enden wird, bis diese Form in Trümmer geschlagen ist. Statt der Reformation in der Kirche kommt es zur Revolution gegen die Kirche, unter der wir eine gewaltsame Umänderung der bisherigen Lebensverhältnisse verstehen, aber dadurch, daß sich dieser notwendig gewordenen Umbildung und Neuschöpfung das Element der Gewalt beimischt, verliert jene an sich nicht ein Atom ihrer natürlichen Berechtigung. Dadurch also, daß ich eine Reformation eine Revolution nenne, ist noch nichts geschehen, sondern der Umbildungsprozeß nur in seiner äußeren Erscheinungsweise charakterisiert. Dadurch, daß ich sage, da und da hat eine Revolution stattgefunden, bestätige ich nur, daß eine Reformation unmöglich war, denn wo diese sich hätte auf natürlichem und ruhigem Wege vollziehen können, wäre es nicht zur Gewalt gekommen. Nun aber trägt auch die Gewalt ihren doppelten Charakter, sie ist einerseits aktiv, anderseits passiv. Die letztere stellt sich auf den Standpunkt, daß sie sagt: das habe ich und behalte ich; Wer will es mir nehmen? Demgegenüber sagt die aktive Gewalt: ich nehme es. Der Kampf ist da, und es ist ein müßiges Treiben, darüber simulieren zu wollen, wer von den beiden Gewalten Recht hat. Gewalt hat nie Recht; sie ist nur das rohe Mittel, welches die Natur, nicht die Kultur, die sich auf das „Recht“ gründet, dem Barbaren in die Hand gibt. Das Recht des Stärkeren ist ein Naturgesetz, welches keine Kultur aus der

Welt schaffen kann, aber dieses Naturgesetz tritt eben auf den verschiedenen Kulturstufen in verschiedenem Gewande auf. Als die Germanen ihre eroberten Äcker verteilten, geschah dies nach dem Prinzip des Hammerwurfes: was ich mit meinem Hammer erwerfen konnte, gehörte mein. So äußert sich die natürliche Stärke auf der untersten Kulturstufe als ein Gesetz. Nun aber kommt mein Sohn. Er hat nicht die Kraft des Armes oder eine größere als ich. Damit ist klar, daß nach demselben Gesetz der Stärke ihm ein niederer oder größerer Teil zufallen muß. Er wird abgeben oder gewinnen müssen und dazu bedarf es denn des primitiven Hammerwurfs nicht noch einmal, sondern die Besitzverhältnisse werden, da sich mit dem Absterben der ersten Generation auch die natürlichen Stärkeverhältnisse geändert haben, sich nun nach diesen Stärkeverhältnissen von selbst ordnen. Das wäre natürlich und ideal gewesen. So aber kam es nicht. Die Gewalt trat ein. Der Besitz verlockte zur Mehrung des Besitzes. Der Nachbar schlug den Nachbarn tot und nahm ihm das Seine. Das war Gewalt. Und in dieser Richtung schritt die Entwicklung des Mittelalters fort, die Kirche selbst wurde in diese Richtung hineingezogen, da sie die Not und Schutzlosigkeit der Leute benutzte, ihren Besitz zu nehmen. Sie stand also selbst auf dem Standpunkt der Gewaltthat. Die Folgen blieben nicht aus. In dem Augenblick, wo das Maß ihrer aktiven Gewalt erschöpft war, trat sie in das Stadium der passiven Gewalt: ich habe und behalte, und dem gegenüber stellte sich nun die aktive Gewalt des Lebens: ihr den alten Raub, den materiellen und ideellen, zu entziehen. An ihr erfüllte sich ein ewig giltiges Gesetz. Eine Kirche, welche ihre soziale Aufgabe, mit dem ihr anvertrauten Gute zu Gunsten ihrer Schutzbefohlenen zu wirtschaften, ihre reichen materiellen Mittel aber anderseits in den Dienst der geistigen Fortentwicklung zu stellen und so auch den Völkern einen geistigen Schatz zu schaffen und zu mehren, erfüllt hätte, würde nicht angegriffen worden sein. Daß dies dennoch geschah, zeigt, wie die unnatürliche Verschiebung aller Verhältnisse eine Korrektur zur Notwendigkeit gemacht hatte. Nun aber trat ein zweites Moment hinzu. Die Kirche hatte die Vormundschaft über die geistig Unmündigen übernommen. Diese Vormundschaft hatte sie früher und später, dann aber in immer geringerem Umfange dahin verstanden, daß sie dafür zu sorgen habe, ihrem Mündel eine geistige Erziehung mitzugeben, welche ihm ein

späteres Alleinstehen und Alleindenken ermöglichen sollte. Dieser Pflicht vergaß die Kirche mehr und mehr; es entwickelte sich in ihr das Prinzip, die Unmündigkeit der ihr Anvertrauten aufrecht zu erhalten, damit sie so im Besitze der erworbenen geistigen und materiellen Macht bleibe. Das gelang nicht. Denn mit dem Wachstum des Volkes entstanden Schulen, geistige und technische Anstalten außerhalb der Kirche. Das Wachstum zur Mündigkeit vollzog sich, wenn auch in einem weit kleineren Kreise, als es hätte geschehen sollen, dennoch und trotz der Kirche. Das kirchliche Element trat in diesen Anstalten mehr und mehr zurück, die Verweltlichung der Schule schritt vorwärts, immer weiter und weiter und bereitete jene Macht, welche sich endlich stark genug fühlte, mit positiven Forderungen an die pflichtvergessene Kirche hinanzutreten. Sie blieb starr, sie griff zu dem Prinzip der passiven Gewalt. So kam das Unglück. In dem Kampfe gegen die widersachende Kirche erschöpften sich die besten Kräfte unseres Volkes. Kräfte, welche zu positiv schöpferischer Arbeit berufen schienen, wurden verausgabt im negativen Kampfe gegen eine dem positiven Leben sich entgegenstellende Institution. Wohl ward der alte starre Machtbau erschüttert, in seinen Grundfesten untergraben, aber die Kraft des Volkes war verausgabt, sein Leben in der schönsten Entfaltung gehemmt. Eine Reformation, eine Renaissance sollte es werden, eine Revolution ist es geworden. Aber daß es eine Revolution war, gab der Haltung der Kirche auch nicht um Nagels Breite größere Berechtigung.

Wie wir nun die Frage nach dem Rechte einer Gewaltthat ablehnen, so lehnen wir gleicherweise diejenige nach Schuld und Verdienst ab. Daß ein Dummer dumm ist, ist sein Schicksal, nicht sein Verdienst, und daß in den maßgebenden und führenden Kreisen auf allen Gebieten damals keine größere Einsicht herrschte, war ebenso ihr Schicksal. Nach der Ursache dieses Schicksals kann man fragen, und wenn man die nächste Ursache auch darin erblicken mag, daß man der geistigen und materiellen Not des Volkes keine genügende Aufmerksamkeit und Teilnahme widmete, so lagen dieser Ursache doch unzählige andere zu Grunde, welche sich der Beeinflußung der damals lebenden Generation längst entzogen hatten. Man sagt wohl, ein rechter Mann am rechten Fleck, und alles wäre anders geworden. Ganz gewiß! Aber dieser rechte Mann am rechten Fleck ist eben auch kein Zufallsprodukt. Nur

bei einer gesunden Fortentwicklung kommt der rechte Mann an den rechten Fleck, in einer ungesunden Zeit verbraucht er seine Kräfte eben am unrechten Fleck.

Gestanden wir der Religion in der Kindheitszeit der Völker oder eines Volkes das natürliche Recht zu, das ganze Leben mit ihrem Wesen zu durchdringen, so fällt dieses Recht in dem Augenblick, wo der Einzelne, ein Volksteil oder das ganze Volk das kindliche Alter verläßt, und zum Selbstdenken fortschreitet. Die Religion kann nun nicht mehr die Forderung stellen, das staatliche und gesellschaftliche Leben nach ihren Normen zu regeln, sondern sie behauptet ihr natürliches Recht, aber nicht das Recht zur Gewalt, welche darin besteht, das natürliche Wachstum, den Fortschritt aus dem Kindheitsalter durch ein Mittel zu hemmen, und den oder die Betreffenden auf dem Standpunkt ewiger Unmündigkeit festzuhalten. Ihr Wirkungskreis schränkt sich also ein, er zieht sich aus der Allgemeinheit, die er ehedem umfaßte, auf immer engere Kreise zurück, er richtet sich zuletzt an das Individuum selbst. Wenn aber die Kirche hier ihre Aufgabe richtig erfaßt, von allen weltlichen und äußerlichen Begehrungen läßt und sich dem reinen Gemütsleben zuwendet, wie dies nicht anders möglich ist, seitdem das äußere Menschenleben sich nach seinen eigenen Gesetzen zu regeln begonnen, wird es ihr umsomehr gelingen, durch das Individuum hinwiederum den Verbänden der Individuen, dem Staat und der Gesellschaft, einen positiv religiösen Charakter mitzuteilen und dort zur praktischen Geltung zu bringen. Also nicht direkt im Gegensatz zum modernen Staat, sondern indirekt durch geistige und moralische Erziehung vermag die Kirche fernerhin diesem Staate einen bestimmten Charakter zu erhalten. Es kann daher auch niemals die Aufgabe einer richtig verstandenen Religion sein, Erkenntnisse und Folgen dieser Erkenntnisse hintan halten zu wollen, sondern sie hat vielmehr dafür zu sorgen, daß die ihr anvertrauten Individuen, woferne sie einmal die Stufe zum Erkenntnißleben überschreiten, aus dem Glauben zum Wissen vorzudringen sich anschicken, hier nicht auf Resultate stoßen, welche sie verwirren, so daß nun der Wirrwarr aus dem einzelnen Gemüte hinausdringt und auflösend und ansteckend das Ganze ergreift. Vermag die Religion des mystischen Elementes nicht zu entbehren, wie dies auf lange hinaus ein großer Teil der Menschheit nicht zu entbehren vermag, da dieser große Bruchteil der Menschheit

das kindliche Stadium, das Stadium des Gemütslebens nicht verlassen wird, so hat die Religion doch anderseits die Pflicht, ihre Formen fortwährend also weiterzubilden, daß sie mit den festen Ergebnissen der Wissenschaft, der realen und unumstößlichen Erkenntnis nicht in Widerspruch stehen. Denn der Glaube steht von Natur aus nicht im Gegensatz zur Erkenntnis, sondern bildet sogar deren Vorstufe. Nur ein unnatürlicher, verdorbener Glaube stellt sich dieser Erkenntnis hemmend in den Weg. Eine Religion aber, welche auf solcher Basis ruht, wird sich auch stets anmaßen, das Wissen bekämpfen zu wollen, sie wird, da es ihr selbst und ihren Trägern an jeder Erkenntnisfähigkeit fehlt, ihre Inferiorität so wenig zugestehen, als sie dieselbe erkennt. Es könnte sich also bei einer richtigen und natürlichen Verteilung und Ergänzung der Denkarten und Denkformen niemals darum handeln, eine Kulturstufe durch die andere verdrängen zu wollen, eine ältere Kultur zur Despotie einer jüngeren fortgeschrittenen zu machen, sondern es könnte sich nur darum handeln, zwischen Glauben und Wissen zu vermitteln, die Brücke zu finden, über welche sich der Verkehr eines Menschenbruchteils mit dem andern zu vollziehen vermag. Eine Religion aber, welche dieses erste und Grund legende Gesetz außer Acht läßt, welche von ihren Grundwesen abgeht, die menschliche Erkenntnis in ihrem Fortschreiten zu verfolgen und nach dieser Erkenntnis ihre Glaubenssätze zu regeln und immer wieder von neuem zu regeln, ist keine Religion mehr, sondern ein erstarrtes Gebilde, welches lebenspendend nur so noch zu wirken vermag, daß es zerbröckelt und sich vollkommen zersetzt. Denn „Religion" bedeutet „rücksichtliche Beachtung"; das Wort selbst enthält in seiner ursprünglichen Bedeutung den Begriff der Sammlung. Es soll zusammengefaßt werden, was der Menschengeist erkannt hat, und diese gesammelten Erkenntnißsätze sollen durch rücksichtliche Beachtung zur Grundlage werden, aus denen die Gesetze der menschlichen Lebenshaltung selbst empor sprießen. Nun ist aber die Erkenntnis keine stillstehende, sondern eine beständig fortschreitende. Zu einem Stillstande also durfte es auch in der Religion nicht kommen. Kommt es trotzdem dazu, so wird diese Religion mit der fortschreitenden menschlichen Erkenntnis in Konflikt geraten, sie wird aus einem sammelnden, sich fortwährend ergänzenden, positiv schöpferisch wirkenden Element in der menschlichen Geistesentwicklung zu einem zerstreuenden, sich fortwährend mindernden,

negativ und zerstörend wirkenden Elemente. Aus dem Prinzip höchster Gewissenhaftigkeit wird sie zum Prinzip höchster Gewissenslosigkeit. Ein auf solcher Basis beruhendes Institut kann nur den Beruf haben, zu Grunde zu gehen, und es wird diesem Ende um so schneller und jäher verfallen, als die Erkenntnis und mit ihr das Menschenleben überhaupt wächst und sich zur natürlichen Gesundheit entwickelt; der Glaube soll das Wissen so wenig negiren, als dieses den Glauben, sondern beide sollen einander befruchtend und weiterbildend durchdringen. Wo aber der erste von diesem Standpunkte läßt, und sich zum herrschenden Prinzip aufzuwerfen sucht, da wird er den Widerstand erfahren, und die größere oder geringere Kraft dieses Widerstandes vermag nur einen Maßstab für die größere oder geringere Verkommenheit des Glaubens selbst abzugeben.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wollen wir nun zu Janssens Werk selbst übergehen und untersuchen, wie weit er mit seiner Darstellung die Wirklichkeit erreicht, inwiefern er in den Zusammenhang der Dinge selbst eingedrungen ist und unsere Erkenntnis durch seine Arbeit vermehrt hat.

Volksunterricht und Wissenschaft.

In einem Buche sind es gewöhnlich die ersten und die letzten Seiten, auf denen wir der Anschauung des Verfassers näher kommen. Die ersten orientieren uns über die Punkte, von welchen der Verfasser ausgeht, die letzten über das Ziel, wohin er gelangt ist. Sehen wir uns daraufhin die ersten Seiten des ersten Buches etwas intimer und genauer an!

„Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bietet die Geschichte des deutschen Volkes nach mehr als fünfzigjähriger Zersetzung der religiös-sittlichen und staatlichen Zustände und nach langer öder Unthätigkeit und Barbarei auf dem Gebiete des Unterrichts und der Wissenschaft das erfreuliche Bild neuer gesunder Entwickelung." Das deutsche Leben strebte nach einer Reformation, meint Janssen, und dieses Streben stand „in wesentlichem Zusammenhang mit der welthistorischen Wirksamkeit des deutschen Kardinals Nikolaus von Cues". Dieses Bild, dieser erste Eindruck, den uns Janssen vorführt, ist richtig und falsch; richtig, insofern das Bild in heller Farbe steht, falsch, insofern die Schatten fehlen. Denn war auch mit dem Abschluß der großen Konzilienperiode und dem fast gleichzeitigen Absterben der Luxemburgischen Dynastie der bisherige Verfall an eine gewisse Grenze gelangt, die zentralen Gewalten, Kaisertum und Papsttum, vermochten sich in den Mittelpunkt des deutschen Lebens nicht wieder hineinzuschieben. Eben war der zweite große Städtekrieg zu Ende geführt worden, eine Entscheidung hatte er nicht gebracht, Fürstentum und Städtetum hatten sich in ihren Positionen behauptet. Von einer zusammenfassenden Kraft war in Deutschland nichts zu spüren, und dem

entsprach es, daß Böhmen einstweilen unter Georg Podiebrad seine bisherige führende Stellung an der Spitze der Verhältnisse im östlichen Deutschland wieder gewann. Selbst gegen Kaiser und Papst wagte der ketzerische Georg in die Schranken zu treten, die nationalen Königtümer des Ostens, Polen und Ungarn, schwangen sich neben Böhmen mächtig empor und in Deutschland fanden diese Mächte ihre Bundesgenossen. Unentschieden war der Kampf des Fürstentums mit dem Städtetum geblieben, unentschieden, weil die Gegensätze innerhalb des Fürstentums selbst noch nicht ausgeglichen waren. Und diese Gegensätze brachten den Krieg des älteren Fürstentums gegen das jüngere, der Wittelsbacher gegen Habsburg-Hohenzollern-Württemberg. Reichsreformpläne wurden geschmiedet, aber dem Habsburger, der auf dem Kaiserthrone saß, waren sie ein unverständlicher Gedanke. Ebenso war das Papsttum reaktionär. Pius' II. Auftreten in Mantua ist Janssen wohl bekannt: die Konstanzer und Baseler Prinzipien, die Prinzipien der Reformation, wurden als ketzerisch verdammt. So blieb die Wirksamkeit des deutschen Kardinals Nikolaus von Cues eine beschränkte, eine welthistorische ist sie nicht geworden. Hier stand der rechte Mann am unrechten Fleck. Nach kaum einem Vierteljahrhundert war in Deutschland von den Reformationserfolgen des Kardinals nichts mehr übrig. Sein für den Papst Pius II. ausgearbeiteter Entwurf zu „einer Generalreform" blieb ein totes Schriftstück. Das ganze Wirken des Kardinals läßt sich in die Worte zusammenfassen, daß er, selbst aus der Reformationsepoche der großen Konzilien hervorgegangen, — also keine unvermittelte Lichtgestalt — den Reformgedanken, der sich durch die langen Beratungen und Verhandlungen verflüchtigt hatte, von neuem zu konzentrieren suchte und denselben so als eine lebendige Einheit einer späteren Zeit vermittelte. Eine Reform „an Haupt und Gliedern" — das war das Begehren, die laute oder stille Forderung aller. Aus der Sphäre der Demokratie, welche die Konzilien beherrschte, trug der Kardinal den Reformgedanken nach oben zum Papstthum. Hier ward er begraben. Eine neue demokratische Bewegung erst wird denselben wieder zum Leben erwecken können. Janssen wird zugeben müssen, daß der Reformgedanke unausführbar blieb, so lange ein Friedrich III. einerseits das Haupt bildete, solange andrerseits das Papstthum in jener Verfallsepisode begriffen blieb, die mit einem Alexander VI. den Höhepunkt erreichte. Denn

in diesen Papstwahlen spiegelte sich der Geist der römischen Machthaber. Daß diese Wahlen so unglücklich ausfielen, war kein Zufall, sondern eine Notwendigkeit, die regelrechte Konsequenz des sittlichen und religiösen Verfalls der Kurie. Also am Haupte und vom Haupte aus, war keine Reform möglich. Damit fiel die Reform an den Gliedern von selbst. — Wenn nun Janssen weiter die Lichtgestalt des Kardinals in ein noch höheres Licht erhebt, so macht das seinem Gefühl nur Ehre, aber es ist unhistorisch. Das Sehnen Janssens, daß eine Reform damals zustande gekommen wäre, spricht deutlich zu uns, aber wir müssen mit ihm bedauern, daß sie unmöglich war. Er kann ja sagen, „wenn das und das gewesen wäre", — aber es war eben nicht. — Was ferner die wissenschaftliche Bedeutung des Kardinals betrifft, so erscheint er uns wieder als der Mann am unrechten Fleck. „Der Kardinal erschloß das richtige Verständnis der großen Meister der alten Scholastik, hob die Mystik aus den Untiefen des Pantheismus zur bestimmten lichten Abgrenzung Gottes und der Welt empor und bahnte eine mehr wissenschaftliche Behandlung der ganzen Glaubenslehre an." Wir wollen einmal zusehen! „Gott und die Kreatur ist ein und dasselbe." Alle Kreatur ist wie begrenzte Unendlichkeit oder geschaffener Gott." „Die Welt ist der sinnlich faßbare Gott." „Der Mensch ist der menschliche Gott", das sind philosophische Aeußerungen des Kardinals. Es drängte ihn aus dem Dualismus hinaus zur Einheit. Ob er mit seiner Anschauung, die in Obigem teilweise wiedergegeben ist, zu einer „bestimmten lichten Abgrenzung Gottes und der Welt" gelangt ist, überlasse ich den Theologen zu beurteilen. Für profane Augen ist diese Vermengung, dieses sich im Kreise drehen weit mehr das Zeichen innerer Konfusion, als das einer klaren Anschauung. Wohl wurde Gott nach dieser Anschauung zur absoluten Einheit, seitdem die Welt mit ihm identisch ward, der Gegensatz von Gott und Welt, an dem alle Philosophie bisher den Kopf zerbrach, ist scheinbar beseitigt, aber mit dem Augenblicke, wo man sah, daß die Welt das Unendliche sei, wurde der Cusanische Gottesbegriff unhaltbar. Entweder zurück zum Dualismus oder vorwärts zur Verflüchtigung der Gottesidee im unendlichen Universum. Jeder Schritt über Nikolaus von Cusa hinaus mußte antikirchlich sein. So hat Nikolaus den kirchlichen Gottesbegriff nicht zu einer bestimmten Abgrenzung erhoben, sondern er hat den Prozeß der Auflösung dieses

Begriffes gefördert. In der Kirche fand Cusa zunächst keine Nachfolger. Das war natürlich. Aber der erste, der sich auf ihn berief, als seinen Lehrer, der an seine Ideen wieder anknüpfte und sie fortzuführen suchte, mußte an seinem Leibe die Gefährlichkeit dieses Thuns erfahren. Als Ketzer wurde Giordano Bruno, der ehrliche Schüler und konsequente Fortbildner der Cusanischen Ideen verbrannt. Umsomehr bedauern wir mit Janssen, daß Cusa nicht zu einer welthistorischen Bedeutung gelangte. Denn eine Reformation unter seiner Führung würde dieses Ketzergericht und unzählig viele andere der Kirche erspart haben. Bruno wäre ein neuer Kirchenvater geworden, die katholische Religion würde jenen geistigen Fortschritt mitgemacht haben und aus ihrer unproduktiven Erstarrung wäre sie gelöst, für das Leben der Menschheit von neuem befruchtet worden. Für Deutschland wurde Cusa ein Vorläufer des Humanismus.

Unproduktive Erstarrung!? Janssen ist anderer Meinung. Er geht zur Besprechung der Bedeutung der Buchdruckerkunst über, er zeigt, wie das Erwachen zu geistiger Arbeit ein allgemeines wurde, aber er sieht nicht, wie sich in diesem Erwachen der Drang nach Selbständigkeit ankündigt und wie in diesem Drang sich zugleich das Streben, zur geistigen Mündigkeit zu gelangen, offen ausspricht. Eine andere Frage aber ist die — und Janssen hat sie sich nicht gestellt —, wer gründete die Masse von Schulen, die unzäligen Gymnasien, die vielen Universitäten? Die Kirche? — Wir glauben dies durchaus verneinen zu müssen. Und doch wäre es ihre Pflicht gewesen, wenn sie die Aufgabe eines Vormundes begriffen hätte. Unproduktive Erstarrung! „Es war eines der gedankenreichsten und fruchtbarsten Zeitalter deutscher Geschichte; auf dem religiös-sittlichen, auf dem staatlichen, auf dem wissenschaftlich-künstlerischen Gebiet das eigentliche Zeitalter deutscher Reformation.“ So? Aber wo waren denn die Resultate dieser Reformation? Wo kündigten sie sich auf religiös-sittlichem Gebiete? Wo auf dem staatlichen Gebiete? Wo auf dem künstlerisch-wissenschaftlichen? Ist diese ganze Bewegung in die Kirche und den Staat hineingedrungen oder haben beide ihr die Thüre vor der Nase zugeschlagen? Ja wohl, die Mediceer vor allem führten die künstlerisch-wissenschaftliche Bewegung nach Rom. Aber nicht das Papsttum, sondern nur die Päpste huldigten dieser Bewegung. Eine Reformation des Papsttums blieb aus. Eine religiös-sittliche Er-

neuerung erfolgte am päpstlichen Stuhle nicht. Der Verfallsprozeß schritt unaufhaltsam fort. Die letzte Konsequenz wurde gezogen: Papsttum und Päpste gerieten mit einander in einen unlösbaren Widerspruch. Während das eine in voller mumienhafter Erstarrung all das mächtige und glänzende Leben von sich zurückwies, drängte dieses Leben nach der andern Seite um so üppiger empor und führte die Päpste in eine rein intellektuelle Bildungssphäre. Diese innere Halt- und Charakterlosigkeit äußerte sich nach außen in der furchtbarsten sittlichen Entartung. Aber in Deutschland gab es Männer von „echt reformatorischem Geiste". Sie fielen dem Kaisertum zu, nachdem sie das Papsttum in seiner Unfähigkeit zu einer Selbstverjüngung erkannt hatten. Vom Kaiser erwarteten sie die staatliche und religiöse Reformation. Aber dieser Kaiser war Friedrich III., die Personifikation geistiger Trägheit. Sein Sohn war Maximilian. Er führte sein Haus nach Burgund. Habsburg übernahm die Erbschaft Karls des Kühnen, es übernahm die Führerrolle gegen Frankreich. Der Gegensatz gegen den Westnachbar wurde schärfer, er drang immermehr in das Bewußtsein einzelner Volkskreise und erweckte dort die Sympathien und Antipathien gleich stark. „Die Kultur trennte die Völker nicht, sie einte und band. Gemeinsam hatten sämtliche christliche Völker nur einen Feind, den Türken, den „Erbfeind des christlichen Namens". Jetzt kam für Deutschland, für die Anhänger Habsburgs in Deutschland, der Franzose hinzu und die Politik zerriß das Band, welches die Kultur geschlungen. War es nicht so? Und als dann am politischen Gegensatz der nationale sich erhob, da trat ein dritter Feind in den Gesichtskreis der Deutschen: das Papsttum. Es galt, die deutsche Sittenreinheit nach Rom zu tragen, und dabei war nur die Frage, ob man sie dort aufnehmen würde? Zu Konstanz hatten einst die Deutschen darauf angetragen, vor einer neuen Papstwahl den päpstlichen Stuhl vom Unrat zu reinigen, der auch den Reinsten beflecken müsse. Man hatte diesen Wunsch abgelehnt, abgelehnt bis zum Ende des 15. Jahrhunderts und noch länger. Und der Unrat war gestiegen höher und höher. Was sollte nun geschehen? Einmal muß da doch Ordnung geschaffen werden.

Und nun zum Schlusse der Janssenschen Einleitung! „Die wunderbare Entfaltung des geistigen Lebens jener Zeit war nur möglich durch die alle Gemüter beherrschende Lehre der Kirche von

den guten Werken. Wie die Bethätigung dieser Lehre einerseits die unzäligen milden Vermächtnisse, Armenanstalten, Spitäler und Waisenhäuser ins Leben rief, so schuf sie auch die Dome und Kirchen und schmückte die Gotteshäuser in Stadt und Land mit den edelsten Kunstwerken aus, und ebenso gründete sie die Lehranstalten und Universitäten und versah sie mit Stiftungen aller Art." Also die Blüte des geistigen Lebens eine Folge der kirchlichen Lehre von den guten Werken! Hier haben wir den Kernpunkt. Von hier gehen die Fäden rückwärts und vorwärts. Was wird kommen, wenn diese Lehre von den guten Werken einmal angegriffen wird? Nun aber ist diese Folgerung Janssens grundfalsch. Sie ist die vollkommene Umkehrung aller natürlichen Lebensprinzipien. Das Leben soll die Folge einer Lehre sein! Das ist ein neuer Lehrsatz etwa wie der: infolge der Lehre des Pythagoras ward es möglich, daß das Quadrat über der Hypothenuse gleich ist den beiden Quadraten über den Katheten. Wir waren bisher und sind noch der Meinung, daß jede Lehre das Resultat des Lebens, des geistigen Wachstums sei, und nun dreht Janssen diesen Satz um. Wie kommt er dazu? Es ist die einfache Konsequenz seiner ebenso falschen und willkürlichen Annahme, daß außerhalb der Kirche kein Heil, daß die Kirche als Trägerin aller und jeder geistigen und materiellen Entwicklung zu betrachten sei, während wir ihm ruhig erwidern: nein, die Kirche ist nicht Träger, sondern sie wird getragen, getragen von dem Leben und der Gemütsstimmung der Völker. Endigt heute diese Gemütsstimmung, welche der Kirche als Unterlage dient, so ist es mit der Kirche vorbei. Kein Papst und kein Kaiser vermögen eine Gemütsstimmung wieder zu erwecken, die erloschen ist. Also das Leben ist Träger seiner selbst, es ist der Erzeuger aller Elemente, durch welche es in die Erscheinung der Form tritt, auch der Kirchenform. Und in dem Augenblicke, wo sich das Leben von irgend einer der von ihm erzeugten Formen hinweg wendet, erstarrt diese Form und zerfällt in Trümmer. Janssen hätte uns also bei seiner kühnen und ungewöhnlichen Behauptung mindestens einen Beweis davon bringen müssen, daß er recht hat; er hätte uns zeigen müssen, daß es ohne diese Lehre und ihre Erkenntniß zu keinen milden Vermächtnissen, Armenanstalten u. s. w. hätte kommen können und solange er uns diesen Beweis nicht erbringt, halten wir seine Behauptung für falsch. Zu dieser falschen Aufstellung kam Janssen ferner durch

die Annahme, daß alles religiöse Denken sich noch mit dem katholischen Glauben gedeckt habe. Wir wollen darüber nicht streiten, das aber steht fest, daß das religiöse Denken damals in einer mächtigen Bewegung begriffen war, einer Bewegung, von der man nicht von vorneherein sagen konnte, ob sie innerhalb der alten Kirchenform stehen bleiben oder aber dieselbe übersteigen werde. Darauf kam es an, ob die Form der Kirche noch jugendliche Biegsamkeit und frisch fließende Lebenskraft genug besaß, auch diese ganze mächtige Bewegung in sich aufzunehmen und zu gedeihlicher Fortentwicklung ihrer selbst zu konzentrieren. Also nicht die Lehre der Kirche ist der Boden, aus dem diese Bewegung stammt, sondern das erwachende Leben der Völker, und daß wir es gleich hier sagen, das im Gegensatz zu den „Uebelständen und Mißbräuchen" innerhalb der Kirche erwachende Leben. „Milde Vermächtnisse, Armenanstalten, Spitäler und Waisenhäuser" waren Produkte der wachsenden Lebensnot. Man suchte der materiellen Not auf diese Weise die Spitze abzubrechen. „Dome und Kirchen, der Schmuck der Gotteshäuser," waren Produkte der geistigen Not, wie es die Lehranstalten und Universitäten waren, und während sich bei den ersten der gottvertrauende religiöse Sinn bethätigte und man glaubte, sich also die Hülfe des Himmels zu verschaffen, waltete bei der Gründung und Ausstattung der Lehranstalten schon mehr das unbewußte positive Gefühl vor, durch eigene Kraft, durch eigene geistige Arbeit und Förderung der Wissenschaften die geistigen Bildungsmittel zu schaffen, welche eine größere Allgemeinheit befähigen sollten, der geistigen und damit der materiellen Not selbsthindernd in den Weg zu treten. Also das Leben selbst mit seinen Anforderungen und Bedürfnissen, nicht eine theoretische Lehre, ist der lebendig zeugende Faktor.

Nach der von Janssen proklamierten Anschauung müßte er unsere heutige Zeit für die am meisten katholisch-kirchlich gesinnte aller Zeiten halten. Denn alles das, was er da preist, haben wir heute auch und weit mehr. Kunst und Wissenschaft blühen, die Mildthätigkeit hat einen Höhepunkt erreicht, wie nie zuvor, durch die Scharen der Gläubiger geht ein erhöhtes Gottvertrauen — und dennoch bangt alles vor der Revolution. Woher kommt das? — Es ist stets und immer wieder das gleiche Gesetz, welches uns heute wie damals begegnet: die Einseitigkeit einer Kultur erzeugt die Not. Die Not treibt diese Kultur nur noch zu größerer Einseitigkeit. Alle Kräfte

und Faktoren einer älteren Kultur vereinigen sich noch einmal und steigern ihre Produktion zu dem ihnen höchst möglichen Maße. Das Maß reicht nicht aus, die Not zu beseitigen, sie wird nur größer und größer. Es bedarf der Umbildung. Sie muß und wird kommen. Neue geistige, neue kulturelle Kräfte setzen ein und ringen nach Anerkennung, und gegen diese sich fortwährend erneuernden jungen Kräfte vermag die versiegende Kraft der alten Kultur nichts. Entweder sie weicht langsam und dann kommt es zur Reform, oder sie bleibt beharren, und dann kommt es zur Revolution.

Janssen hat also bei seinem Bilde den kleinen Nachsatz vergessen, daß weder ein Nikolaus von Cusa, noch die Unerschrockenen, welche die Aufdeckung und Bekämpfung der Übelstände und Mißbräuche auf kirchlichem Gebiet betrieben, irgendwelchen dauernden Erfolg aufzuweisen hatten. Die Reformation scheiterte, sie wurde von den maßgebenden Kreisen abgelehnt. Es blieb alles beim Alten, ja die Not stieg und stieg und schuf die Grundlage der Revolution. Janssens erstes Bild ist also verzeichnet; er ist an das Warum auch nicht entfernt herangekommen. Zum Verständnis der natürlichen Entwicklung, wie sie kommen mußte und kam, gab er uns nicht den kleinsten Beitrag. Von der scholastischen Methode der Thatsachenerzählung zur kulturgeschichtlichen der Thatsachendurchdringung hat er sich nicht zu erheben vermocht. Mit seinem ersten Hauptsatze: die kirchliche Lehre von den guten Werken war Ursache der Blüte des geistigen Lebens, ging er in die Irre. Wir werden diesen Irrgang und seine Konsequenzen nun Schlag auf Schlag zu verfolgen haben.

Unser Autor führt uns nun mit warmer Anteilnahme in die literarische Welt. Er verbreitet sich über die Bedeutung des Bücherdrucks, und die Stimmen, welche er da anführt, sind warm, wie seine eigene. Durch ganz Europa, selbst bis zu den afrikanischen Inseln begleitete er das Wachstum und den Ruhm dieser deutschen Erfindung. Aber selbst in dieser Darstellung steigt wieder die eigentümliche Anschauung Janssens empor; er zieht die erste falsche Konsequenz aus seinem falschen Grundsatze, daß eine kirchliche Lehre Ursache der Blüte des geistigen Lebens gewesen. Wir halten daran fest, daß jeder geistige Fortschritt nirgendwo anders seine Grundlage und Ursache

hat, als in dem natürlichen Wachstum des Volkes. Und wie dieses Wachstum fortschreitet, so bereitet es sich die notwendigen Mittel der eigenen Förderung. Ist die Buchdruckerkunst ein Produkt dieses Wachstums, so fördert sie dasselbe nun ihrerseits mit urmächtiger Kraft. Wenn nun Janssen erzählt, „daß alle edleren Geister der Zeit die neue Kunst als ein neues Mittel christlicher Missionsthätigkeit betrachtet wissen wollten, die vor Allem dem Glauben, der Kirche und damit zugleich auch aller Wissenschaft und Bildung zu gute kommen sollte, so haben wir ihm zunächst zu erwidern, daß die Schlußfolgerung „vor Allem dem Glauben, der Kirche und damit zugleich auch aller Wissenschaft und Bildung" eine falsche, auf jenem oben besprochenen falschen Grundsatze Janssens beruhende ist. Die Kirche war nicht mehr ausschließliche Trägerin des geistigen Lebens, und so konnte etwas dem Glauben zu gute kommen, was der Wissenschaft und Bildung absolut keinen Vorteil brachte und umgekehrt. Diese „edleren Geister" bewegten sich also mit ihrer voreiligen Bestimmung der zukünftigen Laufbahn der Buchdruckerkunst, in dem Gesichtskreise, der für sie vielleicht maßgebend war, damit aber noch lange nicht alleinmaßgebend und bestimmend für alle Zeiten und alle anderen Geister. Sie schienen Beschlag legen zu wollen auf eine Kunst, die nicht sie, sondern das Leben selbst sich geschaffen hatte; sie hätte ein Privilegium werden sollen für die „edleren Geister", aber das Leben ist gerechter, es verteilt seine Gaben gleichmäßiger und läßt die Sonne für Alle scheinen. Janssen fühlt sich von jeder andern „Tendenz" frei. Wir haben ihm versprochen, das glauben zu wollen. Auf Seite 13 begegnen wir nun der ersten gesperrt gedruckten Stelle: „Fast die gesamte Bücherproduktion des fünfzehnten Jahrhunderts hatte in Deutschland die Befriedigung der literarischen Bedürfnisse der Geistlichkeit zum Zwecke, und nur durch deren rege Beteiligung wurde eine allseitige und gleichzeitige Einwirkung des Buchhandels auf das gesamte Publikum ermöglicht." Also die Geistlichkeit war die Vermittlerin der neuen Kunst und ihrer Folgen an das größere Publikum. Es ist die zweite falsche Konsequenz aus dem falschen Prinzip. Zunächst kommt hier die rein materielle Frage in Betracht: wer konnte Bücher kaufen? Nun natürlich die Geistlichkeit, denn sie saß auf fester Rente. Aber auch andere kauften, so die Gelehrten. Die waren der Mehrzal nach geistlich. Wenn aber die Geistlichkeit im literarischen Leben stand, so

war es natürlich, daß sie Bücher drucken ließ und Bücher kaufte. Hat das mit der Kirche etwas zu thun? Wir glauben: nicht das allermindeste. Will Janssen uns denn glauben machen, daß die Buchdruckerkunst ihren Weg ins Publikum nicht gefunden, wenn sich die Geistlichkeit ihrer nicht angenommen hätte? Angenommen einmal, unsere Gelehrten wären damals nicht zufällig auch Geistliche gewesen, glaubt Janssen, es wäre deshalb ein Buch weniger gekauft worden, die Buchdruckerkunst hätte deshalb eine geringere Einwirkung auf das Publikum gehabt? Und wenn sich das keiner einreden läßt, so wird er eben sagen, nicht als Geistliche vermittelten die Geistlichen, sondern weil sie zugleich im literarischen Leben standen. — Ein zweites Moment ist folgendes: die Möglichkeit vorausgesetzt, die Buchdruckerkunst wäre nicht damals, sondern etwa im Zeitalter der Karolinger erfunden worden, glaubt Janssen, der Einfluß der Geistlichkeit hätte hingereicht, eine „allseitige und gleichzeitige Einwirkung des Buchhandels auf das gesammte Publikum" zu ermöglichen? Ich glaube kaum. Die Germanen hätten die Mönche mit samt ihren gedruckten Büchern zum Tempel hinausbefördert. Also nicht die rege Beteiligung der Geistlichkeit ist die Ursache der schnellen Aufnahme der neuen Kunst, sondern lediglich und immer wieder das bis zu dem Punkte fortgeschrittene geistige Wachstum des Volkes, wo die Erfindung nicht nur notwendig und damit möglich wurde, sondern auch den Boden zu ihrer allseitigen Entwicklung bereitet fand. Wir erinnern hier nebenbei an das einfache natürliche Gesetz, daß keine Erfindung gemacht wird, wenn nicht ihre Vorbedingungen geschaffen sind, d. h. wenn die natürlichen Umstände nicht dazu angethan sind, ihr ein wirksames Fortleben zu ermöglichen. Wir erinnern ferner an ein zweites Gesetz, daß keine Erfindung isolirt steht, sondern sich an sie stets eine für den Erfinder sowohl wie seine Zeitgenossen unabsehbare Reihe von Folgen knüpft. Zu glauben also, daß die Geistlichkeit als solche die Einwirkung des Buchhandels ermöglicht habe, ist eine ebenso große Absurdität, als der Glaube der „edleren Geister" jener Zeit, die neue Kunst sollte sich lediglich ihren einseitigen Zwecken zur Verfügung stellen.

Wir folgen dem Autor weiter. Er berichtet darüber, wie der deutsche Buchhandel eine Fortsetzung und Erweiterung des Handschriftenhandels gewesen, wie er allmählich sich ausbreitete über ganz Europa. Also die neue Kunst hat ihr eigenes Leben in sich, sie geht ihren

eigenen Weg, mächtig und unabhängig von jeder Beschränkung, ihr huldigen die Geister, nicht umgekehrt. Die Bibel steht bei den Erzeugnissen der neuen Kunst obenan. „Bis zum Jahre 1500 wurde die Vulgata beinahe hundertmal aufgelegt, und vor der Kirchentrennung erschienen mindestens fünfzehn vollständige Bibeln in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Mundart.“ (S. 16.) Auf S. 43 wiederholt Janssen diese Versicherung noch einmal. Was soll das? Sind wir denn Alle ungläubige Thomase? — Das nicht, sondern da war ein gewisser Luther, der auch eine Bibelübersetzung veranstaltete, später, viel später, und der mit dieser Arbeit einigermassen Erfolg hatte. Luther ist Ketzer — für den Geschichtsschreiber Janssen war er bereits Ketzer, noch ehe er ein Wort von ihm gelesen. Deshalb konnte Janssen die Wahrheit nicht mehr sehen, wie er sich vorgenommen hatte, da er mit fremden Augen sah. Und weil er mit fremden Augen sah, wurde es ihm unheimlich vor Leuten, die in der Geschichte der Menschenentwicklung so groß und urmächtig dastehen, wie wenige andere. Wie nun an diese Leute herankommen? Zu ihnen hinauf konnte und durfte Janssen nicht, da er in fremdem Banne stand und ihm der Schemel der geistigen Freiheit versagt war. So führte ihn denn sein natürlicher Instinkt dazu, diese Leute zu sich herabzuziehen, tiefer, tiefer, — so, da sind sie: vor Luther haben schon viele andere Bibelübersetzungen gemacht, wie es vor Raphael schon viele andere Madonnenmaler gab. Also so gar groß sind die Leute nicht! Wir geben Janssen nur zu bedenken, daß es ihm passieren kann, indem er an diesen Leuten zerrt, daß er etwas ganz anderes von ihnen zu sehen bekommt, als ihr Antlitz. — Janssen hat sich das nicht so gedacht, er fühlt sich von jeder andern Tendenz frei, aber er konnte nicht anders. Der Instinkt, nicht absichtliches Bewußtsein, ließ ihn diesen Pfad betreten. Man möchte mir einwenden, ich konstruiere mir hier ein Motiv von Janssens Natur zurecht, welches nicht existiert. Also die eigenen Worte Janssens her! Sie müssen uns über die instinktive Denkart Janssens aufklären. In seinem ersten Briefe an seine Kritiker legt Janssen seine Anschauung dar. (S. 3.) „Ich verurteile Niemanden, der unter dem Einfluß seiner Erziehung und des Gesichtskreises, in welchem er aufgewachsen, die Begründer des Protestantismus noch für große, segensvolle Männer hält. Aber als Historiker habe ich das Recht und die Pflicht, mir aus den Quellen

darüber Gewißheit zu verschaffen, ob sie als höhere Werkzeuge zur Verbreitung des Gottesreichs auf Erden betrachtet zu werden verdienen, und habe ihr öffentliches Leben und Wirken so darzustellen, wie unanfechtbare Thatsachen es erfordern." Damit sagt Janssen selbst, daß er die Reformatoren nicht für große Männer hielt. Dann aber haben wir zu erwidern, daß er nicht als Historiker das Recht und die Pflicht hat, nach der Verbreitung des Gottesreichs auf Erden zu forschen, sondern nur als Theologe. Den Historiker geht das Problem eines Gottesreiches auf Erden nur insofern etwas an, als diese Idee Einfluß auf die Entwickelung der Völker und Menschen gehabt hat. Er hat diese Idee nicht als etwas ewig Feststehendes zu betrachten, sondern als eine Form, in welche sich das Denken der Menschen und Völker vorübergehend kleidete. Diese Auffassung der Aufgabe des Historikers, wie sie Janssen hier bekundet, ist ebenso ein falscher Schluß aus seinem falschen Prinzip, das Leben sei nicht Träger aller Lebensäußerungen, sondern diese vielmehr Ursache des Lebens selbst. Aus dieser einseitigen Betrachtungsweise rühren Janssens sämtliche falsche Schlüsse; diese Betrachtungsweise aber basiert nicht in dem Historiker Janssen, sondern mit diesem in dem Theologen Janssen. Nur diesem letzteren konnte es einfallen, andern Glaubensarten ein „einheitliches Zusammengehen" anzutragen, „namentlich gegenüber dem Unglauben und dem Materialismus, gegenüber den Feinden jeder Kirche" (a. a. O. S. 2), während der Historiker nachgesehen haben würde, ob der Unglaube und der Materialismus und jede andere Denkart von der Wahrheit ausschließen, ob nicht die in allen Denkarten enthaltenen positiven Wahrheitselemente eine gleiche Berücksichtigung verdienen, wie die Wahrheitselemente in irgend einem Glauben? Also nicht der Historiker spricht aus Janssen, sondern durch diesen der katholische Theologe. Er wehrt sich dagegen, aber es ist so und kann einmal gar nicht anders sein. So wenig der, welcher sich mit Eau de mille fleurs und zugleich mit Eau de Cologne begossen hat, behaupten kann, er rieche nur nach Eau de Cologne, so wenig vermag Janssen als Historiker den Theologen von sich fern zu halten. Es ist also immer wieder unsere Aufgabe, zu sehen, ob der Historiker oder der katholische Theologe aus Janssen redet, ob der Realismus oder die Romantik ihm die Feder führt.

„Nächst der kirchlichen Wissenschaft und Literatur widmete die neue Kunst (des Bücherdrucks) auch den alten Klassikern ihre Dienste.“ (S. 17.) Also auch in dem Gesichtskreise dieser Leute bewegte sich ein Teil der damaligen Menschen. „Für das Volk erschienen, meist von Geistlichen angefertigt, Gebetbücher, Beichtspiegel, Handpostillen, Erbauungsschriften, Sammlungen von geistlichen und weltlichen Liedern, Volksbücher, Totenzettel, Wandkalender und dergleichen, aber auch Werke natur- und arzneiwissenschaftlichen Inhalts in großer Zahl.“ Janssen will aus dem noch vorhandenen Vorrat an deutschen Schriften eine durchaus günstige Vorstellung von „dem damaligen Bildungsstande der Nation“ erhalten haben. Er betont dabei die Quantität, die Qualität der vorhandenen Schriften übergeht er. Nun mag ja ein Theologe aus Werken, wie sie oben als für das Volk bestimmt angegeben werden, einen recht günstigen Eindruck empfangen, wir aber betonen, daß der geistige Vormund des Volkes, die Kirche, diesem nichts anderes zu bieten wußte, als Gebetbücher, Beichtspiegel und dergleichen, zeigt, wie einseitig und wie kurzsichtig dieser Vormund sein Mündel behandelte. „Aber auch Werke natur- und arzneiwissenschaftlichen Inhaltes!“ Wir fragen, ob die auch „meist von Geistlichen angefertigt wurden?“ Dann aber empfehlen wir, die Werke dieses Inhalts, welche für das Volk bestimmt waren, einmal auf ihre Qualität zu prüfen. Und wer es dabei nicht zu einem heiligen Schauder gebracht hat, soll es uns melden. Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise setzte erst wieder ein, sie zeigte sich in dem Eifer, mit dem man die „Alten“ nach dieser Richtung auszubeuten begann. Erst indem man in diese Schule wieder eindrang, wagte sich auch allmählich eigene Beobachtung und eigenes Denken hervor. Die Kirche hatte für die wissenschaftliche Erkenntnis der Natur bisher so gut wie nichts geleistet, und so sehen wir denn vollkommen naturgemäß die Entwicklung also fortschreiten, daß dort, wo es zu einem wirklichen Ansatze wissenschaftlicher Forschung kommt, der alte Glaube den Rückzug antritt, dort aber, wo die bisherige mystische Richtung des Denkens die beherrschende blieb, auch die Wissenschaft in die Irre ging. Es zeigte sich hier, wie überall, daß eine Wissenschaft, welche ihren Weg nach einem längst bestimmten und festgesetzten Glaubenssystem antreten soll, zu keiner Entfaltung zu kommen vermag. Sie verlangt ihrer Natur gemäß, die Dinge rückhaltslos zu erforschen,

zu erkennen und darzuthun, eine freie, durch kein unerschütterliches Dogma beengte Bahn, sie verlangt das Zugeständnis ihres eigenen freien Lebens, und das ist der Punkt, an welchem sie mit der damaligen Kirche entweder in Konflikt geraten oder zu Gunsten des Kirchenglaubens abermals darauf verzichten mußte, ihr eigenes Leben, das Leben der unbedingten Wahrheitsforschung zu leben, d. h. sie mußte aufhören, Wissenschaft zu sein. Kommt es also zu einer Wissenschaft, so wird sie ihre Wurzeln allein in dem Wachstum des Völkergeistes haben, sie wird, wie aus diesem Wachstum stammend, demselben weiterhelfen, und ihm die Mittel liefern, entgegenstehende Mächte zurückzudrängen und widerstrebende mit fortzureißen. Wir stehen also einerseits vor dem Problem, daß die Kirche dem vorwärtsstrebenden Wachstum des Volksgeistes als solche nichts Neues, nichts Belebendes und Weiterführendes zu bieten vermag, sondern sich lediglich darauf beschränkt, das allgemeine Verlangen mit Gebetbüchern, Beichtspiegeln, u. s. w. zu stillen; wir stehen andrerseits vor dem Problem, daß dieses Leben selbst die Sehnsucht nach einer größeren Erkenntnis seiner selbst erzeugt, daß es zur Erlangung dieser Erkenntnis vor keinem „Halt" stillstehen, sich von keiner unnatürlichen Grenze einschränken lassen wird. Diese Bewegung wird und muß fortschreiten, soweit das in ihr lebende Maß von Energie ausreicht. Und aus der Quantität allein entwirft Janssen ein Bild von der „geistigen Arbeit und Energie jener Zeit", das uns staunen macht. Es ist nun allein die Frage, ob die Kirche, welche dieses Leben weder hervorgerufen noch bedingt hat, Elastizität und jugendliche Kraft genug besitzen wird, sich als geistige Führerin an der Spitze dieses Lebens zu behaupten? Und wenn sie dies nicht vermag, so wird das unfehlbare Resultat sein, daß das geistige Leben über die Kirche hinauswächst und versuchen wird, seine eigenen Wege zu wandeln. Die zweite Frage ist die, ob die Kirche sich von diesem Leben, welches sie selbst nicht mehr zu führen vermochte, wird mitziehen lassen, oder ob sie mit starrer Negation sich demselben gegenüberstellen wird? Geschieht das erste, wird eine Verweltlichung auch innerhalb der Kirche Platz greifen, sie wird aus dem Stadium der Mystik allmählich in dasjenige realer, verstandsmäßiger Denkart überleiten, geschieht das letztere, wird es zum Konflikt kommen, der wie alle Konflikte vorab nicht anders gelöst werden kann, als durch Kompromisse nach beiden Seiten. Denn der

Konflikt bringt den Kampf, der Kampf aber die Schwächung der Gegner, der negativen, versagenden Kraft der Kirche hier, der positiv schöpferischen Kraft des Lebens dort, die endliche Entscheidung bleibt der Zukunft.

Als Resultate der Janssen'schen Darstellung stellen wir also fest: 1. eine mächtige Befruchtung des geistigen Lebens durch die Erfindung des Bücherdrucks; 2. diese Befruchtung geschieht zunächst mehr in dem Sinne einer Erweiterung der allgemeinen Anteilnahme an dem geistigen Leben der Zeit, sie ist zunächst mehr quantitativ als qualitativ; 3. neben den Werken geistlichen Inhalts nimmt die Beschäftigung mit den alten Klassikern, also mit Werken weltlichen Inhaltes, einen bedeutenderen Umfang an; 4. aus dem quantitativen Wachstum erhebt sich naturgemäß eine Mehrung des qualitativen Denkens: die geistige Arbeit und Energie bemächtigt sich aller Gebiete des menschlichen Wissens; 5. während es auf den Gebieten des weltlichen Wissens sofort zu einer Ueberleitung aus der Reproduktion zur Produktion kommt, aus dem Verständnis der Alten zu dem Versuche eigenen Denkens, bewegt sich die Theologie zunächst noch auf dem Gebiete der Reproduktion: die Geistlichen lassen drucken, was bisher geschrieben oder mündlich gelehrt worden war.

Wir fragen nun: war es möglich, daß sich die Theologie auf ihren bisherigen Gesichtskreis beschränkte? Und da lautet die Antwort: nein! Janssen erzählt uns, daß allein die Bibel in mehr als hundert Ausgaben erschien. Legen wir seine Berechnung zu Grunde, so lasen zum mindesten 100 000 Augenpare (nehmen wir aber an, daß auf eine Bibel 10 Leser kommen, was bei der Gemeinschaft der Klöster, der Familien u. s. w. nicht zu hoch gegriffen wäre, so käme eine Million Bibelleser heraus) den vor ihnen liegenden Text. Und da ist es denn doch eine ganz natürliche Folge, daß, wenn man auch noch so sehr an den bisherigen Texterklärungen festhielt, mehr herausgelesen wurde allein aus der Bibel, als dies bisher jemals geschehen war. Dazu kamen aber auch alsbald die griechischen und hebräischen Texte, welche die alten Texterklärungen manchmal als sehr fraglich, ja als unmöglich erscheinen ließen. Wir mögen also eine noch so übereinstimmende Vorbildung, eine noch so gleichartige Neigung, einen noch so bestimmten Willen voraussetzen, es war ganz unmöglich, daß es nicht zu einer Menge von Kontroversen kam. Wer hat nun recht?

Janssen wird erwidern: die Kirche! Ja, aber die lesenden Leute standen doch nicht außerhalb der Kirche, und zudem hatte die Kirche auf Fragen, wie sie jetzt vielfach gestellt wurden, noch gar keine Antwort gegeben. Wer sollte sie also jetzt geben? — Janssen wird wieder antworten: die Kirche! — Und wenn die Kirche es nun nicht thut? Was dann? — Dann wird eben Meinung gegen Meinung stehen bleiben, es werden Parteien kommen, der Konflikt wird weiter wachsen, von Konsequenz zu Konsequenz wird fortgeschritten, und zuletzt kommt der und jener auf dem Wege eigensten Denkens an einen Punkt, wo er entweder auf sein eigenes Denken verzichten oder den Sprung zum „Ketzertum" machen muß. Hier trifft er dann statt auf ruhige Forschung nach der Wahrheit auf die Gewalt, die ihn bezwingen will. Hat er aber Gewalt entgegen zu setzen, wird er sie brauchen.

Janssen berichtet nun über das niedere Schulwesen. Auch da findet er alles in schönster Ordnung. Er weist nach, daß von kirchlicher Seite zu frühzeitigem und fleißigem Schulbesuch der Kinder gemahnt worden sei, die Volkslehrer seien aufgefordert worden, den Geistlichen zu helfen, die Lehrer seien gut bezahlt und hoch geachtet gewesen. Schon die Mahnungen zum Schulbesuch zeigen uns aber, daß er doch nicht so häufig war, als es zu wünschen gewesen wäre, denn wo alles in Ordnung ist, bedarf es keiner Gesetze und Mahnungen. Wir fragen aber weiter: was hatten die vielen, die Unmasse von Geistlichen zu thun, daß sie den Schulunterricht auch nur zum Teil auf die Lehrer abwälzten und wie in Wesel den Lehrern zu Weihnachten Tuch zu einem Rock und eine kleine Goldmünze schenkten? Oder lehnte man vielleicht aus dem Publikum heraus die geistlichen Lehrer ab und warum? Luther weist einmal darauf hin, daß in den Schulen das Evangelium nicht mehr gelesen würde, wie in früheren Zeiten; aus dem religiösen Unterricht sei nur mehr „denn Beten und Singen worden". Janssen bestätigt uns diese Angabe für Wesel, wo die Jugend „im Lesen, Schreiben, Rechnen und Kirchengesang" unterrichtet worden sei. Janssen erzählt auch von katechetischem Unterricht. Nun, den kennen wir ja alle aus unserer Jugend, und meines Wissens hat sich seit jener Zeit in der Methode nichts geändert. Man lernt eine Reihe von abstrakten Fragen und Antworten auswendig, aber von dem Sinn dieser hochwichtigen Dinge erfährt man nichts. Zu einem Denken und damit wirklichen Verarbeiten, zu einer inner-

lichen Aneignung des Gelernten, die nur durch eigenes Denken, nur durch eigene Arbeit erzielt werden kann, kommt es da nicht. Was in allen anderen Unterrichtsfächern erstes Prinzip, den Schüler zum Denken zu führen, hier ist, soweit meine Erfahrung reicht — und sie ist nicht gering — das Gegenteil Prinzip, es zu keinem Denken kommen zu lassen. Das Prinzip der geistigen Bevormundung wird in so hohem Maße falsch angewendet, als es nur denkbar ist. Janssen findet darin nichts Unnatürliches und Ungehöriges. Davon wird sich jeder überzeugen, der seine Darstellung von der „Erziehung" nachliest. Daß das Kind eine keimende Individualität ist, daß die Eltern und Erzieher nur das Recht haben, diese Individualität in ihrem reinen Charakter zu bewahren, wo sie aus Unwissenheit sich selbst verliert und verirrt, mit treuer Lehre nachzuhelfen, in selbstloser Sorge zu wachen, daß sich die dem Kinde einwohnenden positiven Charakteranlagen in ihrer vollen Konsequenz zu einem harmonischen Gesamtwesen entwickeln, davon findet man in dieser Pädagogik auch nicht die leiseste Spur. Es ist die Mönchspädagogik, welche da dargelegt wird, die mehr darauf sieht, was man nicht thun soll, als was man thun soll, jene negative Pädagogik, wie sie in der von religiösem Denken beherrschten Kinderzeit eines Volkes sich zu entwickeln pflegt, die aber unbrauchbar wird, sobald das Leben ein Handeln erfordert. Die Gemütsseite tritt in dieser Pädagogik wohl hervor, daß sie auf positives Denken, wie das Leben des Mannes es erfordert, zu wirken bestrebt ist, kann ihr niemand nachrühmen. Auch die Beispiele, welche Janssen anführt, vermögen uns davon nicht zu überzeugen.

Der Verfasser geht nun zur Darstellung des Predigtwesens über. Er erzählt, daß im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts sich mehrere Synoden mit Anordnungen für Prediger befaßt haben, daß die Gläubigen zu fleißigem Besuch der Predigt angehalten worden seien, daß man selbst die Versäumnis der Predigt für Todsünde erklärt habe und einige die Bannge walt der Kirche angerufen hätten gegen solche, welche die Predigt nicht besuchen. Daß an diesem Nichtbesuch oder mangelhaftem Besuch auch die Prediger selbst schuld haben könnten, kommt Janssen dabei nicht in den Sinn, und doch zeigt er, wenige Zeilen weiter, wie anspruchsvoll die Gläubigen bereits geworden waren. Eigene Predigtämter wurden gestiftet, „die den Inhabern eine ganz uneingeschränkte Muße zum Predigt-Studium ge-

währen sollten", und das geschah nicht nur in großen Städten, sondern auch an kleineren Orten. Daß es wirklich das Verlangen war, gute Predigten zu hören, welches diesen Stiftungen in erster Linie zu Grunde lag, geht aus Janssens weiteren Anführungen hervor, wo er berichtet, wie zahlreich die Sammlungen berühmter Prediger gedruckt und verbreitet, wie den Predigern andrerseits mit guten Hülfsmitteln, Predigtentwürfen, Vokabularien, Exempelbüchern u. s. w. vorgearbeitet wurde, mehr aber noch, wie Janssen darthut, aus dem Inhalt der Predigten selbst. Er erstaunt darüber, „welch' ein umfassendes Verständnis die Prediger oft bei ihren Zuhörern voraussetzen durften". Wir erkennen aus diesen Angaben, daß der Klerus in den Städten genötigt war, Schritt mit der geistigen Entwicklung der Bevölkerung zu halten, während sich auf dem Lande die Predigt auch in ihrer alten Einförmigkeit erhielt. Auf einen Punkt machen wir hier noch aufmerksam: Janssens Beispiele für die Aufnahme der Predigt beziehen sich alle auf Süddeutschland und mit Ausnahme Nürnbergs, auf das Land, welches dem Stamme der Schwaben Heimat war, während die strengen Maßregeln, zu welchen man gegen Predigtversäumnis griff, Norddeutschland (Lübeck und Rostock) zum Ursprung hatten. Janssen nimmt also seine Belege überall her, aber wir glauben nicht, daß diese Scheidung auf Zufall beruht, wenn auch dem „Historiker" Janssen bei ihr nichts auffällt.

Aus den katechetischen Schriften damaliger Zeit entwickelt Janssen nun die Lehre der Kirche von der Gnade, der Heiligenverehrung, dem Ablaß. Namentlich diese letztere beschäftigte damals die Geister sehr lebhaft, und hätte Janssen allein schon aus dem Umstand, daß „in keiner Zeit soviel über den Ablaß geschrieben wurde, als im fünfzehnten Jahrhundert", erkennen können, wie in dieser Lehre oder ihrer praktischen Handhabung ein Hacken war. Auch über die Lehre von der Bilderverehrung weiß Janssen nur Schönes zu berichten; er kommt zu dem Schlusse, „daß für die religiöse Volksbildung damals besser als zu irgend einer früheren oder späteren Zeit gesorgt wurde". Es handelt sich aber nicht bloß um die religiöse, sondern um die ganze geistige Volksbildung, und daß diese „mit dem vielgestaltigen Wunderglauben in den Unterrichts- und Erbauungsbüchern, der sich manchmal auf kindische und ungereimte Dinge bezieht", nicht gefördert wurde, ist wohl klar. Aber die Bibel war in den Händen der Laien. Die-

selben wurden ermahnt, fleißig in der Schrift zu lesen, doch was man nicht verstehe, solle man „ungeurteilt lassen“. So meint der Herausgeber der Kölner Bibel naiv. Der natürlichere Rat war wohl der, wie er anderswo erteilt wurde, Christus oder den hl. Geist vorher um Verständnis zu bitten. Mit einem Buche, das, wie kaum ein anderes, dem wirklichen Menschenleben entstammt, kam das deutsche Volk damals in innige und unmittelbare Berührung. Da klang es heraus und hinein, und als die geistlichen „Führer“ aufhorchten, vernahmen sie alsbald, daß die Musik eine andere war, wie sie sich gedacht hatten. Der Geist des deutschen Volkes schickte sich zur Selbstzeugung an, nachdem er sich bisher mehr lernend und aufnehmend verhalten hatte. Aus jener Passivität des reinen Glaubens, wie sie der Jugend des Volkes gemäß sich in dem Mönchswesen namentlich ausgebildet hatte, aus der Lehre der Cölibatäre, jenem geistigen Opiate, das in einem kindlich naiven Gottvertrauen die Geister länger, als es auf natürliche Weise geschehen konnte, gefesselt hielt, drängte nun der Geist unseres Volkes vor zur Aktivität des Selbstsehens und Selbsterkennens, und wie dies immer geschieht, die vorangehende Epoche lieferte dafür der neu anbrechenden die Mittel. Mit der Bibel sollte das Volk im Kirchenglauben festgehalten werden, und gerade die Bibel führte das Volk aus dem Kirchenglauben hinaus. „Wastu in den heil'gen geschrifften nit versteest, das laß und befiel es der kirchen!“ Und wenn ich es nun anders verstehe oder zu verstehen glaube, so verzichte ich entweder auf meinen Verstand, also auf mich selbst, oder ich verzichte auf die Autorität der Kirche. Janssen meint, das erste sei das Natürliche, weil er es selbst so gemacht, hoffentlich steht er mit dieser Meinung recht vereinzelt und gibt es immer mehr Leute, die das letztere für das Natürliche halten!

Ehe wir weitergehen, haben wir einen Blick auf die elementaren Gegensätze im deutschen Volksleben zu werfen. Es handelt sich einerseits um das Prinzip der Schwere und der Trägheit, andrerseits um dessen Aufhebung. „Nach langer öder Unthätigkeit und Barbarei auf dem Gebiete des Unterrichts und der Wissenschaft“ empfing Janssen „das erfreuliche Bild neuer gesunder Entwicklung“. Also der geistige Vormund des Volkes hatte dasselbe aus der Barbarei nicht zu erheben vermocht. Diese Thatsache steht fest. Es kam darauf an, wer dieses Werk von neuem in Angriff nehmen würde. Die Kirche? Sie

hatte schon mehrmals Fiasko gemacht. Es mußte abgewartet werden, ob sich neben der Kirche eine neue Kraft, die aus dem Leben selbst und seinen Bedürfnissen hervorgegangen war, an die Bewältigung dieser Aufgabe heranmachen würde. Und so sehen wir uns um, wo denn bisher eine mehr rein deutsche Entwicklung stattgefunden hatte. Unsere Augen fallen auf Niederdeutschland. Hier hatte die auf romanischer Grundlage ruhende Idee von der Weltmonarchie ihre hartnäckigsten Widersacher gefunden; die Karolinger gingen zu Grunde, aber die sächsische Opposition war nicht vernichtet. Hier war der Heliand entstanden, eine Uebersetzung des christlichen Mythus ins Sächsische; hier hatte sich die Monarchie der Ottonen erhoben, welche die sittliche Kraft der sächsischen Bauernnatur nach Italien hinübertrug und die erste Reformation des Papsttums ins Werk setzte; hier hatte die Opposition des Deutschtums gegen die zum Absolutismus sinkende Monarchie der Salier ihre Kräfte entfaltet, und im Anschluß an diese Kräfte erst war es Gregor VII. gelungen, seine Reformation zum Teile durchzuführen; hier hatte die Opposition Lothars und der Welfen gegen das Weltkaisertum der Staufer ihren Boden gefunden und die von der romanischen Kirche ausgehende Kreuzzugs-Idee (Bernhard von Clairvaux — zweiter Kreuzzug) hatte hier ebenso eine Uebersetzung ins Nationale gefunden: man zog nicht gegen den Islam, sondern gegen die Wenden; hier war wie die Heimat des Heliand diejenige des Sachsenspiegels und der deutschen Mystik, hier war ebenso das eigentliche Gebiet der deutschen Hansa. Wenn also irgendwo, wird die deutsche Bewegung hier, auf dem Boden Niederdeutschlands, von neuem ihren nationalen Charakter empfangen, denn hier wirken auswärtige Einflüsse nicht so stark, um den durch sie hervorgerufenen Bildungen den nationalen Charakter nehmen zu können. Hier steht der agierenden Kraft des Weltgeistes eine reagierende des nationalen Geistes gegenüber, und der erstere ist, bis er mit seinem Wirken hierher gelangt, bereits so weit mit nationalen Elementen durchsetzt, daß seine Aufnahme nur ein positives Einsetzen des nationalen Geistes zu seiner eigenen Fortentwicklung zu erzeugen vermag. Sehen wir nun näher auf Niederdeutschland, so steht Westfalen mit dem Westen durch seine Zugehörigkeit zu Köln in Verbindung; die Niederlande verbindet der Handel und die Seefahrt mit dem internationalen Geisterleben, zu dem wirkt im Westen der Niederlande die Nähe Frankreichs;

Sachsen ist nach Geschichte und Lage durch Thüringen mit dem südlichen und westlichen Deutschland verknüpft. Hinter diesen Ländern dann die Ost- und Nordgebiete Friesland, Holstein, Mecklenburg, Pommern, Preußen, die Welfenländer, Brandenburg, Anhalt u. s. w. Wir stellen also fest: 1. daß jede Bewegung von Westen oder Süden kommend, je weiter sie nach Osten vordringt, um so mehr eine Umwandlung in nationalem Sinne erfahren wird; 2. daß nach der geographischen Lage eine solche Bewegung zunächst die Niederlande, Westfalen oder Sachsen erreicht; 3. wenn sie hier anlangt und eindringt, wird sie ihre Wellen nicht nur nach Osten weiter wälzen, sondern es wird auch eine nationale Gegenströmung gegen Westen erfolgen. Im Osten hat sie den Rückhalt an dem deutschen Wesen, das um einige Stufen der „Barbarei" oder sagen wir der „Natur" näher steht; sie wird mit dieser Verstärkung des nationalen, d. h. natürlichen deutschen Elements nach Westen zurückwirken und demselben dort ebenfalls eine neue Kräftigung verleihen. Das Band, welches dieses in viele Zwischenstufen auseinandertretende niederdeutsche Gemeinwesen umschließt, ist die niederdeutsche Sprache, deren Lebenskreis sich erstreckt von Dünkirchen bis Reval.

Janssen führt uns nun nach Niederdeutschland. „Auf den Bildungsfond des deutschen Volkes übten die Schulen der von Gerhard Groote in den Niederlanden gestifteten „Brüderschaft vom gemeinsamen Leben den vorteilhaftesten Einfluß aus." Gerhard Groote fand seine Verbindung mit der deutschen Mystik, dem ersten Versuche des deutschen Geistes, erkennend und selbstsehend in die kirchliche Lehre einzudringen, durch Johannes Ruysdael, und dieser geriet bereits mit dem Kanzler der Pariser Universität, mit Gerson, in Konflikt, der ihn der Ketzerei beschuldigte. Paris war damals noch die hohe Schule der Theologie, die keine fremden Götter neben sich duldete. Mit diesem angefeindeten Ruysdael stand nun der ebenso angefeindete Gerhard Groote in Verbindung. Wir haben also eine ansetzende deutsche Geistesbewegung, welche sofort zu der bisherigen romanisch-scholastischen Richtung in Gegensatz tritt. Janssen nennt Groote einen „wahrhaft großen Mann", und wir stimmen ihm bei. Er war der erste, welcher sich daran gab, das Trägheitsgesetz in den Niederlanden aufzuheben. Da traf ihn der Neid der eingesessenen Pfaffen und hemmte ihn, seine Thätigkeit im großen Maße fortzusetzen. So widmete er sich statt

der Belehrung des Volkes durch die Predigt dem Unterricht der Jugend. Nicht von der damaligen Kirche war er autorisiert, sondern von dem in ihm lebendigen, zur That drängenden Geiste der Menschenliebe. Janssen macht uns darauf nicht aufmerksam. In den von Groote errichteten Schulen nun, die bald allenthalben Aufnahme fanden bis weit nach Mitteldeutschland hinein, erwuchs ein eigentümliches geistiges Leben. „Der gesamte Unterricht war von einem christlichen Geiste durchdrungen; der Schüler lernte die Religion als die Trägerin des ganzen menschlichen Daseins, als die Grundlage aller wahren Bildung betrachten.“ Wir weisen im Vorübergehen darauf hin, daß hier Janssens Anschauung wieder mit klaren Worten zu Tage tritt. Aber wir glauben ebenso, ihm den Beweis liefern zu können, daß hier seine nächste Folgerung wieder nicht zutrifft. „Wenn die weite Ausbreitung und die bedeutende Wirksamkeit der Brüderschulen einerseits den Beweis liefern, wie tief das Bedürfnis geistiger Bildung im deutschen Volke empfunden wurde, so läßt sich andrerseits auch daraus ersehen, wie sehr man von kirchlicher Seite bestrebt war, in stiller nachhaltiger Thätigkeit ‚für die Volkserziehung eine feste Grundlage in der Schule zu gewinnen‘.“ Denn 1. ist diese Brüderschaft nicht aus der damaligen Kirche hervorgegangen, sondern gerade im Gegensatz zu ihr entstanden. Gegenüber den Mißbräuchen der Kirche drängte das Leben hier zu einer Reform, zu einer Nachahmung der ersten Christengemeinden zurück. Gütergemeinschaft bildete die ökonomische Grundlage der Gesellschaft, Freiheit und Liebe, also innerer Beruf, das Gesetz. 2. Daß die Brüderschaft im Gegensatz zur damaligen offiziellen Kirche emporwuchs, zeigt allein die gehässige Feindschaft, welche sie von den alten Mächten dieser Kirche zu erdulden hatte. Daß die Päpste schließlich ihre Wirksamkeit anerkannten und förderten, beweist so wenig etwas gegen unsere Darstellung, das Leben selbst sei Erzeugerin dieser Brüderschaft gewesen, als Janssen uns ableugnen kann, daß die Orden, wie sie der Reihe nach entstanden sind, aus dem Leben, nicht aber aus der Kirche hervorgegangen sind. Gewiß, das Leben drängte bisher in die Kirche hinein, und die Kirche besaß bisher auch immer noch die jugendliche Kraft, die Neubildungen des Lebens in ihrem Sinne umzugestalten und zu verwerten, dem Leben Konzessionen zu machen, wenn es mit seinen Forderungen an sie herantrat. Nun aber stehen wir hier vor einer neuen Erscheinung.

Auch sie wird von der Kirche anerkannt, aber wie sie dem Leben entstammte und in die Kirche hineindrang, so blieb sie dem Leben zugewandt. Das ist bedingt durch die Erstarkung dieses Lebens selbst und andrerseits durch die Eigenart des Volkslebens, aus dem diese Erscheinung hervorging. Wir stehen in Niederdeutschland, auf dem Boden einer mehr natürlichen, einer weniger importierten und aufgezwungenen Entwicklung. Janssen ist in dieses natürliche Werden auch nicht entfernt eingedrungen, die theologische Brille hinderte den Historiker daran. „An ihren Früchten aber werdet ihr sie erkennen", und diese Früchte wollen wir nun im Anschluß an die Janssen'sche Darstellung betrachten. „Unter den deutschen Kirchenfürsten war ihr thätigster Gönner der Kardinal Nikolaus von Cusa, der selbst in Deventer unterrichtet worden, der dortigen Schule durch eine reiche Stiftung für zwanzig arme ‚Studierende aus seiner rheinischen Heimat' eine feste Stütze gab und die Ausbreitung ihrer Genossenschaften beförderte." Hier ward also Cusas reformatorischer Eifer geweckt. Denn der reformatorische Gedanke war Grundlage der Brüdergemeinde, und dieser reformatorische Gedanke sprach sich in deutscher Weise, dem Heimatboden gemäß aus, dem die Brüderschaft entsprungen war. Ein Gerhard Zerbold pries den Nutzen des Bibellesens in der Landessprache. Zugleich entwand man sich in diesen Schulen zuerst der alten philologischen Verzerrung und erstrebte und erkämpfte mit dem Erfassen des Geistes der Alten eine reinere und bessere Latinität. Mit dieser Durchdringung der Landessprache in Predigt, Mystik, Gebet und Bibellesen ward die Grundlage einer nationalen Fortentwicklung geschaffen. Der Geist der Reformation, der Emanzipation des nationalen Wesens und der universellen mittelalterlich-kindlichen Völkereinheit hatte diese Leute ergriffen, und dieser Geist sprach sich in der Pflege der Landessprache aus, auf der in erster Linie die Nationalität beruht. „Sein talentvollster Schüler" (des Kardinals Nikolaus von Cusa), fährt Janssen fort, „war einer der Genossen jenes auserwählten Kreises von Jünglingen, die der ehrwürdige Thomas von Kempen in Zwolle um sich gesammelt hatte. Außer Agrikola gehörten dazu vorzugsweise die drei Westfalen Alexander Hegius, Rudolf von Langen und Ludwig Dringenberg, alle drei gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, wie durch hohen religiösen Sinn und Reinheit der Sitten. Sie waren die thätigsten Erneuerer der klassischen Literatur auf deut-

schem Boden, die Väter des älteren deutschen Humanismus, und es ist gewiß merkwürdig (s. u.), daß ihr Bildungsgang wesentlich beeinflußt wurde von demselben Mann, der durch sein Buch „von der Nachfolge Christi“ und seine anderen Schriften als die höchste Blüte ascetischer Frömmigkeit in der Genossenschaft der Brüder vom gemeinsamen Leben dasteht. — Aber diese Erscheinung ist weniger auffallend, wenn man den Geist und das Wesen des älteren deutschen Humanismus gehörig ins Auge faßt und ihn von der jungdeutschen, in geschlossener Wirksamkeit erst seit dem zweiten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts auftretenden kirchenfeindlichen und neuheidnischen Humanistenschule scharf unterscheidet.“

Diese Trennung zwischen dem älteren Humanismus und dem jüngeren ist Janssen ebensowenig von dem Historiker, sondern von dem Theologen eingegeben worden. Der Historiker wird daran festzuhalten haben, daß der Humanismus ein Ganzes ist, welches sich ebensowenig zerreißen läßt, wie der Botaniker einen Baum oder eine Pflanze zerreißt, um ihre Gebilde als einzelne unzusammengehörige Wesen darzustellen. Die Wurzel allein macht den Baum nicht, und wenn Janssen darauf aufmerksam macht, daß der jüngere Humanismus eine kirchenfeindliche Gesinnung zur Schau trug, so hätte er nach all den Ursachen fragen sollen, welche dem Baume dieses Wachstum verliehen. Als eine der ersten Ursachen aber erkannten wir bereits den Boden der Nationalität, aus dem die Wurzel ihre Nahrung sog. Für den „Historiker“ beruht der Unterschied des älteren Humanismus von dem jüngeren zunächst in der Thatsache, daß der ältere Humanismus in Niederdeutschland an die ältere Bewegung in Niederdeutschland, an die Mystik, anknüpfte, daß er weit weniger importiert, als auf niederdeutschem Boden selbst erwachsen und aus dem dortigen Leben hervorgegangen ist. Dem Kulturstande des niederdeutschen Volkes gemäß durchdringt sich in ihm also zum ersten Mal die bisher rein und fast ausschließlich religiös-mystische Denkart mit der weltlichen, natürlichen Denkart der alten Klassiker. Die Verweltlichung der Wissenschaft, des Denkens überhaupt, setzt hier mit stillen feinen Fäden zum ersten Male ein und senkt ihre Wurzelfasern in das von der Mystik gelockerte Erdreich eines zur Selbständigkeit erwachenden Denkens. So lange diese Pflanze am Boden blieb, trug sie den Charakter dieser Heimat, [illegible]dem Wachstum in den internationalen Geistesäther hinaus aber

mußte sich dieser Charakter von selbst ändern. Und wenn nun Janssen fortfährt: „Die älteren Humanisten waren für die großartige Hinterlassenschaft der klassischen Völker des Altertums nicht minder begeistert, als die jüngeren. Sie erkannten darin eines der vorzüglichsten Bildungsmittel, einen unerschöpflichen Fruchtboden edler Gesinnung. Aber die griechischen und römischen Klassiker sollten, ihren Anschauungen nach, nicht studiert werden, um in denselben und durch sie den Zweck der menschlichen Bildung zu erreichen, sondern um als Mittel für christliche Zwecke zu dienen“: so ist diese Beschränkung auf christliche Zwecke nicht Tendenz oder Ursache des Studiums der Alten, sondern die natürliche Folge der Grundlage, von der man ausging. „Sie wollten an dem Geistesleben der Alten sich erfrischen und es wissenschaftlich zu erkennen suchen, jedoch nicht bloß *für die Bildung des Verstandes* und des Geschmackes, sondern vor allem behufs einer tieferen Auffassung des Christentums und einer Läuterung des sittlichen Lebens.“ Diese waren also notwendig, und darum griff man zu den Alten, weil die damalige kirchliche Theologie nicht dazu ausreichte. Dabei aber ließ sich die *Verstandesschulung* nicht umgehen, und so war es natürlich, daß auf das vom Gemütsleben und der Phantasie beherrschte kindliche Denken eine *verstandesmäßige* Einwirkung erfolgte. „Diese ihre Anschauungen waren keineswegs neu. Schon die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte des Christentums hatten aus gleichen Gründen das Studium der alten Sprachen betrieben und empfohlen.“ Die Verweisung Janssens stimmt nicht, sie ist eine theologische, keine historische, denn die alten Kirchenväter standen auf den Trümmern einer absterbenden Kulturwelt, während wir es hier mit dem geistigen Erwachen einer jüngeren Volksgeneration zu thun haben. Das Werk, welches jene hatten liegen lassen, wurde jetzt in Deutschland wieder aufgegriffen, und eine Fortentwicklung dieses Werkes der Anlage und dem Charakter dieses jungen Volkes gemäß war die natürliche Tendenz, welche in diesem Streben zu Tage trat. Wir müssen — und das kann nicht oft genug betont werden — im Auge behalten, daß es sich hier zum ersten Mal für Deutschland darum handelte, sich seiner natürlichen Geistesanlage gemäß mit einer importierten Religion abzufinden, die keineswegs eine Fortsetzung der einstigen natürlichen Religion der alten Germanen war; daß also in diesem Prozesse eine doppelte Umbildung stattzufinden

hat: einerseits diejenige des natürlichen germanischen Volkscharakters in christlichem Sinne, und dabei werden die allgemein menschlichen Elemente der christlichen Religion zunächst angenommen werden, andrerseits aber diejenige der durch andere Völker herausgebildeten christlichen Religion in germanischem Sinne, wobei versucht werden wird, alles abzulehnen, was von fremder Natur und Nationalität mit untergelaufen und dem germanischen Charakter nicht entsprechend ist. Wie die katholische Religion sich bisher eine Einwirkung des germanischen Gemütslebens hatte gefallen lassen müssen und der altnatürlichen Auffassung der Germanen in einer Weise entgegen gekommen war, daß ihr eigener Charakter entschieden darunter litt, so daß man vor lauter Aber- und Wunderglauben den alten reinen Kern kaum mehr zu erkennen vermochte, wie dann die christliche Kirche, um eine weitere Depravation zu verhüten, dahin gedrängt worden war, ihre Lehrsätze in feste Formeln einzukapseln, so mußte sich jetzt diese Religion eine gleiche Einwirkung des erwachenden germanischen Geisteslebens gefallen lassen, und dazu eben wäre es nötig gewesen, jene Kapseln von neuem zu sprengen, da nur so eine Fortbildung möglich wurde. Der Theologe Janssen verweist ferner auf die Schulen des Mittelalters, in denen bis in's 13. Jahrhundert die Klassiker fleißig gelesen worden seien. Aber damals griffen diese Studien nicht über die theologischen Kreise hinaus. Diese Kultur war rein importiert, importiert aus den Ländern der Romanen, sie war kein deutsches Gewächs und fand daher auch in Deutschland keine hinreichende Pflege. Erst jetzt trat der Laienstand, ein weiterer Kreis des Volkes in diese geistige Sphäre ein; erst jetzt war das geistige Wachstum des Volkes so weit fortgeschritten, daß es sich nicht mehr urteilslos jenen alten Autoritäten gefangen geben mußte, sondern sich ihnen als gleichberechtigtes und selbstzeugendes Wesen gegenüberstellen konnte. Erst jetzt begann der deutsche Volksgeist seine eigenen Forderungen zu stellen, und damit stimmt überein, daß die „älteren Humanisten" „die früher vorhandenen und die vielen seit der Eroberung von Konstantinopel neu erschlossenen und durch den Bücherdruck leichter zugänglich gewordenen Schätze nach allen Seiten lebendig zu erfassen und in das Leben des Volkes einzuführen suchten." Von gleicher Verständnislosigkeit der historischen Entwicklung ist Janssens folgende Auslassung: „In ernster Bethätigung ihrer kirchlichen Gesinnung bekämpften sie nicht

die kirchlich-scholastische Wissenschaft als solche, sondern die starre, unbeholfene Form, worin diese damals vorgetragen wurde, bekämpften das vielfache Schulgezänk, die Spitzfindigkeiten und Wortklaubereien geistloser Gelehrsamkeit. Ihre eigene tüchtige scholastische Bildung bewahrte sie vor den Einseitigkeiten und Ausschweifungen sowohl der italienischen als der späteren jungdeutschen Humanisten." Zum ersten haben wir darauf zu erwidern, daß jedes jugendliche Denken zuerst die äußere Form erfaßt; sie ist es, die zuerst in die Augen fällt, und entweder bekämpft wird, wie hier, oder nachgeahmt, wie etwa, als das Bürgertum die Pflege der Poesie vom Adel übernahm, als aus dem Minnegesang ein Meistergesang wurde. An der Form wird die Technik erworben, und von ihr erst geht der Weg zur Auffassung, zur gedanklichen Durchdringung. Zum zweiten haben wir daran zu erinnern, daß jedes jugendliche Wachstum nicht mit Einseitigkeiten oder Ausschweifungen beginnt, sondern mit konzentrierter Kraftfülle; Einseitigkeit und Ausschweifung sind erst Folgen weiterer Einflüsse, welche das harmonische Fortwachsen verhindern. — „Lebendige Erfassung und Einführung in das Volk!" — Das war die Antwort, welche in diesen Kreisen auf die aus dem Leben des Volkes herausdringenden Forderungen gegeben wurde. Es war dieselbe Antwort, welche schon von der Brüderschaft vom gemeinsamen Leben zu geben versucht wurde. Nicht nur, daß die meisten der älteren Humanisten aus ihren Schulen hervorgingen und ihrem Ursprung gemäß die alte praktische, aufs Volk gerichtete Weise festhielten, sondern mehr noch ergiebt sich für uns aus der Thatsache, daß in der Brüderschaft selbst zum ersten Mal das Leben des Volkes demjenigen der Kirche, der weltliche Geist dem der Abkehr von der Welt die Waage hielt. Denn 1. widmete sich die Brüderschaft dem Unterricht der Jugend allgemein, sie verfolgte nicht nur theologische Zwecke; 2. wandte sie der Vervielfältigung der Bücher ihre Kräfte zu, sowohl durch Abschreiben, als später durch Druck; auch dabei blieb ihr Blick auf größere Volkskreise gerichtet; 3. stellte sie sich in das Leben selbst, sie erhielt sich ihm offen, sie schloß sich demselben nicht ab, und obschon sie auf der materiellen Grundlage der Orden (Gütergemeinschaft) sich erhob, konsolidierte sie sich doch nicht nach Art dieser Orden als eine rein theologische Genossenschaft. Wer mit unbefangenem Auge auf ihre Entwicklung blickt, wird zugestehen müssen, daß gerade dieses der Grund

war, warum sie nicht wie die älteren Orden unter die alleinige Leitung und Führung der Kirche und des Papsttums geriet, welche eben alle früheren Orden sehr bald zur Einseitigkeit und damit zur Unproduktivität geführt hatten. Also ein Element der Emanzipation liegt hier vor, der Emanzipation von der Alleinherrschaft der Kirche; die Brüderschaft hielt den Fluten des Lebens ihren Schooß offen. Man möchte mir einwenden, der Mitbegründer der Brüdergemeinde, Florentius, habe auch ein Kloster regulierter Chorherrn gestiftet, aber während die Brüdergemeinde noch lange ihre frische Kraft und Lebensfähigkeit behielt, geriet gerade diese rein geistliche Stiftung bald in Verfall. In dieses Kloster Agnetenberg bei Zwolle trat auf Anraten des Florentius der erwähnte Thomas von Kempen, und aus der alten weltentsagenden Mönchsgesinnung trieb nun diese stillglühende Seele noch einmal eine Blüte empor, welche die Welt mit ihrem mystischen Dufte erfüllte, aber ebenso durch ihre Einseitigkeit und Beschränkung den Boden verrät, aus dem sie erwachsen war. Thomas von Kempen wird von den Katholiken verehrt, von den Protestanten gepriesen, ein Beweis, daß er ein Mensch war, der über den beiden Kategorien stand. Dogma und Kultus sind ihm an sich nur Vehikel seines christlichen Geistes, des Geistes der Verinnerlichung; mit jenen Äußerlichkeiten beschäftigte er sich nicht, wie er ebenso an der Hierarchie stillschweigend vorüberging. Das innere Leben, die Gesinnung ist ihm alles, die Freiheit des Geistes das oberste Gut. Ob man Thomas im engeren Sinne als einen Vorläufer der lutherischen Reformation betrachten darf, wie es von protestantischer Seite geschieht, ist uns fraglich, aber ein Vorläufer jenes geistigen Erwachens des deutschen Volkes zum Selbstdenken und Selbstleben ist der Mystiker Thomas ganz gewiß. Diese auf sich selbst ruhende Gesinnung war das, was er seinen Schülern vermachte, und neben den oben von Janssen Erwähnten gehörte zu diesem Kreise von Jüngern auch Johannes Wessel, der Ketzer, nach dessen Tod (1489) die Dogmatisten die Leuchtkraft des „Weltlichts" an seinen Schriften rächten. Es ist diese Thatsache gewiß nicht minder merkwürdig, als jene oben von Janssen berichtete (s. o. S. 42).

Janssen geht nun weiter mit der Darstellung des vermeintlichen Gegensatzes zwischen älteren und jüngeren Humanisten und streift dabei den älteren Gegensatz in der Scholastik zwischen den Nominalisten und

Realisten. Er meint, „der Nominalismus besaß seinem ganzen Wesen nach einen mehr negativen, zersetzenden und auflösenden, als positiven, Neues schaffenden und aufbauenden Charakter.“ Nun, das ist so eine Privatmeinung, aber kennzeichnend für seine Anschauung. Vielleicht möchte er indirekt dem Realismus den „positiven und Neues schaffenden Charakter“ beilegen, und deßhalb setzen wir ihm und seinen Lesern das Urteil eines Mannes, der auch etwas von Philosophie versteht, nur zu gefälliger Kenntnisnahme her. „Die sogenannten Realisten des Mittelalters haben eigentlich nie ein eigenes Prinzip gehabt, sondern stets nur die Leugnung des Nominalismus zu ihrer Aufgabe gemacht.“ Also auch negativ! Und was gab es denn noch für Scholastiker außer diesen negativen? Janssen mag sich dieserhalb mit Dühring weiterbesprechen. Auch wird Janssen nicht beweisen können, daß die älteren Humanisten von den an den Hochschulen herrschenden Theologen und Philosophen-der scholastischen Richtung nicht angefeindet worden seien. Wo ein selbständiges, ein neues Denken emportrieb, da ward von dieser Seite der am alten Haftenden Widerstand entgegen gesetzt. Es sollte eben über die Weisheit dieser vom Alter privilegierten Herrn nicht hinausgegangen werden, das Kind sollte Kind bleiben, und sich nicht unterstehen, die Dinge einmal mit eigenen Augen zu betrachten, sondern es sollte die Brille ewig tragen, welche ihm diese Pädagogen ins Gesicht gesetzt. Aber das Kind blieb nicht Kind, es wuchs heran, und so begann der Kampf nicht erst und mußte nicht erst beginnen, „als die jüngeren Humanisten die ganze alte theologische und philosophische Wissenschaft als ‚Sophistik‘ und Barbarei verwarfen, für ihre Richtung Alleinberechtigung verlangten, alle wissenschaftliche Nahrung lediglich aus den Quellen der alten Klassiker schöpfen wollten, gegen Kirche und Christentum auftraten und nur zu häufig durch ein lascives Leben den christlichen Sittengesetzen Hohn sprachen,“ sondern der Kampf begann sofort, erst einzeln, dann infolge des durch den Einzelkampf hervorgerufenen Interesses allgemeiner, und so wuchs die jüngere Generation bereits unter dem Zeichen des Kampfes heran, der nun die weitesten Dimensionen annahm. Diese Trennung also zwischen älterem und jüngerem Humanismus beruht auf der Willkür des Theologen Janssen, sie ist ebenso willkürlich, als seine Annahme und Darstellung, die jüngeren Humanisten seien nur so aus reiner Willkür und Uebermut zu Gegnern

der Kirche geworden, willkürlich ist, denn das Hinaustreten der Humanisten in jenes Extrem beruht auf dem gleichzeitigen Hinaustreten der Herrn der älteren Schule in das gegenteilige Extrem, und so kam es statt zu einer ruhigen Fortbildung aus dem Gemüts- zum Verstandesleben, wie ihn das natürliche Wachstum bedingt, zu einer überstürzten Hast, die nur unglücklich zu wirken vermochte, da sie der neuen Bildung nicht Zeit ließ, sich ruhig mit der älteren auseinanderzusetzen, das allmählige Reifen des Verstandes zu fördern und seine Bildung nur um so mehr zu vertiefen, sondern man riß die Früchte unreif vom Baume und flüchtete sich mit ihnen hinter Barrikaden, wo sie statt zur Reife zur Fäulnis gediehen und schließlich als Wurfgeschosse verwertet wurden. Daß das „lascive, den christlichen Sittengesetzen Hohn sprechende Leben" ebensowenig eine Spezialität der jüngeren Humanisten war, werde ich Janssen wohl nicht zu beweisen brauchen, aber daran erinnern möchte ich ihn, daß die Fabel von der verbotenen Frucht auf das kindliche Gemüt wohl wirken kann, da ihm die Mittel fehlen, an diese Frucht hinanzukommen. Wächst aber das Kind heran, so thut's die Fabel allein nicht mehr, es bedarf einer ernsteren, eindringlicheren Lehre, einer Ueberleitung aus der Mystik zum Realismus, aus dem christlichen Sittengesetz zur Kenntnis der Natur, ihrer Ansprüche und Verpflichtungen, die sie dem einzelnen wie der Gesamtmenschheit auferlegt. Hatte der Vormund für diese Ueberleitung vorgesorgt? Und wenn nicht, wen trifft dann wohl die Verantwortung, wenn sein Zögling in die Irre geht?

„So unterschieden sich also die älteren und jüngeren Humanisten in ihrem innersten Wesen." — Von einem innersten Wesens-Unterschied ist nicht die Rede, wie wir gesehen haben, sondern die älteren pflegten die Pflanze in der Hoffnung, sie zum Fruchttragen zu bringen, bei den jüngeren zeigte sich diese Hoffnung als Täuschung, sie wurden gezwungen, die Früchte noch unreif zu bergen. — „Auch darin waren sie unterschieden, daß letztere nur zu häufig bloß von dem schönen äußeren Gewande der Klassiker angezogen wurden, nur deren formalen Nutzen, die Sprache ins Auge faßten, während erstere zu einer tieferen Auffassung des ganzen antiken Lebens durchzudringen sich bemühten." Eben hat Janssen gesagt, die jüngeren Humanisten hätten „alle wissenschaftliche Nahrung lediglich aus den Quellen der alten Klassiker schöpfen wollen", jetzt sagt er, sie blieben bei der Form stehen. Es

ist leider beides wahr, aber nicht wie Janssen meint. Der natürliche Gang der Bewegung ist folgender: Die Herren der alten mittelalterlichen Schule trieben ihr Handwerk in einer gotteslästerlichen Form. Gegen diese Form machten die älteren Humanisten Front und schufen aus ihrer Kenntnis der alten Klassiker eine neue Form. Bei diesem Studium kamen sie auch in Berührung mit einer neuen, ungeahnten Geisteswelt. Aber das rurale Element in ihnen hielt derselben Stand, dem natürlichen Boden der christlichen Weltanschauung, aus dem sie hervorgegangen, entsprach es, daß sie sich bemühten, die neu gewonnenen Gedanken und Gesichtspunkte im Sinne der christlichen Anschauung zu verwerten. Aus den von den älteren Humanisten neu gegründeten Schulen nun ging eine zweite Generation hervor, die also nicht mehr, wie die älteren, in rein christlicher Atmosphäre erwachsen war. Sie ward nicht von dem Elemente des ruralen Schwergewichtes gehemmt, und so drang sie weiter vor, von dem Kampfe um die Form wagte man sich an den Kampf um den Inhalt. Indem aber die jüngeren Humanisten über die Form hinaus an den Kern zu gelangen suchten, fanden sie sich einer anderen Weltanschauung gegenüber, die ihnen solches zu wehren versuchte. So ward ihr Ziel nur unvollständig erreicht; nur hie und da erwischten sie ein Stück des Kerns, während sie sich im allgemeinen mit der Form begnügen mußten. Damit aber geriet ihre ganze Existenz in eine unhaltbare Lage. Sie mußten ihr einen neuen sicheren Boden zu verschaffen suchen. — „Und daneben sollte auch die Muttersprache und die einheimische Literatur, welche von den jüngeren Humanisten als barbarisch verachtet wurde, Pflege und Förderung finden; gerade die altklassischen Studien sollten dem deutschen Volke den Blick in seine eigene Vergangenheit eröffnen und Stoff bieten zu seiner Verherrlichung.“ Es war das gesunde Wachstum, welches aus dem Leben heraus ins Leben zurückdrängte und eine Bereicherung des Lebens zu schaffen versuchte; die älteren Humanisten drangen aus dem Volke empor, und auf dieses blieb ihr rückschauender Blick geheftet; sie durften sich noch mit Hoffnungen tragen, bei den jüngeren wurden diese Hoffnungen zerstört; die von beiden gepflegte Pflanze, welche ein und dieselbe war, wurde durch den Widerstand der Gegenpartei in ihrem gesunden Wachstum gehindert. Diese Gegenpartei stand zwischen den Humanisten und dem Volke; so bekam das letztere von den unreifen

Früchten nur einige zu schmecken, an denen es sich den Magen verdarb. Infolge des willkürlichen Zerreissens eines historischen Prozesses und der ebenso willkürlichen Konstruktion von Gegensätzen ward es Janssen unmöglich, zu erkennen und darauf hinzuweisen, wie dieser hier angebahnte Streit nun nicht mehr auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern auf dem der Theologie naturgemäß ausgefochten werden mußte. Als sich die Theologie, die bisherige Alleinherrscherin, der Emanzipation der Wissenschaft in den Weg stellte, drang die weltliche Wissenschaft auf das Gebiet der Theologie zurück, verlor in diesem Kampfe einen großen Teil ihrer positiven Schöpferkraft, übte aber zu gleicher Zeit eine umwandelnde Wirkung auf die Theologie selbst aus. Janssen erkennt nicht, wie es erst jetzt einem Manne gelingen konnte und gelang, die festen Reihen der Gegner zu durchbrechen und eine Gasse zu bahnen, auf der der theologische Gedanke in deutscher Sprache und deutscher Fassung ins Volk hinauszudringen vermochte; er erkennt nicht, wie neben Luther auch der jüngere Humanismus zuletzt gezwungen wurde, von seinen theoretischen Luftbahnen, in die er durch den aufgenötigten Streit hinausgedrängt worden war, auf festes Erdreich, in das Leben des Volkes zurückzutreten, wie Hutten zur deutschen Sprache griff, um im deutschen Volke für seine Ideen zu wirken, wie er gezwungen wurde, sich in die reale Sphäre seiner adeligen Standesangehörigen zurückzustellen und ihnen die Waffen zur Verfügung zu stellen, mit denen er bisher seine lateinischen Luftthiebe ausgeführt hatte. Aber der eine ist ein Ketzer und der andere ein Heide — und in solchen Leuten kann der Theologe Janssen natürlich kein lebendiges und lebenerzeugendes Element sehen.

Janssen glaubt nun, in Rudolf Agrikola ein Exempel für seine „älteren" Humanisten anführen zu können. „Seine Hoffnung war, Deutschland werde ‚zu einer solchen Bildung und Gelehrsamkeit gelangen, daß Latium selbst es nicht in der Latinität übertreffen soll'." Ein merkwürdiger patriotischer Gesichtspunkt! — Nein, Herr Janssen, wir wollen klare Bahn machen. Weder Ihre „älteren" noch Ihre „jüngeren" Humanisten waren ihrer Natur nach dazu befähigt, das deutsche Leben direkt und ohne Zwischenglied zu sehen und zu erfassen. Sie mußten sich einen Schwarzspiegel herholen, um sich in seinem verkleinerten und farbenentkleideten Bilde nur erst einmal eine Vorstellung von diesem Leben machen zu können. Das hätte immerhin

nichts zu sagen gehabt, wäre sogar als Informations- und Instruktionsmittel ganz vorzüglich gewesen, wenn sie es nun auch gelernt hätten, die Mannigfaltigkeit der Form in ihrer natürlichen Größe und Farbe zu sehen und zu beurteilen. Das aber gelang ihnen nicht, und konnte ihnen um so weniger gelingen, als ihnen die Gegner fortwährend mit ihren göttlichen Offenbarungen das kaum fixierte Bild verwischten. Also der Schwarzspiegel der Latinität und der klassischen Bildung sei nicht verworfen, aber wo er als Ziel eines Strebens im deutschen Volke, wie hier unzweideutig bei Agrikola, hingestellt wird, ist er und bleibt ewig ein negativ und unproduktiv wirkendes Mittel. Es ist die sehr verzeihliche Naivität, welche diesen Leuten im Wege stand, die sie statt in das Studium des wirklichen Lebens, wie es sie umfloß, zum Studium eines Lebensbildes, wie es die alten Klassiker boten, führte und glauben machte, damit wäre der Weisheit höchster Grad erreicht. Aber wie dieser Drang zum Studium und zur Wissenserweiterung dem Leben selbst entstammte, so werden wir sehen, daß das Leben die in die reine Theorie Hinausgeratenen wiederum zwang, ins Leben zurückzutreten, wo sie dann natürlich nicht ihre praktischen Kenntnisse — deren besaßen die wenigsten nur einige — sondern ihre theoretischen in die Wirklichkeit zu übersetzen suchten, und das war denn auch danach. Daß nun bei den „älteren" Humanisten die lebendigen und praktischen Gesichtspunkte noch energischer nachwirkten, rührte, wie gesagt, nur daher, daß sie dem Leben infolge ihrer Herkunft noch näher standen; aus den Bedürfnissen des Lebens waren sie hervorgegangen, während die Unterlage der „jüngeren" Humanisten schon nicht mehr das Leben, sondern die Schule war.

So ist also auch Agrikola nicht der Mann, für den der Theologe Janssen ihn angesehen wissen will. Mit seinem Ruf eines „zweiten Vergil", mit seinen Bemühungen um die Latinität, mit seiner Fürsorge für die Uebersetzungen der alten Geschichtschreiber ins Deutsche, mit seinem Drängen, das Volk zu belehren, die deutsche Muttersprache zu heben und zu vervollkommnen, mit seinen deutschen Liederdichtungen und philosophischen Schriften, mit seiner Anteilnahme an Naturkunde und Medizin, mit seinem Eifer für das Studium des Hebräischen, mit seinem persönlichen Wirken und seinen unausgesetzten Bemühungen für die Aufnahme der klassischen Literatur ist er nur einer jener wunderbaren Männer, die den Sauerteig bereiten halfen, mit denen

das deutsche Geistesleben von neuem durchsetzt und in neue Bewegung gebracht werden sollte. Ob der neue Teig gelingen, ob er schmackhaft werden würde, das konnte auch der Großbäcker Agrikola nur hoffen, nicht vorhersagen. Auch ihn zwang es naturgemäß zu der Grundlage zurück, von der er ausgegangen: er wollte über die Alten hinaus, „denn die Alten kannten den wahren Zweck des Lebens entweder gar nicht, oder ahnten ihn nur dunkel, gleichsam wie durch eine Wolke sehend, so daß sie davon mehr redeten als überzeugt waren." Agrikola fühlte demnach den Unterschied zwischen dem Leben, in dem die Alten gestanden und demjenigen, aus dem er selbst hervorgegangen, und um diesem Rechnung zu tragen, empfahl er naturgemäß ein „Höhersteigen zu den heiligen Schriften, die alles Dunkel zerstreuen, vor aller Täuschung und Verwirrnng sichern." Aus der christlichen Weltanschauung geboren, kehrte er zu ihr zurück: „Im Kleide des hl. Franziskus wurde er in Heidelberg begraben". — Ehe wir weitergehen, wollen wir noch eins im Vorüberwandern bemerken: dem Agrikola trägt seine „Scheu vor einem Amte" nur einen Vergleich mit Petrarka ein, während dieselbe Scheu bei Erasmus von Janssen als sittlicher Defekt des Mannes hingestellt wird. (Vgl. Bd. II. 8.) Mit so ungleichem Maße messen wohl Theologen, nicht aber Historiker.

Aus den Niederlanden, denen die Brüdergemeinschaft und Agrikola angehören, nach Westfalen! Alexander Hegius, der zweite der „älteren" Humanisten Janssens, gehörte diesem Lande an. Der Niederländer Agrikola war sein Lehrer, und in den Niederlanden, nicht in seiner Heimat, in Deventer, fand er später die Stätte seiner großartigen Wirksamkeit. „Hegius hat das unbestrittene Verdienst, die Methode des Unterrichts gereinigt und vereinfacht, die alten Lehrbücher verbannt oder verbessert, die Klassiker zum Mittelpunkte des Jugendunterrichts erhoben und der Schulbildung die Richtung gegeben zu haben, welche sie zur Trägerin eines neuen geistigen Lebens machte." Hier bringt Janssen den Beleg zu meinen obigen Ausführungen, daß die älteren Humanisten in ihren Schulen den Grund zu einem „neuen geistigen Leben" legten, indem sie „die Klassiker zum Mittelpunkte des Jugendunterrichts erhoben", die „alten Lehrbücher verbannten" u. s. w. Also auch Hegius ist Reformator, und zwar noch weit mehr als Agrikola, denn bei Hegius setzte sich die Lehre sofort in die That um. Er war Lehrer

der Jugend und erzog „Unzählige“ zu der „uneigennützigen Begeisterung für den schönen, aber schweren Beruf der Jugendbildung“. (S. 51, 52.) — Leben und Lebenskeime, wohin wir blicken! Und gesund war dieses selbständig emporstrebende Leben des deutschen Volkes noch, denn „die mächtig anregende Kraft des Mannes ruhte vor allem, wie bei Agrikola, in seinem hohen religiösen Sinn, in seinen sittlichen Eigenschaften, in seiner rührenden Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, in dem Zauber seines jungfräulich reinen Gemütes“. So trat dieser Mann, wie viele andere, aus dem reinen und kerngesunden Leben des westfälischen Volkes heraus, eine „glänzende Leuchte“ der Wissenschaft, ein Mann zugleich, der die Reinheit seiner Natur und seines Volksstammes mit empornahm in die Kreise, zu denen ihn seine Bildung führte. Und nun führt uns Janssen in sein eigenes Vaterland. Mit gerechtem Stolze, aber mit ebenso tieffreudiger Liebe stattet er die „besondere, ehrende Erwähnung“ aus, die er den Westfalen vor allen deutschen Volksstämmen damaliger Zeit zu Teil werden läßt. Mit einer jugendlichen Triebkraft sondergleichen erhob sich damals jener Stamm zur Arbeit auf allen Gebieten. Janssen führt ein Zeugnis Werner Rolewincks an, welches an sich und für unsere Kenntnisnahme der Janssen'schen Stellung ungeheuer bezeichnend ist. (S. 53.) „Es ist eine so große Gnade über dieses Land ausgegossen, daß es, nachdem es einmal den Glauben angenommen, nie wieder rückfällig ward. Nirgends ist zu lesen, daß dort Anstifter von Ketzereien sich erhoben hätten. Möge nun die Treue auf Sittlichkeit oder Gläubigkeit bezogen werden, so wird man finden, daß Westfalen in beiderlei Hinsicht durch Gottes Gnade in nicht geringem Maße damit ausgestattet ist. In Handarbeit, wie in der Predigt des göttlichen Wortes, im Studium der Wissenschaften, wie in Verwaltung der Sakramente, in klösterlicher Uebung, wie in der Regierung des Volkes, in allen guten Sitten und in dienstfertiger Hilfeleistung gegen den Nächsten hat es gewissermassen ein Apostelamt für die ganze Welt übernommen..... Einfalt und Redlichkeit zeigt der größte Teil des Volkes und ist gewohnt, vielerlei Gewaltthat zu ertragen.“ Janssen setzt dem hinzu: „Die damaligen Westfalen galten als das ‚wanderseligste Volk‘; man nannte sie, wie die Florentiner in Italien, das ‚fünfte Element‘, weil sie überall zu finden seien, wo die andern vier angetroffen würden.“ Und bei allen diesen Dingen ist Janssen nichts eingefallen. Ihm ist

nicht eingefallen, daß die gepriesene Rechtgläubigkeit sobald einen furchtbaren Schlag erdulden sollte; ihm ist nicht eingefallen, daß das Apostelamt der Westfalen von der Welt zurückgewiesen wurde; ihm ist nicht eingefallen, daß auch die Fähigkeit, „vielerlei Gewaltthat zu ertragen", eine Grenze erreicht. Janssen rührt an alle diese Dinge, von dem gesunden Takte seiner heimatlichen Natur geleitet, aber eine fremde Macht hält ihm, dem zum Sehen drängenden Historiker, die Augen zu. Wohl zogen die westfälischen Apostel in die Welt hinaus, aber nicht nur, weil die Wanderlust sie reizte, sondern weil in ihrer Heimat, in ganz Niederdeutschland (mit Ausnahme vielleicht des Westens) das Feld für sie noch nicht bestellt war. Oberdeutschland war das Land des Humanismus, und hierhin wandten sich die Humanisten aus Westfalen. Sie nahmen ihre rurale Sittenreinheit mit hinaus in die Welt, aber zu einer sittlichen Reformation, wie sie einst von den Sachsen unter Heinrich I. und Otto I. ausgegangen war, kam es nicht mehr. Und weil nun gerade in dieser großen deutschen Bauernebene sich die ökonomischen Verhältnisse nur sehr langsam und sehr ungleich verändert hatten, blieb auch das Denken der Bevölkerung in einem engeren Kreise, in dem Banne einer früheren Kulturperiode befangen. Daher die religiöse und sittliche Kernnatur bei den westfälischen Aposteln, daher aber auch ihr Schicksal, aus ihrer Heimat hinauswandern zu müssen. Hier war mit dem Humanismus nicht viel zu machen, an eine Verweltlichung des Denkens, an ein rascheres Fortwachsen aus dem Gemütsleben zur Verstandesreife war hier so wenig zu denken, wie bei den Bauern der bayerischen Berge. Trotzdem brach die Revolution hier ein, aber sie kam im religiösen Gewande, ja im Gewande der Schwärmer, und da sie also erschien, entwickelte sie hier, gerade hier auf unentweihter westfälischer Erde eine Energie, wie bisher nirgendwo anders. Bis zu den radikalsten Extremen schritt sie fort — und dann erst brach sich ihre Macht, sie brach sich, nicht an der Waffe der Feinde, sondern an ihrer eigenen Ueberspanntheit und der sich von ihr wieder frei machenden Gesundheit des westfälischen Volkes selbst. Es überstand die Krankheit, da es natürliche Kraft genug hatte, sie zu überstehen. Wir haben vorgegriffen, aber der innere Verband der Thatsachen nötigte dazu. Aktion und Reaktion gehören zusammen. Die Aktion bestand in der sittlichen Mission der Westfalen; sie scheiterte und so kam es zu dem natürlichen Rückschlag, daß der Wiedertäufer-

geist, der Geist der altchristlichen Romantik in Westfalen sich verschanzte. Im dritten Bande wird man bei Janssen vergebens danach suchen, wie und warum es zu dem wiedertäuferischen Aufruhr in Westfalen kam. Nach dieser wunderbaren Schilderung des westfälischen Lebens im ersten Bande erhebt sich im dritten Bande ohne irgend welchen Zusammenhang, ohne eine Ahnung der notwendigen Folge, plötzlich vor unsern Augen auf diesem kerngesunden Boden die Revolution. Das Ertragen von vielerlei Gewaltthat wird eben auch einmal unmöglich. Auch da heißt es einmal: Bis hierher und nicht weiter! Aber zittern möchte man vor Ingrimm, wenn man sieht, wie sich solch' reine, echtdeutsche Kräfte vergebens abmühten gegen die Verkommenheit der abendländischen Gesellschaft, an deren Spitze als König aller sittlichen Verkommenheit der Papst stand. So spricht ein Deutscher, wenn ihm das Herz überwallt; der Historiker, der Mensch des abwägenden Verstandes und der unerbittlichen Notwendigkeit spricht anders, er sagt: es mußte alles so sein, es konnte gar nicht anders sein, so lange das deutsche Volk es zuließ, und es aus gutherziger, kindlicher Anhänglichkeit zulassen mußte, daß ein anderer Verstand, als der seine, sein Schicksal lenkte, und ihm der einzuschlagende Weg nach fremdem Gutdünken gewiesen wurde.

Janssen führt uns nun weiter durch die Schulen von Münster, wo Rudolf von Langen seine segensreiche Thätigkeit entfaltete, von Emmerich, wo Graf Moritz von Spiegelberg waltete, von Xanten und Wesel, über deren Frequenz er Nachrichten beibringt. Dann erzählt er uns von den Wunderkindern, die bereits mit neun, zwölf, fünfzehn Jahren zu prächtigen Kenntnissen gelangt seien. Aber demgegenüber verhalten wir uns etwas skeptisch. Mag immerhin bei unsrer heutigen Schulbildung viel Zeit und Kraft mit unnützer und unfruchtbarer Arbeit verthan werden, und es damals möglich gewesen sein, durch direktes Hinangehen an die Sache, durch das Streben, zu einer gewissen frühreifen Lebensweisheit zu gelangen, die Ausbildung der Jugend rascher zu fördern und zu einem ersten Abschluß zu bringen, so halten wir andrerseits doch daran fest, daß zu gewissen Lehren und Erkenntnissen ein gewisses Alter, eine bestimmte Anzahl von Jahren, ein bestimmter Grad von Reife der rein natürlichen Menschenentwicklung Vorbedingung sind, und eine Wissenschaft, die schon von Kindern erfaßt und erweitert zu werden vermag, kann weder groß noch tief

sein. Alles das steht miteinander in innerem Zusammenhang. Übrigens haben wir noch heute ganz ähnliche Beispiele, namentlich auf Gebieten, wo die Aneignung einer gewissen Technik erstes Erfordernis ist; sehen wir nur auf die Malerakademien und Musikschulen, und wir werden erkennen, wie da durch einseitig konzentrierte Pflege manchmal einzelne Schößlinge emporgetrieben werden, die uns in Erstaunen setzen. Darin aber stimmen wir mit Janssen vollkommen überein, wenn er sagt, „daß seit anderthalb Jahrtausenden in keiner Zeit eine so lebhafte Sehnsucht nach den Schätzen der Wissenschaften wie damals vorhanden war: daher der angestrengteste Fleiß schon in frühester Jugend und ein rastloser Studieneifer bis ins höchste Alter hinein.“ Wir fügen dem nur hinzu, daß sich seit anderthalb Jahrtausenden auch nicht die Möglichkeit zu solcher Entwicklung geboten hatte, nicht bieten konnte. Es war eben das erste Mal, daß sich der deutsche Volksgeist wirklich zur selbständigen Arbeit auf allen Gebieten erhob, und es mußte damit von selbst aus dem Stillstand und der Einseitigkeit zu einer Bewegung, einer Fortbildung, einer Umbildung und Erweiterung des Gesichtskreises kommen.

Und nun nach Oberdeutschland! Wimpheling steht an erster Stelle. Er ist kein Bauernsohn, sondern steht auf dem Boden städtischer Bildung. Zu Schlettstadt ward er im Jahre 1450 geboren. „Er war freilich keine so friedfertige, unantastbare und über allen irdischen Streit erhabene Natur, wie ein Agrikola oder ein Hegius, sondern herb und derb in der Polemik, oft unvorsichtig im Wort und ungeschickt dreinfahrend, dabei durch Kränklichkeit und übermäßiges Arbeiten zeitweilig im Gemüte verbittert.“ (S. 57.) Hier haben wir die städtische Nervosität, welche zwischen zwei Leben eingekeilt, dem Leben einer stagnierenden Kultur und demjenigen eines neuen Erwachens weiterer Volkskreise, den bisherigen festen Boden wanken fühlt. Aber Wimpheling ist nicht Großstädter, er steht dem Lande und dem Volksleben noch näher, und so findet er den Weg aus dem unangetasteten Reste seiner natürlichen Sittlichkeit zur erlösenden That. „Nur der eigenen Vervollkommnung und der Veredlung des Volkes in all' seinen Ständen, der Reform der Kirche und der Verherrlichung des Vaterlandes war seine ganze wissenschaftliche und literarische Beschäftigung geweiht.“ „Was kann uns alle Gelehrsamkeit nützen,“ fragt er, „ohne die entsprechende edle Gesinnung, was all' unsre Be-

schäftigung, wenn sie nicht Frömmigkeit, das Wissen, wenn es nicht Nächstenliebe, die Einsicht, wenn sie nicht Demut, das Studium, wenn es nicht Urbanität erzeugt." So widmete sich Wimpheling theoretisch, nicht praktisch, der Jugenderziehung. Er kam zu der Erkenntnis, daß die wahre Religion, die Stütze jedes ehrbaren Lebenswandels, die Zierde jedes Standes, das Gedeihen des Gemeinwesens, die bessere Kenntnis der heiligen Lehre, der sichere Sieg über Unlauterkeit und Leidenschaft — daß all' dies auf einem nutzbringenden und sorgfältigen Unterricht der Jugend beruhe." Das klingt etwas anders, als was Janssen eben herausgelesen haben will, daß „der Schüler die Religion als Trägerin des ganzen menschlichen Daseins kennen gelernt habe." Hier wird das Doppelspiel schon deutlicher ins Auge gefaßt, daß man das Wachstum der jüngeren Generationen, also das Leben selbst zur Trägerin der Religion zu befähigen habe. Und neben der Religion steht bei Wimpheling noch anderes, was er zu einer gedeihlichen Fortentwickelung für notwendig hält. Den „nutzbringenden und sorgfältigen Unterricht der Jugend erfaßte er als erstes Förderungsmittel der ganzen Entwicklung". — Hat man nun auch seine Werke über Jugenderziehung „zu den in der Weltgeschichte Epoche machenden Schriften" gezählt, so können uns derartige Gelehrtencitate doch nicht die Augen zuhalten und von der Frage zurückstehen lassen, ob sie Epoche machende Werke *waren*? Und da lautet die Antwort trotz der großartigen Verbreitung (an dreißigtausend Exemplare!), welche sie fanden: Nein! Ihre Wirkung blieb zunächst eine theoretische, und erst viel spätere Generationen haben da wieder angefangen, wo Wimpheling aufgehört. Fragen wir nach der Ursache, so liegt der Grund einerseits in der zu geringen psychologischen Anlage des Pädagogen Wimpheling. „Die alten Schulmänner und Pädagogen gingen in ihrer Lehrthätigkeit von dem Grundsatze aus, daß es vor allem Not thue, die Kräfte und Anlagen des Kindes nicht bloß zu entwickeln, sondern sie zu veredeln und zu vervollkommnen." Und dieser Grundsatz ist psychologisch falsch. Der Unterricht und die Erziehung können stets nur den Zweck haben, die vorhandenen Anlagen des Kindes zu entwickeln; eine Veredlung ist nur dadurch auf natürliche Weise zu erreichen, daß man die positiven und guten Anlagen im Kinde pflegt und stärkt, daß man so die Kräfte des allgemeinen Wachstums immer mächtiger nach dieser Seite lenkt und also das Kind befähigt, indem

man den schlechten und negativen Anlagen die Lebenssäfte entzieht, diese selbst später aus sich heraus niederzuhalten. Das ist die einzig zulässige, weil einzig natürliche Veredlung und Vervollkommnung, welche ein ehrlicher Pädagoge vornehmen darf. Wo er sich untersteht, seinem Zöglinge fremde Reiser aufzusetzen, da unterbindet er das gedeihliche Wachstum desselben, weil er die Gewißheit nicht hat, daß im späteren Leben stets ein Gärtner zur Hand ist, welcher die überall um so wilder emporsprießenden unedlen Triebe, zurückschneidet und so den Edelreisern Luft und Licht verschafft. Er hat die Natur des Zöglings nicht dahin gebracht, sich selbst und aus eigener Kraft zu regulieren, sondern er setzte ein par Edelreiser auf und überließ mit dieser aufgepfropften Bildung das Individuum den Wechselfällen des späteren Lebens, ungewiß, ob seine positive Natur noch stark genug wäre, sich durch diese Wechselfälle selbständig hindurchzuhelfen. Ich weiß, daß diese rohe Art der „Veredlung" noch heute allenthalben im Schwange ist, aber der Kunstgärtner veredelt bereits durch künstliche Samenübertragung, wodurch die stets verhunzende Art des Experiments an einem von der Natur in seinen Anlagen fertiggestellten Individuum vermieden wird, die Biologen reden bereits von künstlicher Zuchtwahl, und die katholische Kirche übt dieselbe unbewußt durch ihren Eifer gegen die Mischehen. Es wird und muß dahin kommen, daß diese natürliche Art der Veredelung bei Individuen und Völkern immer fester und zielbewußter in's Auge gefaßt wird, denn das Wachstum des Christentums wie aller Kultur beruht auf jener natürlichen Völkermischung, wie sie das alte Römerreich ins Werk setzte. Erst durch die natürliche Verwandtschaft ward der Grund zu einer geistigen gelegt.

Der zweite Grund des Mißlingens der pädagogischen Arbeit jener Zeit liegt in den folgenden Anführungen Janssens eingeschlossen, aber er ging an ihm mit verbundenen Augen vorüber. „Mit weiser Beschränkung hielten sie die Vielheit der Gegenstände von ihren Lehranstalten fern. Nächst einem gründlichen Unterricht in der Religion und einer sorgfältigen Pflege des religiösen Lebens bezweckten sie nur eine umfassende Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum, die wenigen Realien, welche man berücksichtigte, wurden in sehr beschränkter Weise nur anlehnend als Hülfswissenschaften betrieben. Dadurch brachten jene Lehranstalten ihre Schüler aber auch dahin, daß sie ein abge-

schlossenes Ganze von der Schule mitnahmen. An den Vorbildern der edelsten Charaktere des Altertums gebildet und mit gründlicher Kenntnis der antiken Welt ausgerüstet, traten sie ins Leben, voll warmer Begeisterung für Schule und Wissenschaft." Hier ist bestätigt, was wir eben anführten, daß die damaligen Schulen nur theoretische Kenntnisse zu vermitteln vermochten. Gerade die Nichtberücksichtigung der Realien, die statt in das Leben des Altertums in das damalige Leben geführt hätten, sollte sich furchtbar rächen. Gerade die einseitig emporgetriebene klassische Bildung, die Mitgift eines „abgeschlossenen Ganzen" führte den schrecklichen Konflikt herbei, in dem wir die also mit blauen Idealen Gefütterten bei ihrem späteren Eintritt ins reale Leben hülflos verkommen sehen. Es war das widernatürlich aufgepfropfte Reis. Sie besaßen keine Waffe gegen dieses Leben, und all' ihre eingepfropfte Religion und Klassizität vermochte ihnen diese Waffe nicht zu liefern. Aus den positiven Ansätzen, welche wir hier aus dem Leben heraus gemacht sehen, kam es durch die Einseitigkeit der Schule zu einem rein negativen Erfolg. Es mußte so kommen; nur eine ruhige Fortentwicklung, ein stilles Fortschreiten auf dem betretenen Pfade hätte das verhindern können. Das aber war nicht möglich, wie wir weiter sehen werden. Die Not des Lebens war infolge der zu lang andauernden Zurückweisung seiner unerbittlichen Forderungen bereits zu solcher Höhe gestiegen, daß sie sich mit einer Anweisung auf eine spätere Zukunft nicht mehr vertrösten ließ. Und wo ist nun der Unterschied zwischen älteren und jüngeren Humanisten? Wie die echten Söhne des einseitigen Vaters, so stehen diese vor uns, das Produkt eines zur Natur zurückwollenden aber nicht mehr könnenden, verkommenen Kulturgeistes. — Also einerseits eine falsche Psychologie und andrerseits die aus ihr hervorgegangene Zurückdrängung der Realien waren Ursache der Mißerfolge der damaligen Pädagogen, deren Schüler aus der Schule ins Leben traten, ohne eine blasse Ahnung von den in diesem Leben wirkenden Faktoren zu besitzen. Jetzt sollte sich das Leben nach ihren Schultheorien richten und umbilden, und das ging nun nicht so geschwinde, als sie sich einbildeten. Das Leben verlangte von den Theoretikern zuerst einmal eine gefällige Kenntnisnahme seiner selbst, und die ward den aus einer idealen Welt zu ihm Niedersteigenden um so schwerer, als ihnen eben alle Realienkenntnisse abgingen.

Janssen zeigt nun auf das schnelle Wachstum der humanistischen Studien in Süddeutschland. Was „in den niederen Landen, in Westfalen und am Rhein“ sich langsam und stetig mit fortlaufendem Konnex mit dem Leben herausgebildet hatte, das trat nun in diese von einer sinkenden städtischen Kultur erfüllten Gegenden des südwestlichen Deutschlands ein und ward mit Begeisterung aufgenommen. „Die oberste Leitung der Stadtschulen lag gemeinlich in den Händen der städtischen Obrigkeiten, aber die Anstalten standen gleichwohl in inniger Verbindung mit der Kirche, nicht bloß, weil die meisten Lehrer dem geistlichen Stande angehörten, sondern auch, weil das Inspektorat der Geistlichkeit überlassen oder förmlich übertragen wurde.“ (S. 60.) Einerseits haben wir also auch hier ein Abweichen des Schulwesens von den alten, rein theologischen Bahnen zu verzeichnen, andrerseits aber geschah diese Abweichung naturgemäß nur allmählich, nur halb, indem die Geistlichkeit von ihren alten „Rechten“ nicht so schnell abgebracht werden konnte. Der bisherige einseitig mönchische Charakter der Schule war aufgegeben. Für's Leben sollte erzogen und unterrichtet werden, deshalb nahmen die Magistrate die Sache selbst in die Hand, und nur insofern als auch dazu die Religion mitwirken konnte, wurde die Geistlichkeit beachtet. Das lag im Prinzip dieser Aenderung, aber dieses Prinzip vermochte sich nicht in seiner Reinheit zu entwickeln. „Außer der Geistlichkeit war das Bürgertum die eigentliche Stütze der Bildung geworden.“ Selbst der Adel mußte der neuen Wandlung seinen Tribut zollen. Und daß nun mit dieser rein aus den Bedürfnissen des Lebens hervorgegangenen Wandlung sich auch eine Wandlung in dem Charakter der Bildung selbst notwendig vollziehen mußte, kommt Janssen nicht in den Sinn.

Ein zweites, hochwichtiges Moment aber ist, daß die Frauen in das wissenschaftliche Leben eintraten. Janssen führt uns dafür auf den folgenden Seiten schöne Beispiele an. Bei ihnen knüpfte die neue Bildung reiner an das Studium der deutschen Mystik an, und ob sie gleich „das Wissen nicht vom Glauben, die Gelehrsamkeit nicht von der Religion“ trennen wollten, das Unglück war, daß sie es mußten. Die Wege beider gingen auseinander. Hier alles Leben, alles Fortschritt und Begeisterung, dort alles Stillstand und Abgeschlossenheit, die nichts von den einmal Angenommenen lassen wollte.

In dem folgenden Abschnitt (S. 65—126) bespricht Janssen nun das Universitätsleben. Wir werden ihm auch hier ins einzelne folgen, denn gerade in der Auffassung des geistigen Lebens wird sich ein Schriftsteller mit seiner ganzen Natur geben. Hier werden wir Janssen finden, so daß es uns später möglich sein wird, von der hier gewonnenen Grundlage die wirklichen oder vermeintlichen Forschungsergebnisse der Janssen'schen Muse allgemeiner zu prüfen und uns kürzer zu fassen.

„Alle die Männer, deren Thätigkeit bisher besprochen worden, verfolgten als Lehrer oder Schriftsteller das hohe Ziel, die Schätze der Bildung zu einem Gemeingut des Volkes zu machen und vermittelst des Jugendunterrichts und der Pflege der Wissenschaft auf kirchlichem wie auf staatlichem Gebiete reformierend, belebend, befruchtend zu wirken." Also auf das Volk, auf Reform war das Streben aller gerichtet. Dem gleichen Zwecke nun sollten die Universitäten dienen, zu denen gerade in den letzten fünfzig Jahren des 15. Jahrhunderts eine ganze Reihe hinzugetreten war. Die Universitäten sollten nicht bloß die höchsten bürgerlichen, sondern auch die höchsten kirchlichen Lehranstalten sein, sollten der Verteidigung und Verbreitung des Glaubens dienen. Darum gingen die Stiftungsurkunden aller Universitäten — Wittenberg ausgenommen — von den Päpsten aus: nur durch päpstliche Vollmacht traten diese Anstalten in den Vollgenuß ihrer Rechte, in den Kreis ihrer Wirksamkeit ein, wurden dann aber auch als kirchliche Autoritäten anerkannt." Wir müssen hier darauf verweisen, daß Janssen die Zeiten nicht auseinander hält. Die älteren Universitäten, vor allem Paris und Oxford, stammten aus der Zeit der Alleinherrschaft der Kirche auf geistigem Gebiet, sie konnten demgemäß gar nichts anders sein als kirchliche Lehranstalten, und als solchen räumte ihnen die Kirche eine Autorität ein. Neben das rein kirchliche Geistesleben trat indeß allmählich dasjenige des Bürgertums; es versuchte sich in Oxford der Universität zu bemächtigen; der Angriff ward abgeschlagen, die Oxforder Universität trat seit dem Wiclifitischen Streite aus der Reihe lebendiger Geistesmächte; sie vegetierte als rein kirchliche Lehranstalt weiter. Dann kam Prag als erste deutsche Universität. Hier erging es ähnlich. Die Hussitische Angelegenheit warf die Prager Universität in den theologischen Bannkreis zurück. In jener Zeit (Anfang des 15. Jahrhunderts) galt als wirklich

„kirchliche" Universität und Autorität allein noch die Pariser. Die älteren Universitäten in Deutschland, Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig und Rostock, waren schon unter dem Zeichen des Kampfes zwischen der allein gültigen Autorität der Kirche und dem erwachenden Volksleben ins Dasein getreten; die einen hielten sich mehr rechts, die andern weiter links. So ging es fort. Im allgemeinen trieb man seine Studien in hergebrachter Weise, vor der böhmischen und sonstigen gebrandmarkten Ketzerei ängstlich ausweichend, aber sonst ohne viel darnach zu fragen, ob man die Grenze überschritt oder nicht. Der Gedanke war ein fremder, er lag den Leuten noch ziemlich fern. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde das anders. Es war die Auseinandersetzung der Fürsten mit den Städten resultatlos verlaufen. Die höhere städtische Kultur hatte sich in ihren Positionen behauptet. Ihr beizukommen und das Feld abzugewinnen war nur möglich, wenn man ihr auf ihren Bahnen folgte. Die Fürsten fingen langsam an, sich für die Wissenschaften zu interessieren oder gar selbst zu studieren. So entstanden rasch die jüngeren Universitäten, fast ausnahmslos fürstliche Gründungen. Abgesehen davon, daß dies auf ihren Charakter Einfluß haben mußte, war es auch klar, daß sie dem Gesetze der Jugend gemäß sich nicht bloß auf Althergebrachtes beschränkten, sondern auch dem frischen Leben selbst ihre Pforten öffneten, und je mehr sie dies thaten, je weitere Kreise sie an ihrer Arbeit zu interessieren wußten, um so mehr drang neben dem theologischen Geiste der weltliche und nationale empor, bis endlich die zweitjüngste dieser neugegründeten Anstalten, die Universität Wittenberg 1502 ohne päpstlichen Segen, ohne Taufe möchte man sagen, in das Leben hinauszutreten wagte. Es liegt eine Entwicklung in diesem Werden, auf die Janssen nicht aufmerksam macht, und doch ist gerade sie für die nun folgende Weiterentwicklung von höchster Tragweite. Also auf sächsischem Boden entsprang dieses ungetaufte Institut.

Daß sich damals bereits das Gefühl des Gegensatzes zwischen theologischem und weltlichem Geiste sehr stark bemerkbar machte, geht aus folgenden Anführungen Janssens deutlich hervor: „Man lehrte, es gibt eine doppelte Ordnung der Wissenschaft, eine natürliche, die alle der Vernunft erreichbaren Dinge, und eine übernatürliche, die alle Wahrheiten der Offenbarung umfaßt, und beide Ordnungen müssen auf den Hochschulen ihre Pflege finden." Nun, diese Trennung in

eine „natürliche und übernatürliche Ordnung der Wissenschaft“ ist, wie leicht einzusehen, nicht dem Können, sondern dem Nichtkönnen entsprungen. Als sich in der Mystik zuerst der Drang nach eigener Erkenntnis dem bisherigen scholastischen Getriebe entgegensetzte, als der Sachse Hugo von St. Viktor sich vergebens bemüht hatte, beide Richtungen zu vereinen, kam es zur Trennung. Albert der Große hat die angebahnte Trennung der natürlichen Theologie von der Offenbarungslehre mit Bewußtsein vollzogen. Der Dreieinigkeitsglaube ward mit seinen Konsequenzen als theologisches Mysterium dem begründenden philosophischen Denken entzogen. Das war ein Ausweg, aber ein reaktionärer, der einer Bankerotterklärung der Scholastik in letzter Bedeutung gleichkam. Was Kirchenväter und ältere Scholastiker als die Hauptaufgabe ihres philosophischen Denkens betrachtet hatten, ward durch Albert und seinen Schüler Thomas von Aquin der Forschung entzogen. Das hätte nicht viel zu bedeuten gehabt, wenn man die natürliche Wissenschaft nun ruhig ihrer Wege hätte ziehen lassen. Aber gerade das that man nicht. Man folgerte aus der Impotenz mit kühnem Schlusse die Omnipotenz der Kirche. „Kein Jünger der Wissenschaft dürfe sich selber dienen wollen; keine Wissenschaft dürfe als Selbstzweck betrachtet, um ihrer selbst willen auf den Altar gehoben werden, sondern jede müsse der Wahrheit dienen lernen, müsse Dienerin im Heiligtum des Glaubens sein,“ das war nun dasselbe Experiment, als wenn man über die Krone eines frei zum Himmel strebenden jungen Baumes ein Dach legt, um ihm das Weiterwachsen abzuschneiden. Nun, der Baum wird einstweilen seine Schößlinge neben dem Dache emportreiben, — es wird zu wilden Schüssen, zu Ketzereien kommen — und wenn er dann aus dem Himmel heraus weitere Kraft durch diese wilden Schüsse gesammelt hat, wird seine niedergehaltene Krone auch mit der Zeit so mächtig werden, das morsch gewordene Dach in die Höhe zu heben und beiseite zu werfen. Die aber noch auf lange und vielleicht niemals wieder auszugleichende unharmonische Gestalt der Baumkrone ist die Schuld des Dachbauers, Herr Janssen, nicht diejenige des natürlichen Wachstums des Baumes selbst. Das Dach aber, welches man der jungen Pflanze der Wissenschaft überlegte, war die längst festgesetzte und erstarrte Form der sogenannten Glaubenswahrheit. Wenn man die Wahrheit schon besaß, warum ließ man denn überhaupt eine Wissenschaft aufkommen? Warum

rottete man sie nicht mit Stumpf und Stiel aus? Warum schlug man den Baum nicht einfach um? — So mächtig die Kirche auch war, dazu reichte ihre Omnipotenz nicht aus, das Leben war stärker als sie und zwang sie, sich mit dem Dache zu begnügen. Abstrakt betrachtet, liegt hier ein unsühnbares Verbrechen der Kirche vor, der Versuch, eine ganze Völkerentwicklung von Grund aus zu verderben. Aber wir halten an der historischen Betrachtung der Dinge fest und erkennen, daß die allmählich impotent werdende Kirche sich in die Lage der Notwehr versetzt fand. Also dem Nichtkönnen, nicht aber dem Können entsprang die Trennung in eine natürliche und übernatürliche Wissenschaftsordnung. Die Wissenschaft als Dienerin des Glaubens. — Ja wohl, das ist der natürliche Weg, aber wie er von der Kirche aufgefaßt wurde, ward er zum unnatürlichen. Die Wissenschaft kann ihre natürliche Stellung nur dann behaupten, wenn der Glaube, dem sie dienen soll, mit der Wahrheit identisch ist, wenn diese Wahrheit nicht als ein bereits Feststehendes und in unserm Besitze Befindliches, sondern als ein Festzustellendes und erst zu Erlangendes hingestellt und aufgefaßt wird. Die Wissenschaft hat ihren Weg gefunden trotz des Bretterdaches, das morsch zur Seite fiel, sie dient der Wahrheit und kein Glaube wird sie in diesem Dienste mehr irre zu machen vermögen. Der Versuch, ihr ein neues Dach überzustülpen, ein anderes, als das unendliche Himmelsgewölbe, wird und muß immer wieder mißlingen. Und insofern hat die Wissenschaft sich des katholischen Prinzipes bemächtigt, welches die katholische Kirche fahren ließ.

An sich war der katholische Glaube kein Hemmnis dieser Fortentwicklung des katholischen Prinzipes zur Wissenschaft, ja er trug diese natürliche Konsequenz in sich. Allein was aus diesem Glauben gemacht worden war, die Verunstaltungen und Mißdeutungen desselben, von denen zu lassen man sich als zu schwach erwies, waren das Hemmnis. Schon mit dem ersten Lebenselemente der jungen Wissenschaft — Freiheit der Entwicklung — trat das in der Kirche großgezogene hierarchisch-absolutistische Prinzip in Widerspruch. Und infolge dieses Widerspruchs kam es zu jener sittlichen Bodenlosigkeit, die dann gerade bei den wissenschaftlich gebildeten Anhängern der Hierarchie am schroffsten hervortrat. Geradezu wie eine Prophezeiung dieser völkerbefreienden Macht der Wissenschaft klingen die von Janssen angeführten Worte Papst Pius II.: Unter den verschiedenen Glückseligkeiten, welche

der sterbliche Mensch in diesem hinfälligen Leben durch Gottes Gnade erlangen kann, verdient nicht unter die letzten gezählt zu werden, daß er durch beharrliches Studium die Perle der Wissenschaften zu erringen vermag, welche den Weg zu einem guten und glücklichen Leben weist und durch ihre Vortrefflichkeit bewirkt, daß der Unterrichtete weit über den Ununterrichteten hervorragt. Sie macht überdies jenen Gott ähnlich und führt ihn dazu, die Geheimnisse der Welt klar zu erkennen. Sie hilft dem Ungelehrten, sie hebt die in tiefster Niedrigkeit Geborenen zu den Höchsten empor." Hier ist die Ahnung jener unendlich demokratischen Macht der Wissenschaft, hier ist der Spruch, den Lucifer, der Lichtbringer, dem ersten Hierarchen entgegensetzte: Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum, ein Spruch, der die Völker aus der Kindheit hinausführte zum Beginne der Selbstarbeit, des Selbstdenkens und des Forschens. Wohl geht der Weg mit der ersten That nach diesem Spruche aus dem Paradiese der Kindheit hinaus, aber der Weg führt in jenes Leben hinein, das dem Menschen von der Natur als eigenste Aufgabe zugewiesen ist. Und schon die Paradiesesfabel sollte den Bibelgläubigen überzeugen, daß dieser Spruch nicht nur bei Adam und Eva, sondern bei allen Evassöhnen stets wieder seine Wirkung ausüben muß und wird. Nicht im Paradiese, nicht in der Kindheit liegt das Glück der Menschheit, sondern im Wachsen und Werden, in der Arbeit selbst. Der gleiche Papst war es, welcher einsah, daß eine möglichste Verbreitung der Wissenschaft das Glück der Menschheit begründe, „welche ja allein, während andrer Dinge Verteilung die Masse vermindert, desto mehr zunimmt und wächst, je größer die Zahl derer ist, auf die sie sich erstreckt." Der Ruf des Papstes verhallte nicht umsonst, wie Janssen darthut, aber so viele Geistliche auch an den Studien sich beteiligten, dieselben förderten und unterstützten, das Dogma von der Hierarchie stand all dieser Arbeit wie ein starrer Felsblock entgegen. An dem Prinzip der absoluten Autorität brach sich diese von der Geistlichkeit getragene Wissenschaft. Schon das Hinausströmen der Geistlichkeit an die Universitäten zeigt indeß, wie hier der Drang nach Neuem Wege zu gehen zwang, welche von den alten autoritativen Pfaden fernablagen. Und wenn Janssen betont, daß „in unserer Zeit fast alle diejenigen, welche sich mit der Geschichte der wissenschaftlichen Bildung des fünfzehnten Jahrhunderts gründlich befaßt haben, auch wenn sie Gegner des Papsttums sind,

in dem Urteil übereinstimmen, daß die Päpste die ersten und größten Begaber und Beförderer der Universitäten gewesen sind", so lag der Grund davon doch, abgesehen von der praktischen Tendenz, auf einem ganz andern Felde, als Janssen annimmt: das Leben war stärker als die Kirche und zwang auch diese in seinen Dienst; es schafft sich stets das Mittel seiner Fortexistenz, und wenn jetzt aus der Kirche heraus die Mittel für die Ausstattung der Universitäten wieder in Fluß gesetzt wurden, so war das nur die Erfüllung des Zweckes, zu dem sie einst der Kirche waren anvertraut worden. Warum aber, so möchte man fragen, ging die Kirche nicht längst mit der Gründung von Universitäten vor? — Das Leben bedurfte ihrer noch nicht, jetzt aber bedurfte es ihrer zu positiver Arbeit, und jetzt auch bedurfte ihrer die Kirche zu ihrer eigenen Defensive gegenüber diesem Leben. Wie kamen wohl die Ritter dazu, Burgen zu bauen, sie hoch und fest auf die Felsenhöhen zu pflanzen? Es trieb sie wohl kaum die Liebe zu landschaftlichen Schönheiten, sondern die bittere Lebensnot. So jetzt die Universitäten, soweit sie als Burgen des Glaubens gegen Ketzertum und Unglauben errichtet wurden. Aber wie die Burgen der Ritter die andern von ihnen bedrohten Lebensmächte wieder zwangen, auf Mittel zu sinnen, diese Burgen erstürmen und einnehmen zu können, so wurden auch diese Burgen der Defensive gegen das Ketzertum zugleich die Geburtsstätten jener Mächte, welche dem Leben wieder die Thore zu freiem Eingang in diese Burgen zu eröffnen vermochten.

„Folgende Sätze sind unbestreitbar. Die Universitäten des Mittelalters gehörten zu den großartigsten Schöpfungen des in jugendlicher Frische und Kraft sich entwickelnden christlichen Geistes." — Zugegeben, aber mit dem Zusatze: des auf germanischer Grundlage sich in jugendlicher Frische und Kraft entwickelnden christlichen Geistes. — „Sie (die Universitäten) waren die Trägerinnen der höheren wissenschaftlichen Kultur, die stärksten Hebel für deren weitere Entwicklung, die Schwerpunkte des geistigen Lebens im Volke." Auch das kann zugestanden werden, wenn man im Auge behält, daß die Universitäten nicht bloß Trägerinnen der höheren wissenschaftlichen Kultur waren, sondern zugleich auch Produkte derselben, daß ihnen also ihrer Herkunft gemäß nicht nur die Rolle zufiel zu herrschen und zu leiten, sondern auch zu dienen. — „Sie waren zugleich die am

meisten bevorzugten und gepflegten Töchter der Kirche, die durch Treue und Anhänglichkeit zu vergelten suchten, was sie der Mutter verdankten." Wer aber war der Vater, wenn die Kirche die Mutter war? — Wir glauben: das germanische Geistesleben. Also auch diesem waren die Töchter verpflichtet. — „Daher auch die doppelte, viel zu wenig anerkannte und gewürdigte Thatsache, daß die Universitäten, so lange die Einheit der Kirche und des Glaubens unversehrt erhalten blieb, ihre höchste Blüte erreichten, und daß sie zur Zeit der Kirchentrennung fast alle — Wittenberg und Erfurt ausgenommen — treu auf der Seite der Kirche standen." — Falsch! Von einer höchsten Blüte der Universitäten kann man nicht reden, denn, wie sie an Alter verschieden waren, erreichten sie den Höhepunkt zu verschiedenen Zeiten. Und bei allen ohne Ausnahme macht sich das Überschreiten des Höhepunktes in der Zeit geltend, da neben den Universitäten, durch sie und ihre anregende Wirkung veranlaßt, weitere Kulturelemente sich zu regen begannen und das Universitätsleben neu zu befruchten versuchten. Wo dies gelang, wie in Erfurt, kam es zu einer neuen Blüte, wo dies nicht gelang, wie in Oxford und Prag, kam es zum Verfall. Gerade diese Abschließung gegen die Forderungen des Lebens aber von Seite der Universitäten machte dann jene gewaltsamen Mittel notwendig, welche sie, „ihrer ursprünglich kirchlichen und korporativen Grundlage entrückt, den neuen Lehren zuführten", denen sie erst verfielen, nachdem ihre zur Einseitigkeit erstarrende Freiheit beeinträchtigt worden war. Daß sie zu bloßen Staatsanstalten herabsanken, war die notwendige Vergeltung dafür, daß sie zu ausschließlich scholastisch-kirchlichen Lehranstalten sich abzuschließen versuchten. Sie waren es selbst, die ihre Freiheit nach der einen Seite hingaben, um sich nach der andern Seite zu decken. So verfielen sie dem Rechte des Stärkeren, und das war der Staat. Aber auch der Staat vermochte diesen Anstalten das versiegende Leben nicht wieder zu ersetzen. Dazu bedurfte es einer neuen Zeit des Lebens, die auch mit dem Staate, von dem man damals geträumt, zugleich die Freiheit der Universitäten wiederbrachte. Das Leben selbst ist Träger seiner Erscheinungen, und wo dieses Leben zurückweicht, bleiben starre Ruinen, die mit all ihrer korporativen Wohlgefügtheit nur eine romantische Teilnahme, aber keine neue Begeisterung zu erwecken vermögen.

Und nun macht Janssen einen herzhaften Saltomortale: „Das Wesen jener Zeit war die Freiheit des Unterrichts, sowohl des Lehrens, wie des Lernens.“ Also Janssen erkennt die Freiheit der Wissenschaft an? — Nein, nur jener Wissenschaft, die an der Hand der von der Kirche festgenagelten Theologie durchs Leben schreitet. Es sind Selbsttäuschungen, denen sich Janssen ergibt, und mit derartigen Erzeugnissen seiner Phantasie flunkert er unbewußt vor den Augen der Nichtkenner herum. „Freiheit des Unterrichts!“ Das klingt bestechend, aber im Lichte besehen, schwindet das Phantom dahin wie ein Nebelstreif vor der Sonne. Welcher Papst war es denn, welcher jene von den Doktoren in Konstanz und Basel gefaßten Beschlüsse verwarf? Eben derselbe Pius II., der oben als Prophet der Wissenschaft erschien. Das scheint unmöglich. Aber es ist so. In diese unvereinbaren Widersprüche gerät jeder, muß jeder geraten, der seinen wissenschaftlichen Drang nach einem alten Glaubensrezepte zu befriedigen sucht — so Pius II., so Janssen. Es ist die ewige, unveränderliche und stets wiederkehrende Gesetzmäßigkeit. — Wir wollen diese Frage von der geistigen Freiheit einmal ins richtige Licht heben. Angenommen, es gäbe heute zu Lebzeiten Janssens einen Papst, der in gleicher Weise wie einzelne Kirchenhäupter jener Zeit die Niedertracht und Verkommenheit mit der päpstlichen Tiara zur Herrscherin in der Welt zu erheben versuchen wollte, würde Janssen die geistige Freiheit haben, dieses Wesen ebenso anzugreifen und zu verurteilen, wie er das damalige Wesen der Kirche verurteilt? Und wenn er dann mit seinem Urteil auf ein Gegenurteil stieße, welches ein solcher Papst mit seinen Spießgesellen unfehlbar gegen ihn erlassen würde, würde Janssen sich dann beugen und stillschweigen? Und wenn er das nicht thäte, wie wir aus seiner westfälischen Natur glauben schließen zu dürfen, was würde dann sein? — Es würde ein Ketzer sein, wie alle andern vor ihm, und würde an ein Konzil und die gesunde Vernunft und sonst was appellieren müssen, und die Sache wäre fertig. Wo ist nun die geistige Freiheit? — Sie hat damals nicht existiert und existiert bis heute für die Katholiken nicht. So lange das Kirchenoberhaupt sich den Dingen, wie sie das Leben entwickelt, unterwirft, werden die Katholiken in keinen Konflikt kommen, in dem Augenblick aber, wo das Kirchenoberhaupt aus der Defensive in die Offensive übertreten sollte, wäre der Konflikt da, der furchtbarste, den es für einen Menschen

geben kann, der Konflikt zwischen Vaterlandsliebe und Glauben. Wir werden auf diese Frage später zurückkommen müssen.

Janssen fährt nun fort: „Gleich zutreffend hat man die Universitäten ‚Hochschulen der Freiheit' genannt, in welchen kein anderes Herrscherrecht anerkannt wurde, als das des Geistes, kein anderer Adel, als der des Genies." Wir müssen wieder fragen, ob „Geist" und „katholischer Geist" identisch sind? — Und da ist immer wieder die Antwort: ja, so lange dieser Geist mit seinem natürlichen Wachstum die Grenze nicht erreicht hatte, bis zu welcher der katholische Geist auf Grund einer älteren Kultur bereits vorgedrungen war. In dem Augenblick aber, wo der frei zum Himmel strebende Geist des Völkerwachstums diese Grenze erreicht, heißt es für den katholischen Geist: entweder weiterwachsen und mitgehen oder zurückbleiben! Der letztere wird dann nicht mehr identisch sein mit dem Volksgeiste, der über ihn hinauswächst, er wird mit seinem Schatten nur noch Teile der Völker decken können, die Teile, welche mit ihrem geistigem Wachstum noch nicht bis zu der Höhe fortgeschritten sind, auf welcher der Geist der Kirche sich befindet, aber auch diese Teile werden infolge des allgemeinen Wachstums sich langsam und stetig heben, wie die unteren Äste eines Baumes anfangs den Erdboden berühren und später über die Gipfel anderer, zurückgebliebener Bäume sich ausbreiten. Andrerseits aber wird der kirchliche Geist immer mehr in Schatten treten, da der Geist des Volkes stetig weiterwächst, und so werden viele Äste der Kirche in diesem lichtlosen Schatten absterben, und infolge dieses Absterbens wird wieder neuer Raum und neues Licht für junge Triebe, die aus der Wurzel des Volkswachstums selbst hervorgehen. Janssen möge mir nun beweisen, daß dieser Weg nicht der natürliche, nicht der wirkliche der Entwicklung ist. Er wird darauf verweisen, wie es einem noch starken Aste der Kirche gelang, das Wachstum jüngerer Triebe am Volkswachstum zurückzuhalten, aber er wird mir mit dem Jesuitenorden nicht beweisen können, daß die Kirche noch Kraft genug hat, stets neue und immer wieder starke Bildungen hervorzutreiben, denn der Jesuitenorden gehört nicht mehr wie die alten Orden der Benediktiner, Cluniacenser, Prämonstratenser und Cisterzienser zu den Ergebnissen positiver Zeugung der Kirche mit dem Leben, sondern er ist der Negation von außen entsprungen, er ist ein Angstschuß im wahren Sinne des Wortes, wie der bleiche,

blutlose Trieb einer von Licht und Luft abgesperrten Pflanze. Auf der Grenze der früheren positiven und späteren negativen Entwicklung der Kirche stehen die Orden der heiligen Dominikus und Franziskus. Nicht aus der Kirche allein, sondern nicht minder aus dem erwachenden Volksgeiste bezogen sie ihre Kräfte, sie waren noch ein Kind, erzeugt von dem kirchlichen Geiste mit dem Leben selbst, aber dieses Kind trat auf die Seite der Mutter und verleugnete seinen Vater, und so wendete sich das Leben auch langsam von ihnen ab. Auf diese gleiche Wandlung im innern Wachstum der Kirche, auf die gleiche Wendung vom Positiven zum Negativen deutet die Thatsache, die Janssen ebensowenig aus der Welt schaffen kann, daß sich die Kirche früher aus den geistig vorgeschrittensten Kreisen des Volkes rekrutierte, während sie sich heute aus den geistig zurückgebliebenen Kreisen des Volkes ergänzt. Man sehe sich eine Schar von Alumnen, wie man sie in München und Regensburg zu sehen Gelegenheit hat, einmal daraufhin an. Ein wirklich geistig durchbildeter Kopf, wirkliche Züge, die positives energisches Leben verraten, findet man unter diesen Massen nur äußerst selten, so selten, daß sie einem sofort auffallen. Diese Leute werden der großen Mehrzahl nach nur stark sein durch ihr Nichtkönnen, durch das Schwergewicht, welches man geistige Trägheit nennt, das ja manche gute und vielversprechende Entwicklung leider nur zu oft am Boden hält, aber stark durch ihr Können, durch positive Zuthaten zu dem geistigen Leben der Kirche und der Menschheit werden diese Leute nicht sein. Das Bauerntum, und zwar das Bauerntum, welches dem Bankerott entgegensieht, stellt die Kräfte der Kirche, der wirklich gesunde Bauer versagt ihr seine Söhne, wie sie ihr das gesunde Bürgertum versagt. Anders ist dies in der protestantischen Kirche. Sie rekrutiert sich meist noch aus dem Bürgertum und erhält gerade dadurch eine innere Festigkeit, die trotz aller Verschiedenheiten in den einzelnen Glaubensansichten sich stets wieder aus dem im bürgerlichen Leben ruhenden Fond geistiger Kräfte erfrischt. Janssen wird mir auch hier einzelne Gegenbeispiele anzuführen vermögen, wo der hohe und höchste Adel selbst der Kirche seine Söhne hingab. Aber auch da muß er zusehen, ob dieser Adel seine frühere gesunde Lebensgrundlage noch gewahrt hat, oder aber ob diese morsch geworden ist. Von Elementen, die von positiver Lebensgrundlage und Lebensanschauung zu positiver That in die Kirche hinübertreten, von Elementen, bei

deren Uebertritt das Wörtchen „Resignation“ keine Rolle gespielt, wird er nur sehr wenige aufzuzählen vermögen, und auch dann noch wird er zugestehen müssen, daß diese wenigen von heute gegen die Massen von früher in gar keinem Verhältnis stehen. Also das gesunde Wachstum und Leben des Volkes wendet sich von der Kirche hinweg; sie behauptet sich in Deutschland nur dort, wo früheres Unglück die positive Fortentwicklung gehindert, gestört oder vernichtet hat.

Es war nun gerade, wie wir gesehen haben, die Ablenkung der geistigen Freiheit, welche diese zur Abstraktion steigerte und damit das geistige Leben an den Universitäten zur Einseitigkeit und zur Erstarrung führte. So fielen sie einer höheren Macht anheim, derjenigen, in welche eben damals das Leben seine Blutwellen ergoß — dem Staate. Gerade das zeitliche Zusammenfallen einer größeren Hingabe des deutschen Volksgeistes an die Studien mit den Bestrebungen nach Reform auf kirchlichem und politischem Gebiete unterscheidet das deutsche Universitätsleben völlig von demjenigen in Frankreich und Italien. Als im 12. und 13. Jahrhundert die Wiederanknüpfung der Studien an das Altertum sich in Frankreich und Italien und dann auch in England mit großer Energie vollzog, gab es in Deutschland noch gar keine Universitäten. Deutschlands Bildung stammte aus dem Auslande oder aus der Kirche, sie war keine eigene, aus dem Volksleben selbst emporgedrungene. Das aber war die gleiche Zeit, da die deutschen Kreuzfahrer mit einer neuen Welt in Berührung kamen, da die deutschen Kaufleute den Gesichtskreis der deutschen Bürgerschaft erweiterten, so daß sie in den Stand trat, die geistige Blüte in den Städten zu einer ungeahnten Höhe emporzutreiben. So ward auch in Deutschland der Boden bereitet, aus dem Universitäten hervorzugehen vermochten, aber an ihrer Wiege stand bereits der Genius der Zwietracht zwischen Kirche und Staat, zwischem geistlichem Dogma und geistiger Freiheit. Unter diesem Zeichen sind die deutschen Universitäten ins Leben getreten. „Was Kirche und Kaiserreich erstrebt, und was beiden nicht gelungen war, die Vereinigung aller christlichen Nationen zu einem großen Staatswesen, das vollbrachten zeitweise die Universitäten.“ (Green, Engl. Gesch. I. 162.) Und dieser internationale Charakter drang auch an den deutschen Universitäten empor, denn im Wesen der Wissenschaft liegt dieser Zug zur Internationalität naturgemäß eingeschlossen: Verallgemeinerung für alle Völker und ebenso

Verallgemeinerung für alle Klassen des einzelnen Volkes. Die Wissenschaft ist allgemein und demokratisch. Dies zeigte sich einerseits, wie Janssen mitteilt, in der Abstufung zwischen Lehrern und Lernenden, die damals keineswegs in einem Gegensatz zu einander standen, so daß der eine bloß Professor, der andere bloß Student war, sondern die älteren Semester wurden wieder zu Lehrern für die jüngeren. „Dazu kam bei dem damaligen internationalen Charakter der Hochschulen ein stetes Wandern und Wechseln der Gelehrten durch das ganze gebildete Europa. Der Bildung erwuchs dadurch aus dem unmittelbaren Leben immer neue Förderung; der Ideenverkehr ward erleichtert, und die begabtesten Männer, aus den engeren Schranken ihres Landes hinausgeführt, wurden ein Gemeingut aller, die nach den geistigen Schätzen der Wissenschaften verlangten. Der internationale Charakter der Universitäten, die man nicht als Einem Lande, Einem Volke, sondern als der gesamten gebildeten Welt angehörend betrachtete, verschaffte denselben eine universelle Bedeutung, die sie nie mehr erreichen konnten, seitdem sie zu bloßen Staats- und Landesschulen herabgedrückt wurden." Und doch war dieses Herabdrücken notwendig geworden, um das Leben der Wissenschaft wieder in die Verbindung zu bringen, welche ihre natürliche Grundlage ist und stets bleiben muß: das Leben des Volkes selbst. Erst als die Universitäten diesen Boden zu verlieren begannen, als man hoch droben in den Lüften kämpfte, um Dinge kämpfte, die für das Leben des Volkes absolut gleichgültig waren, als man stets nach prinzipiellen Entscheidungen rang, anstatt zuerst einmal auf die Forderungen zu sehen, welche das Leben und der Augenblick stellte, wurde dieses Herabdrücken der Universitäten möglich. Man sehe nur einmal auf die Verhandlungen, wie sie in Konstanz und dann mehr noch in Basel geführt wurden, und man wird erkennen, wie man sich von dem positiven Boden immer mehr in die Abstraktion verrannte und schließlich um Dinge kämpfte, die mit dem Grunde, von dem man ausgegangen war, in gar keinem Zusammenhang mehr zu stehen schienen. Gerade diese Debatten über Tausend und eine Weltfrage verflüchtigten den Gedanken der Reform, sie verpufften die Kräfte, welche dafür vorhanden gewesen wären, und so kam es zu keiner Reform, konnte nicht dazu kommen. Also wenn das Leben die Universitäten wieder für sich gewinnen und das geistige Leben in seinen Dienst zurückstellen wollte,

gab es in der damaligen Zeit keinen andern Weg, als den, der dann eingeschlagen wurde: die, wenn auch langsam, aber stetig wachsende Macht des Staates bemächtigte sich dieser Schulen, die in Unproduktivität für das Leben geraten waren. Und wenn Janssen betont, daß die Universitäten jene „universelle Bedeutung" nie wieder erlangen konnten, so hat er keinen Blick für die Gegenwart. Die Wissenschaft ist heute wieder die internationale Macht, wie vielleicht nie vorher, ja sogar so sehr, daß die rote Soziale ihre Internationalität nur auf sie gründen zu können behauptet. Das ist eine Erkenntnis von weittragender Bedeutung, und wenn es der Wissenschaft gelingt, sich an der Spitze des gleichmäßigen und ruhigen Fortschritts zu behaupten, wenn sie weder die Verbindung mit dem Volke, noch diejenige mit dem Weltgeiste verliert, wenn ihr nicht revolutionäre oder reaktionäre Mächte den natürlichen Boden abgraben oder hemmend den Weg in die Zukunft versperren, so wird und muß es zu einer gedeihlichen Fortentwicklung kommen, die dem Glück und Wohlergehen der Völker und der ganzen Menschheit ihre goldenen Früchte tragen wird. Was aber ist geeignet, diese gedeihliche Fortentwicklung zu hindern, die Wissenschaft in ihrem ruhigen Gang zu verwirren? — Nur die eine Thatsache, daß sich die Leidenschaften des Lebens ihr in den Weg werfen, daß man den Glauben der Völker durch Agitation oder Predigten von ihr abzuziehen sucht, daß sich der nationale, soziale oder religiöse Chauvinismus an ihre Stelle zu erheben versuchen, daß man Resultate der Forschung nicht mit dem Maßstabe der Gegenwart, sondern mit dem Maßstabe einer noch unreifen Zukunftsphantasie oder einer veralteten und stehen gebliebenen Anschauung zu messen sich unterfängt. Und diesem letzteren Schicksal ist leider auch Janssen verfallen.

Nur im Vorübergehen wollen wir bemerken, daß sich der Theologe Janssen auch nicht mit der Thatsache abzufinden gewußt hat, daß „die Mark Brandenburg mit der Hauptstadt Berlin sich damals noch auf der niedrigsten Stufe der Kultur befand." Von jenem Zusammenhang der Jugend mit der Barbarei, sowie von jenem weiteren der Jugend mit der Kraft hat er, wie es scheint, nie etwas vernommen. Brandenburg war eine der jüngsten deutschen Kolonien, sie hatte die Zukunft noch vor sich und mußte erst erreichen, was anderswo schon erreicht war: einen bestimmten Altersgrad und den mit ihm

verbundenen Grad einer gewissen Kultur. Die Natur war so gütig, dem deutschen Volke diese junge werdende Kraft aufzusparen für eine Zeit, in welcher es derselben bedürfen würde. Und gerade dieser feste Fond noch unverbrauchter Kräfte gab Brandenburg naturgemäß später den Vorrang in Deutschland.

Gleich hinter dem Theologen kommt nun der Historiker Janssen wieder zu Wort, aber nicht für lange. „Das geistige und wissenschaftliche Leben pulsierte im letzten Drittel des fünfzehnten und im ersten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts am stärksten in den Rheinlanden. Hier standen die Universitäten mit einer allgemeinen Volksbildung mehr als anderwärts im Zusammenhang und besaßen in den gelehrten Mittelschulen eine sichere Grundlage..... Köln war ‚das deutsche Rom', und es kann nicht Wunder nehmen, daß die höchste Lehranstalt einen hervorragend kirchlichen Charakter trug in einer Stadt, in der neunzehn Pfarrkirchen und über hundert Kapellen, zweiundzwanzig Mönchs- und Nonnenklöster, elf Stifter, zwölf unter geistlicher Leitung stehende Hospitäler, sechsundsiebzig religiöse Konvente vorhanden waren, und von der man sprüchwörtlich sagte, daß dort täglich mehr als tausend heilige Messen gelesen würden. — Unumschränkt herrschte an der Universität die altscholastische Lehrmethode aber neben der Scholastik fanden auch die humanistischen Studien eine eifrige Pflege. Es läßt sich aus der bekannt gewordenen Universitätsmatrikel sogar der Nachweis führen, daß ein großer Teil derjenigen Gelehrten, welche am meisten zur Verbreitung und Befestigung des Humanismus in Deutschland beigetragen, entweder ihre Ausbildung in Köln empfangen oder eine Zeit lang Vorlesungen an der Hochschule gehalten haben." (S. 72.) — Also eine Grundlage zu einem weiteren Wachstum war in „einer allgemeinen Volksbildung" geschaffen. Wird es, kann es zu einem solchen Wachstum kommen? Ja, wenn es dem neuen Geiste gelingt, die unumschränkte Herrschaft der alten Kulturmächte allmählich zu brechen und sich eine Pflege nicht nur nebenbei zu sichern. Dazu bedurfte es nur eines ungestörten Wachstums dieses neuen Geistes selbst. Kam es dazu? — Nein! Aus sich selbst heraus den Bann zu brechen, war das rheinische Geistesleben nicht mehr jugendlich offensiv genug. Die Zeit hatte eine materielle Machtverschiebung mit der geistigen gebracht. Nicht die Städte am Mittelrhein standen an der Spitze der städtischen Kultur

wie einst in der Zeit der letzten Salier, der Staufer und Welfen, wo die Kämpfe um Köln und Aachen über das Schicksal Deutschlands entschieden, sondern weit droben im Norden die Städte an Nord- und Ostsee und weiter den Rhein hinauf, die Städte der Pfalz, des Elsasses, der Schweiz, Schwabens und Frankens, stehen nun an der Spitze. Hier entscheidet sich das Schicksal Deutschlands, nicht in Köln und Aachen. Also von auswärts muß es zu einer Erstarkung kommen, dann wird auch Rheinland gewonnen werden. Es kam aber nicht zu jener Erstarkung, und so behaupteten sich in Köln die alten Mächte der altscholastischen Lehrmethode und vermittelst der Unzahl geistlicher Institute der hervorragend kirchliche Charakter der Stadt. Köln blieb das ‚deutsche Rom', der Bann, der sich auf sein Leben gelegt hatte, wurde nicht gebrochen, in stiller Resignation läuteten seine Glocken alles frische Leben zur Ruhe, und die Humanisten, welche „ihre Ausbildung in Köln empfangen hatten", wendeten der schönen Rheinstadt den Rücken. Von dem Kampfe, der gegen dieses Bollwerk des alten negativ gewordenen Geistes naturgemäß losbrach, werden wir noch hören. Janssen ergeht sich nun in der Schilderung der wissenschaftlichen Blüte Kölns, er erwähnt der hervorragenden Persönlichkeiten, welche dort wirkten, aber alles Leben bedarf der fortwährenden Erneuerung, und wenn Köln auf diesem hohen Standpunkte bleiben soll, muß es den jungen Geist hineinlassen, dann müssen die alten sich abnützenden Kräfte durch jüngere ersetzt werden. Das geschah nicht, und so kam der Verfall von selbst.

Ein Beispiel der Vereinigung dieser Gegenbewegungen aus dem Volksleben und der Scholastik führt uns Janssen, der nun wieder eine ganze Weile als Theologe auftritt, in dem Karthäuserprior Werner Rolewinck vor. Seine Werke sind zum großen Teil „theologischen, mystischen, ascetischen und erbaulichen Inhalts". „Unter den *verschiedenen* Kommentaren, die er über die Pauliniſchen Briefe schrieb, war einer sechs Foliobände stark." Und für diesen höheren Blödsinn, daß ein Mensch über die Briefe eines anderen Menschen außer verschiedenen Kommentaren auch noch sechs Foliobände vollschreibt, hat Janssen kein ablehnendes Wort. Fürwahr, in diesen Kreisen mußte die geistige Impotenz zu einem furchtbaren Grade gestiegen sein, fast noch höher, als heutzutage bei den Goethekommentatoren! Daß Janssen nicht immer der Meinung ist, in solchen Dingen

etwas Hervorragendes zu sehen, zeigt er in seinem ersten Briefe an seine Kritiker (S. 5), wo er sich der Worte Feuerbachs zur Begründung seiner Anschauung bedient: „Wenn ich eine Vorlesung über Kirchengeschichte besuche," schrieb dieser 1824 an seinen Vater Anselm aus Heidelberg, „so will ich auch Kirchengeschichte hören, nicht die Meinung dieses oder jenes Herrn, der sie vorträgt. Unter den erhabenen Ruinen vergangener Jahrhunderte will ich wandeln, nicht unter den Kartenhäusern von Hypothesen und subjektiven Ansichten, die man wohl Kindern zum Spielzeug in die Hände geben mag, aber nicht Studierenden. Man stelle doch nur rein objektiv die Facta, sei es in Handlungen oder im Glauben, hin, wie sie sich aus sich selbst ergeben, dann erklärt die Geschichte sich durch sich selbst und in sich, sie bedarf keines fremden Kommentators. Um die Größe, Erhabenheit und Schönheit des Kölner Domes einzusehen, braucht man wahrlich keinen Häuser-, Straßen- und Brückenbaumeister bei sich zu haben, der einen auf alles aufmerksam mache." Janssen fügt dem hinzu, daß ihm diese Worte wie aus der Seele geschrieben sind, und trotzdem imponieren ihm die sechs Foliobände Kommentars des Werner Rolewinck. Daß es Janssen zu einer einheitlichen klaren Anschauung nicht gebracht hat, daß ihm, als er den kommentierenden Historiker zurückwies, der Theologe als Kommentator an die Seite trat, zeigt sich deutlich in dieser Thatsache. Bald redet er so, bald anders, wie es ihm gerade in seinen Kram paßt. Dann aber sind uns auch diese Worte Ludwig Feuerbachs absolut keine Autorität. Es ist einfach kindisch, sie so auszulegen, wie sie Janssen auslegt. Wenn ich selbst sehen kann, brauche ich keinen Führer. Aber das Sehen will auch gelernt sein, es ist eines der größten Kunststücke, die dem Menschen zu vollbringen gegeben wurden. Es muß in mir, wenn ich die Schönheiten des Kölner Domes selbst erkennen will, der Baumeister so weit ausgebildet sein, daß ich nicht bloß einen Steinhaufen sehe, sondern den Organismus des Baues selbst zu erkennen vermag. Und wie viele solcher Seher, wie Feuerbach und Janssen, die des Führers nicht und nirgends bedürfen, gibt es denn wirklich in Deutschland, selbst heute? An wie vielen wunderbaren Stellen und Erscheinungen der Natur laufen wir, wenn wir ehrlich sein wollen, heute noch achtlos vorbei, bis plötzlich ein Maler kommt und in seinem Bilde uns darauf aufmerksam macht? Und wer von uns hätte sich nicht bei dem Besuche einer Industrie-

ausstellung, einer Fabrik, bei der Betrachtung eines elektrotechnischen Apparates oder sonst bei vielen, vielen Gelegenheiten einen Sachverständigen an die Seite gewünscht, der uns den Organismus der Dinge erklärt und auseinandergesetzt hätte? Janssen natürlich nicht, er sieht alles, nur an der Geschichte des deutschen Volkes ist er trotz der Kommentare und seiner Originalstudien vorbeigelaufen, ohne auch nur annähernd in die wirklich wunderbare Erscheinung dieser Entwicklung einer Volksnatur hineinzusehen. Er zeigt uns die Äußerlichkeiten und Einzelheiten des stillstehenden Webstuhles, aber von der Funktion derselben, von dem kunstvollen Ineinandergreifen seiner Teile bekommen wir kaum eine Ahnung. Die Kommentare scheinen also nicht so überflüssig zu sein. Zudem ist Janssen auch gar nicht in so tiefer Seele von deren Überflüssigkeit überzeugt, denn wie hier bei den Pauliniſchen Briefen die Kommentare Rolewincks, so erscheinen ihm bei der Bibel die Kommentare der Scholastiker als die einzig zulässigen, wie wir sehen werden und dort tritt er jedem Selbstsehen mit geradezu blinder Schroffheit gegenüber. Was will den Janssen eigentlich? — Wenn er es selbst weiß, ist mir's recht. Aber ich zweifle daran. Bald so, bald anders, so schillert auch diese in ihrer natürlichen Entwicklung durch den übergehängten Schatten einer fremden Natur gehemmte Persönlichkeit und nur den vermag ein solches Schillern zu ergötzen, der es selbst nur zu einer halben Entwicklung seiner selbst gebracht hat. Bald schaut er die Angelegenheiten dieser Welt aus einem wunderbar gestellten irdischen Sehwinkel an, bald erhebt er sich in dem Luftballon der Theologie in die blauen Wolken hinauf, aus denen heraus er dann weder Farbe noch Form zu erkennen vermag, sondern alles Grau in Grau ohne bestimmte Abgrenzung der Konturen erscheint.

Nun geht Janssen zu einer schönen Schilderung des Universitätslebens in Heidelberg über. Hier begegnet er dem Humanisten Johann Reuchlin. Er gesteht ihm nach einigen einschränkenden „Aber" den „unvergänglichen Ruhm" zu, in Deutschland das eigentlich wissenschaftliche Studium des Hebräischen begründet zu haben. „Seine hebräische Grammatik nebst Wörterbuch ist das erste vollständige Lehrgebäude dieser Sprache." „Besondere Erwähnung verdient," wie Janssen betont, daß auch Reuchlin sich von demselben kirchlichen Geiste leiten ließ, wie alle jene Männer, von denen Janssen bisher berichtet. Wir haben gesehen, daß das einstweilen noch gar keiner besonderen

Erwähnung verdient, da es gar nicht anders sein konnte. Es ist ein absolut Selbstverständliches, und wird erst von dem Augenblick ab erwähnenswert, wo der Geist einzelner aus der bisherigen kirchlichen Atmosphäre hinaus- und hindurchdrang und die höhere Sphäre der geistigen Freiheit erreichte. Für Reuchlin aber war das Hebräische die Sprache, „in der Gott mit den Menschen, die Menschen mit den Engeln geredet von Angesicht zu Angesicht: sie bedarf keines kastalischen Quells, nicht des dodonischen Baumes". Sie ist die älteste aller Sprachen, der Urquell, aus dem alle späteren Sprachen schöpfen. Sie ist die Sprache der noch unverfälschten Menschennatur, und wenn diese sich wieder selbst erkennen soll, muß sie an diesen Quell zurück, aus dem das Ebenbild Gottes rein hervorleuchtet, zurück an dieses durch keine Orakelspender verfälschte Dokument menschlicher Denkart. Wo aber waren nun diese Orakel, welche die Stimme der Natur verfälscht hatten, hergekommen? Daß es die Kirche der Scholastiker war, verrät Janssen mit keinem Wort. Aber Reuchlin sagt es sehr deutlich: „Unser Text liest so, die hebräische Wahrheit aber lautet anders", oder „ich weiß nicht, was unsere Interpreten geträumt haben, was sie schwatzen". „Als treuer Sohn der Kirche wollte er der Mutter hilfreich zur Seite stehen, unterwarf seine einzelnen Schriften, sein ganzes Lehrgebäude ihrem Urteil, war bereit, das zurückzunehmen, worin er geirrt." Nun, das waren so ziemlich alle Ketzer. Aber Reuchlin war nur indirekt Reformator. Er begnügte sich mit dem Glauben, daß die Kirche die reine, enthüllte Wahrheit anerkennen werde, daß gerade diese in der Kirche selbst ihren tapfersten Verteidiger finden müsse, und dieser Glaube war falsch. Die Kirche ward von der Scholastik beherrscht, und mit dem ‚deutschen Rom' geriet selbst dieser „treue Sohn der Kirche" in den ersten furchtbaren Streit, in den Streit, der das Papsttum vor die Entscheidung stellte, ob es mit dem erwachenden deutschen Geistesleben vorwärts über die Scholastik hinausgehen, oder aber diesem Geistesleben entgegentreten sollte. Die Kölner Scholastiker schlugen gegen Reuchlin los, als er seine theoretischen Erkenntnisse zum ersten Male an der Wirklichkeit zu erproben sich unterfing; es trat zu Tage, daß die Kirche eine neue Geisterbewegung nicht mehr mitzumachen und zu verarbeiten vermochte. Hatte sich diese senile Impotenz derselben bereits in der entsittlichenden Kraft verraten, welche die italienische Geisterbewegung auf die kirchlichen

Kreise ausübte, so verursachte sie jetzt ihre geradezu ablehnende und negative Haltung dem deutschen Geistesleben gegenüber. Wie viele andere hervorragende Männer erging sich Nikolaus Basellius von Hirsau im Lobe Reuchlins, der meinte, „die Theologen müßten Reuchlin den Kranz reichen, da er die heiligen Schriften in ihrem alten Glanze habe auferstehen lassen". (S. 81.) Aber die Theologen waren nicht alle von einer Art, und die von der schlechteren Sorte waren wie immer in der Mehrzahl, es waren die getreuen Nachfolger jener, welche den „alten Glanz der heiligen Schriften" mit ihrer scholastischen Weisheit getrübt und vernichtet hatten.

Nachdem uns nun Janssen in das Haus Johanns v. Dalberg, des Bischofs von Worms, eingeführt, der an der Spitze der von Conrad Celtes gestifteten „rheinischen literarischen Gesellschaft" stand, machen wir die Bekanntschaft einer weiteren Größe dieses schönen Kreises, des Abtes Johann Trithemius. Verschiedene Male sahen wir bereits, daß Janssen vergessen hat, das Gegenbild zum Bilde zu zeichnen, und auch hier begegnet ihm das Unglück wieder. Der Abt von Trittenheim strahlt in eitel Licht, und Janssen weiß so wenig von seinem magischen Aberglauben, den er bei andern Personen wohl zu betonen liebt, zu erzählen, wie von dem Unglück, welches Trithemius als Reformator hatte, noch von seiner Neigung zur Geschichtsfälschung, welche ihm den Namen eines „Charlatans und Betrügers" eingetragen hat. Janssen hebt sogar hervor, Trithemius habe gegen die Astrologen gefochten, und doch war er selbst ein Magier bester Sorte. Die Kirche hat in dieser Beziehung seine Thätigkeit nicht anerkannt, sondern nach einem Jahrhundert seine „Steganographie", eine Art von Geheimschrift auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Trithemius ist 1462 geboren und 1516 gestorben. „Daß das theologische Studium wieder mehr auf die hl. Schrift zurückgeführt, die herkömmliche Theologie der Schule durch Vertiefung in die der Bibel erfrischt und ergänzt werden müsse, war ein Grundsatz, den Trithemius mit den besten Gottesgelehrten des Jahrhunderts teilte." — „Die Vertreter der neuen geistigen Bewegung und geläuterten Wissenschaft suchten auch in der Theologie die seit einem Jahrhundert und länger ausgetretenen Geleise eines geistlosen Formalismus zu verlassen und ihre Bestrebungen an die ihrer großen Vorgänger im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wieder anzuknüpfen." — Ein sehr wichtiges

Moment für den Aufschwung der Scholastik hebt Wimpheling im Jahre 1507 in einer Schrift an den römischen Kardinal mit den Worten hervor: ‚Trithemius rechnet es zu den größten Wohlthaten und dem größten Glück der Zeit, daß man in dem theologischen Unterricht sich von den unfruchtbaren und schädlichen Wortklaubereien und Spitzfindigkeiten einer verkommenen Gelehrsamkeit wegzuwenden beginnt und den hl. Thomas von Aquin, den Engel der Schule wieder auf den Leuchter erhebt'." — Nun, das war alles sehr schön, daß man aus der alten Verkommenheit einmal hinauswollte, allein konnte man auch? Es war dabei die Frage, ob diese alte Verkommenheit nicht irgendwo einen neuen Stützpunkt und Schutz gewinnen würde? Leider fand sie den, wie uns das Schicksal des Trithemius selbst belehrt. Janssen, wie andere, hebt hervor, daß Trithemius für die Reformation — er war mit 21 Jahren Abt des Klosters Sponheim geworden — seines Klosters wie seines Ordens seine besten Kräfte eingesetzt habe. Und anstatt mit der Reformation zum Ziele zu kommen, sah er sich genötigt, auf seine Abtswürde zu verzichten, denn seine Gegner in- und außerhalb des Klosters waren stärker, als er. Als Reformator scheiterte Trithemius, die alte Verkommenheit hatte einen neuen Stützpunkt gefunden. Wir haben hier einerseits das Trägheitsgesetz in seiner vollen Wirkung, andrerseits eine Kraft, welche nicht stark genug ist, diese Trägheit aufzuheben. Also mit Thomas von Aquin und den alten Scholastikern allein ging es nicht. Die Kraft, welche den Stein heben sollte, mußte stärker sein, und da war es denn sehr die Frage, ob sich alle Leute der jungen Bewegung, wie Wimpheling und Trithemius, mit den alten Scholastikern begnügen würden, ob keiner von ihnen auch über sie hinauswachsen würde? Wer aber hinauswächst, muß dann die Kraft haben, mit den alten Scholastikern die jungen zu bekämpfen, er muß soviel positive Energie besitzen, alle diese feindlichen Mächte zurückzudrängen. Und dabei wird es dann noch außerdem sehr darauf ankommen, daß dieser Betreffende keinen Schlag zu viel, keinen zu heftig führt, sondern nur immer gerade dasjenige Kraftmaß verwendet, welches zur Beseitigung des jeweiligen Widerstandes notwendig ist. Im andern Falle wird er sich zu früh erschöpfen, und um die übrig bleibenden Feinde werden sich die geschlagenen wieder scharen und mit neuer Wut über den Erschöpften herfallen. Er wird dann nicht mehr in der Offensive, sondern in der

Defensive sich befinden und darf sich glücklich schätzen, wenn ihm nicht alles eroberte Terrain wieder genommen wird. Also das sind die Aussichten: ein Reformator, der Erfolg haben soll, muß größere Kraft haben, als die bisherigen, er darf nicht zu weit gehen, muß Maß halten und der allgemeinen Entwicklung Zeit lassen nachzukommen. Das ist mehr als Herkulesarbeit. Ein Sokrates gehört mit dazu. Und ob den Deutschland damals zu erzeugen vermochte, ist eine Frage, die wir ohne Zweifel mit „Nein" beantworten müssen.

„Die weltlichen Wissenschaften sind wie einzelne Stufen, auf welchen man zu der Theologie, der Königin aller Wissenschaften, hinaufsteigt." (S. 89.) So Johannes Butzbach, „Trithems talentvoller Schüler". Janssen hat uns bisher fast ausnahmslos Leute vorgeführt, welche der gleichen Anschauung huldigten. Aber alle diese Leute besaßen, wie ihre gepriesenen theologischen Vorgänger von weltlicher Wissenschaft so gut wie nichts. Für sie waren also diese nicht die Stufen gewesen, auf denen sie zur „Königin aller Wissenschaft" emporgestiegen waren. Sie waren also hinaufgeflogen, und so mußte es naturgemäß dahin kommen, daß eine auf derart luftigen Wegen wandelnde Theologie mit dem Leben, der Wirklichkeit, der weltlichen Wissenschaft in immer energischere Konflikte geriet. Oder aber steht die Theologie vielleicht als Wissenschaft nicht auf der höchsten, sondern auf einer niedrigeren, vielleicht auf der niedrigsten Stufe, so daß sie der erste Hafen ist, wo das erwachende menschliche Denken Anker wirft? Anker werfen muß? — Wenn wir die Entwicklung der Menschheit, der Völker, der Individuen ins Auge fassen, so müssen wir das letztere als das unbedingt und einzig Richtige bezeichnen. Das menschliche Denken steuert zuerst zu dem Punkte, wo ihm das Menschensein mit dem Weltensein zusammenzufließen scheint, und an diesem Punkte errichtet die jugendliche Menschenphantasie den Thron der Gottheit. Das ist der notwendige Weg, wie er vor 4000 Jahren sowohl, wie bis heute von jedem naiven Denken eingeschlagen wird und werden muß, und jedem, der sich darüber unterrichten will, empfehlen wir das Studium einer wunderbaren Schrift, die in unsern Tagen der Weißgerbergeselle Gustav Buhr unter dem Titel: „Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt" herausgegeben hat. Gar mancher Theologe kann sich da eine Ergänzung und Vertiefung seines eigenen Denkens holen.

Wir begeben uns nach Freiburg zu dem Juristen Ulrich Zasius. „Was Wimpheling auf dem Gebiete der Pädagogik, Reuchlin auf dem der hebräischen Sprachwissenschaft, das war Zasius (geb. 1461 zu Konstanz) auf dem Gebiete der Jurisprudenz: ein Reformator von bahnbrechender Bedeutung.“ Also Janssen lehnt Reuchlin als Reformator auf theologischem Gebiete ab und läßt ihn nur auf dem sprachwissenschaftlichen gelten. Das ist sehr bemerkenswert, und um so mehr, als wir hörten, daß gleichzeitige Theologen Reuchlin den Kranz von den „Theologen“ gereicht wissen wollten. Für den Theologen Janssen hat also die Erschließung der unverfälschten Bibeltexte in griechischer und hebräischer Sprache nur eine philologische Bedeutung. Das alles kann die Theologie eines Thomas von Aquin nicht erschüttern. Warum wohl? — Läßt sich gar keine positive Weiterförderung der katholischen Theologie denken trotz all der neuen Hülfsmittel, welche der Forschungseifer der letzten Jahrhunderte erschloß? Hat denn Thomas von Aquin nicht auch nur mit seinem eigenen Geiste und den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln gearbeitet? Und was er durfte, sollte man jetzt nicht mehr dürfen? Oder aber führt vielleicht ein solches Vorgehen, wie es Thomas sich noch gestatten konnte, wollte man es heute mit den heutigen Hülfsmitteln und einem in der modernen Zeit geschulten Geiste versuchen, so unbedingt aus der katholischen Kirche hinaus, daß man das nicht mehr kann? Man möchte das fast glauben, und wenn es Thatsache wäre, so bedürfte es keiner Entschuldigung mehr dafür, daß es zum Protestantismus kam, denn dann ist die Ketzerei nicht hier, sondern in Rom. Janssen mag sich das einmal sehr gründlich überlegen. Denn hier ist der Punkt, wo er mit seiner Kritik siegen oder fallen muß. — Auf Seite 132 lesen wir bei Janssen folgenden Satz: „Schriftliche Unterweisungen in der ‚maisterlichen Kunst‘ wurden, so lange die Kunst traditionell das Leben beherrschte, nicht verfaßt. Erst als die Renaissance hereinbrach, machte sich — ähnlich wie im deutschen Rechtsleben beim Ueberwuchern des römischen Rechtes — das Bedürfnis fühlbar, die ‚Grundregeln des Baues‘ schriftlich festzulegen.“ Aus diesen Worten spricht die richtige Ahnung des Historikers, daß es zu sogenannten Encyklopädien auf den einzelnen Gebieten dann zu kommen pflegt, wenn eine Entwicklung auf diesen Gebieten zu ihrem Abschluß und Ende kommt, wenn das wirkliche Leben von diesen Gebieten

zurückweicht und sich neue Bahnen zu seiner Fortentwicklung sucht. Sehen wir z. B. auf die Zeiten, in denen ein Corpus juris, in denen die germanischen Volksrechte, in denen der Sachsen- und Schwabenspiegel niedergeschrieben wurden, so müssen wir sagen, es waren nicht die Zeiten höchster Blüte, sondern die Zeiten des Verfalles, in denen diese Niederschriften entstanden. Und wenn wir nun auch einmal das Gebiet der Theologie aus diesem Gesichtswinkel betrachteten? Wenn wir daraufhin die „Summe der Theologie" des Thomas von Aquin einmal ansähen? Und wenn wir dann zu dem Schlusse gedrängt würden, daß die katholische Theologie auf romanischer Grundlage mit ihm ihr Ende erreichte? Folgt aber daraus etwa, daß diese Theologie auf romanischer Grundlage nun für alle kommenden Völker und Zeiten bindend sein muß? Oder folgt daraus, daß nun nicht mehr die Romanen, sondern die kommenden Völker die Weiterentwicklung der Theologie in die Hand zu nehmen haben? Und wenn nun die Theologen auf romanischer Grundlage sich dem widersetzen? Folgt daraus etwa die Richtigkeit ihres ersten Schlusses? Oder folgt nicht daraus, daß die katholische Theologie mit dieser Entwicklung auf romanischer Grundlage überhaupt ihr Ende erreicht hat? Und wenn das der Fall ist, dann wäre es ja ganz naturgemäß, wenn das Leben an diese Theologie keine positiven Kräfte mehr abgibt, daß es sich von ihr hinwegwendet. Und dann wäre es ebenso naturgemäß, wenn wir den stattlichen romanischen Bau allmählich verfallen sähen, wenn Zeit und Leben an demselben ihre Nagearbeit verrichteten, da er sich der Entfaltung neuen Lebens als ein Hemmnis und Hindernis erweist. An diesem Punkte also hätte Janssen einzusetzen, er hätte nachzuweisen, daß der Romanismus in katholischer Form weder ein Hindernis der deutschen Entwicklung gewesen ist noch ist. Alles andere sind Selbsttäuschungen und Luftspiegeleien, die nur einen, der nicht sehen gelernt hat, täuschen können. Diesen Beweis aber kann und wird Janssen nicht erbringen, und daraus folgt denn zum Schlusse: 1. daß die katholische Kirche die ungeheure Toleranz, welche ihr das Leben entgegenbringt, dankbar anzuerkennen, und 2. daß alle katholischen Theologen sich mit der Thatsache abzufinden haben, daß das Leben sich mehr und mehr von diesem mittelalterlich romanischem Baue hinwegwendet, daß ihre Arbeit wohl den Augenblick des Zusammensturzes desselben hinausschieben, nicht aber abwenden kann.

Und wenn die Theologen nun uns um unsere Meinung fragen, so sagen wir: am besten wäre es und am ehrlichsten, wenn sie den Bau allmählich selbst abzutragen begännen, und wo sie das nicht wollen, sind wir alle wohl gerne bereit, ihn stützen zu helfen, so lange es geht, wenn sie selbst nur so ehrlich sind, die Menge frühzeitig genug zu warnen, damit sie nicht unter dem einstürzenden begraben werde.

„In seinen Werken zeichnet sich Zasius schon durch die Form: die größere Reinheit des Stils, Bequemlichkeit des Ausdrucks, Mannigfaltigkeit der Wendungen und den natürlichen Gang der Gedanken vor andern Juristen vorteilhaft aus. Aber ungleich mehr ragt er hervor durch den Inhalt, durch das überall mit durchgreifendem Erfolg verbundene Streben, der Barbarei der Glossatoren ein Ziel zu setzen und auf eigenen Füßen an der Hand der ersten Gewährsmänner einherzugehen. In der Auslegung der Quellen sucht sich Zasius von hergebrachten Vorurteilen frei zu halten, die spitzfindigen Verschrobenheiten zu beseitigen und ein einfaches, der Natur der Sache entsprechendes Verhältnis an die Stelle zu setzen. ‚Vor allem will ich bekennen', sagt er in der Vorrede zu seinem Hauptwerke, ‚daß ich allein von dem Texte der Quellen und von wahren und sichern Gründen, die auf dem Rechte oder auf der Natur der Sache beruhen, abhängen, nur auf diese mich stützen und an sie mich halten will'." (S. 91.) — Es war einmal ein Mann, der hieß Martin Luther und wollte Reformator sein, wie Zasius. Er wurde deshalb vor einem Reichstag zur Rechenschaft gezogen und dort die Zumutung an ihn gestellt, einen bedingungslosen Widerruf seiner Schriften zu leisten. Da antwortete er, sofern er nicht aus der hl. Schrift oder mit hellen, klaren Gründen widerlegt würde, wolle er nicht widerrufen. — Der Historiker Janssen muß das doch ganz in der Ordnung finden, wie er es bei Zasius absolut in der Ordnung findet, daß er nur von dem Text der Quellen und von wahren und sichern Gründen, die in der Natur der Sache lagen, abhängig sein wollte, denn die hellen und klaren Gründe werden hier wie dort betont, und was dem Juristen seine juristischen Quellen „ohne Glossatoren", das ist dem Theologen die Bibel „ohne Scholastiker". Nun hat aber doch natürlich der eine dasselbe Recht, wie der andere, sagt der Historiker, also — —. Ja wohl, Herr Janssen, Sie sind Theologe, Theologe auch als Historiker, deshalb messen Sie mit ungleichem Maß, und nur da tritt der Historiker bei Ihnen auf,

wo Sie glauben, das Gebiet der Theologie sei weit genug entfernt, um alteriert werden zu können. Dann hält der Theologe sein Schläfchen, und unterdessen macht der Historiker seine göttlichen Sprünge, denn:

„Zasius war im höchsten Sinn ein römischer Rechtsgelehrter, aber weit entfernt, durch das fremde Recht den deutschen Geist knechten zu wollen, bezeichnete er es als seine Aufgabe, von diesem Recht nur dasjenige zu lehren, was ‚nützlich, heilsam und den Sitten Deutschlands entsprechend' sei. Nur wo das deutsche Recht Lücken und Unvollkommenheiten zeige, wollte er zu dessen Aushilfe und Verbesserung das römische heranziehen; was mit deutscher Sitte in der tieferen Bedeutung dieses Wortes unverträglich war, das hatte in seinen Augen keine Gültigkeit." Herr Janssen, warum haben Sie Ihren theologischen Schutzengel einschlafen lassen? Oder ist es Ihnen so wohl, einmal ein freies deutsches Wort von unbeengter Seele wegreden zu können, daß Sie immer noch weiter mit dem Reformator Zasius durch Dick und Dünn laufen? — Wenn das ist, schlagen Sie den Schutzengel tot, vergiften Sie ihn. Denn daß hier von Zasius und der Juristerei die Rede ist und nicht von Luther und der Theologie, kann Ihnen als Historiker ja ganz gleichgültig sein. Was der eine dort wollte, wollte der andere hier: Abwehr der fremden Knechtschaft vom deutschen Geiste, Aufnahme desjenigen von anderswoher, was „nützlich, heilsam und den Sitten Deutschlands entsprechend" war, Ablehnung aber alles desjenigen, „was mit deutscher Sitte in der tieferen Bedeutung dieses Wortes unverträglich war." — Sie sehen, wie wohl es uns wird, wie wir harmonieren, wenn der Theologe schläft!

„Gegen die Rabulisten und Advokaten, die mit Hülfe des römischen Rechtes die Rechtsverhältnisse verdrehten und in den Prozessen ‚keinen Schlüssel zum Recht finden konnten, bis beide Teile arm werden oder gar verdorben sind', zog er wie gegen die größten Volksfeinde zu Felde. ‚Sie vergiften die Gerichte', klagt er, ‚spotten der Richter, stören die Ruhe, suchen den Staat zu verwirren und sind Göttern und Menschen verhaßt'." Und alles das und noch viel mehr sagt Luther von den römischen Theologen, und Hutten erst! Sie haben ja den „Vadiscus" gelesen. Es waren doch herrliche Leute, dieser Luther und Hutten und dieser Ulrich Zasius, was!

„Wie edel er seine Wissenschaft auffaßte, zeigen seine Äußerungen über die juristische Doktorwürde, ‚die man', sagt er, ‚nicht erwirbt, um sich dem Dienst der Höfe zu verschreiben und mit ihrem Stempel brandmarken zu lassen, auch nicht um sich im Schmutz der Gerichtshöfe und Konsistorien herumzuwälzen, sondern um das Recht zu sprechen und zu lehren, Zweifel zu entscheiden und den Staat zu lenken. Dies kommt einem ordentlichen Doktor zu; jenes widerspricht unserm Beruf; dies nützt den Völkern, jenes richtet sie zu Grunde'." Es ist prächtig, wie Zasius mit Luther übereinstimmt. Der war Doktor der Theologie, und wie jener sich nicht dem Dienste der Höfe verschreiben wollte, und die Brandmarkung mit dem Hofstempel scheute, so wollte dieser nicht die theologische Wahrheit im Sinne einer machthabenden Clique gedeutet wissen, wie jener Recht sprechen und lehren, Zweifel entscheiden und den Staat lenken, so glaubte dieser seine Meinung haben und mitreden zu dürfen, wo es galt zu predigen und zu lehren, Zweifel zu entscheiden und die Kirche zu lenken. Kam jenes einem ordentlichen Doktor des Rechtes zu, so dieses sicherlich ebenso einem ordentlichen Doktor der Theologie, und richtete es die Völker zu Grunde, wenn der Doktor des Rechts seine Pflichten vergaß, so ebenso, wenn es der Doktor der Theologie that, wie sie beide den Völkern nützten, wenn sie sich die edle Auffassung ihrer Wissenschaft bewahrten. — Es war klar, daß solche Persönlichkeiten geradezu hinreißend wirken mußten. Auch das Schicksal, keine gleichwertigen und ebenbürtigen Nachfolger gefunden zu haben, war beiden gemeinsam. Beide suchten den Weg zur Vereinigung ihrer deutschen Natur mit dem Kulturgeiste der Menschheit, und wenn sie dabei nicht nur Konzessionen machen, sondern auch empfangen wollten, so war das eben absolut natürlich. Denn das Recht, wie die Theologie war unter der Führung der Romanen zu diesem Grade erwachsen, nun sollten die Deutschen die Fortbildung der Kultur übernehmen, und so war es klar, daß auch ihr Geist in ihrem Werke zu Worte kam. Das war so natürlich, daß es vollkommen unnütz scheint, darüber weitere Worte zu verlieren. Aber der Theologe Janssen ist andrer Meinung. Wir kennen diese Meinung: weil die romanischen Nationen mit ihrer theologischen Weisheit zu Ende waren und nichts positiv Weiterführendes mehr zu bieten vermochten, sollten die Deutschen, die eben erst selbstzeugend in das Geistesleben Europas eingetreten waren, auch

nichts mehr leisten; sie sollten einfach ihr zur Mannbarkeit fortstrebendes Leben der Lenkung der romanischen Greisennatur überliefern, die dann, wie bisher, nur ihren Eigentümlichkeiten, nicht aber denen der Deutschen Rechnung tragen wollten. Es ist derselbe Prozeß, der bis heute sich bei jedem katholischen Theologen deutscher Nation wiederholt: Verzichtleistung auf das eigene Leben und Denken, und bedingungslose Hingabe an die „Mutter" Kirche. Es ist derselbe Prozeß, der sich auch bei Janssen vollzogen hat, der nur dann selbst zu denken und mit seiner deutschen Natur selbst hervorzutreten vermag, wenn er sich von der Oberaufsicht des mütterlichen Lakaien weit genug entfernt fühlt. Denn daß Janssen mir nicht vorwerfen kann, ich vermenge hier zwei Dinge und Personen, die zu trennen seien, ganz willkürlich, geht aus seinen einleitenden Worten des dritten Buches hervor, wo er unter die Führung der „Volkswirtschaft" tritt, die ebenfalls mit andern als theologischen Augen betrachtet werden will. Da stehen nämlich (S. 265) die bemerkenswerten Worte des Realisten Janssen: „Das Leben eines Volkes bildet eine natürliche Einheit, ein zusammenhängendes Ganze, und darum findet zwischen seiner geistigen und wirtschaftlichen Thätigkeit eine stete Verbindung und Wechselwirkung statt. Die wirtschaftlichen Zustände tragen wesentlich bei zur Entwicklung der geistigen Kultur, wie sie andrerseits von dieser mitbedingt und bestimmt werden. Einer geringen wirtschaftlichen Kultur entspricht, nach Ausweis der Geschichte, überall ein geringer Grad geistiger Bildung; die Fortschritte der ersteren sind in vieler Beziehung maßgebend für die Fortschritte des Volkslebens überhaupt." Das ist nun absolut unser Gesichtspunkt, den wir aber nicht bloß da festzuhalten suchen, wo es uns paßt, sondern überall, und entweder stimmen wir einem Zasius und Luther, als Personifikationen derselben Kraft auf verschiedenen Gebieten, betreffs ihres Wollens bei, oder wir verwerfen beide. Das „halb so, halb anders" ist ein Zeichen, daß es der Betreffende nicht zu einer eigenen festen Anschauung der Dinge gebracht hat. So steht der Theologe Janssen fortwährend im Wege, und doch kann man diesem Theologen nicht oft genug wiederholen, die Geschichte einmal auf die Frage zu prüfen, warum denn die katholische Theologie sich heute noch gezwungen sieht, mit einem Thomas von Aquin vorlieb zu nehmen? — Nur weil sie sich einer Verjüngung, welche ihr der Eintritt des deutschen Volkes in die Spekulation hätte bringen

können und unfehlbar gebracht hätte, verschloß, weil sie unfähig war, einen neuen Lebensprozeß durchzumachen. Und so ist es denn das Schicksal aller deutschen Theologen katholischen Glaubens, auf ihr geistiges Zeugungsvermögen zu verzichten, da die Kirche unfähig geworden ist, ihren Geistessamen zu empfangen und als gesunde Lebewesen zu gebären. Wohin dieser Zwang zum geistigen Coelibat führt und führen muß, mögen andere untersuchen. Zum Heil der Völker führt er auf keinen Fall.

Ich mache im Vorübergehen hier darauf aufmerksam, daß Janssen sich auf das Urteil des Erasmus über Zasius beruft: „Zasius ist ein seltenes Beispiel alter Sitte und alter Tugend. Dabei ist sein Wandel von echt christlicher Reinheit: Niemand scheidet von ihm, ohne durch sein Gespräch zu größerer Frömmigkeit erwärmt zu werden. Ich habe in Deutschland niemand gesehen, der edler und reiner wäre. Er ist ein großer Mann, wie Deutschland wohl keinen zweiten besitzt: wenn einer, so ist er der Unsterblichkeit wert." (S. 92.) Wenige Seiten weiter führt uns Janssen mit den Worten des Erasmus in Basel ein. Von der großen Zahl der Gelehrten wollte Erasmus gar nicht reden, aber von wie ungewöhnlicher Art sie seien. „Es ist niemand, der nicht Lateinisch kann, nicht Griechisch versteht; auch Hebräisch wissen die meisten. Dieser ist ein ausgezeichneter Historiker, jener ein eifriger Theolog, noch einer ein erfahrener Mathematiker; der treibt das Studium des Altertums, jener der Rechtswissenschaft. Wo findet man Ähnliches sonst? Ich wenigstens habe bis jetzt noch nicht das Glück gehabt, an einem schöneren Zusammenleben teilzunehmen. Und was noch mehr in das Gewicht fällt, ist die Reinheit der Gesinnung bei allen, die Heiterkeit des Verkehrs und besonders die Eintracht." — Wir fragen Janssen, ob es wohl möglich ist, zugleich so für alles Gute und Schöne, wo und von wem immer es geboten wird, empfänglich zu sein, so für alle Sitte und Tugend, ächt christliche Reinheit und Reinheit der Gesinnung sich zu begeistern, und dabei doch ein solches Charakterscheusal zu sein, wie dieser gleiche Erasmus von Janssen später dargestellt wird? — Es wird sich die Gelegenheit bieten, hierauf zurück zu kommen.

In Basel nun begegnen wir außer einem Heynlin von Stein und manchen andern hervorragenden auch den beiden Männern, die unsere Aufmerksamkeit etwas in Anspruch nehmen: Sebastian Brant

und Geiler von Kaisersberg. Von Brant erzählt Janssen, daß seine Natur keineswegs auf eine bloß theoretische Gelehrsamkeit angelegt gewesen sei, sondern daß er stets auf praktische Ziele losging und in der Bewegung der Zeit vorzugsweise die volkstümliche, politische und sittliche Seite erfaßte. „Es zeigt dies vor allem auch sein religiös-didaktisches Gedicht ‚Das Narrenschiff', eines der ehrwürdigsten Denkmale frommer und zugleich vaterländischer Gesinnung. Er war begeistert für die altchristliche Weltordnung im Papsttum und Kaisertum und in seinem Glauben unwandelbar treu. Sein Grundsatz war:

Nit laß von glauben dich abfüren
ob man davon will disputiren,
sondern glaub schlecht einfeltiglich
wie die heilige Kirche thut leren dich.
Nimm dich der scharpffen lehr nit an,
die dein Vernunft nit mag verstahn."

Aus dieser Charakteristik ist nicht viel zu ersehen, und man könnte Janssen erwidern, daß Brant seinen eigenen Rat, sich der scharfen Lehre nicht anzunehmen, am allerwenigsten ernst genommen habe, da er eine Hauptperson in dem Streite über die damals noch unbestimmte Lehre von der unbefleckten Empfängnis gewesen ist. Eines aber möchten wir doch betonen, daß das schlichte einfältige Glauben in Zeiten, da alle Gemüter von Kontroversen bewegt sind, ein wenig empfehlenswertes Mittel ist. Denn keine Kontroverse wird dadurch aus der Welt geschafft, daß man schweigt und sie leugnet, sondern sie will angefaßt sein, und wenn das die zunächst dazu Berufenen versäumen, wird eben die Kontroverse von andern in die Hand genommen werden. Den Hinweis auf Brants demokratischen Charakter, den wir in obiger Charakteristik vermissen, gibt Janssen später, wenn er auf die Zeit- und Sittengedichte zu sprechen kommt. Gegen die Verkommenheit des Adels, der Geistlichkeit und der Fürsten zieht er mit scharfen Worten zu Felde. Nur das, was Janssen nicht hat sagen wollen, liegt auch in seinen Anführungen: Brant war kein Mann, der einen neuen Gedanken selbständig zu produzieren vermochte, er retirierte auf alte Rezepte, produzierte Allerweltssprüche, zu denen in erster Reihe der von der „christlichen Weltordnung" gehörte: daß er das Denken des Volkes in ansprechende, bildreiche Formen brachte, verschaffte ihm seine ungeheure Popularität. Sein Narrenschiff ist gewissermaßen eine

Encyklopädie der damaligen Lebensweisheit in poetischer Form. Über die romantische Geschichtsanschauung dieser Straßburger Herren werden wir noch zu sprechen haben. Demokratie und Weltkaisertum — das sind die beiden Pole, zwischen denen sich mit wenigen Ausnahmen und Variationen all jene Mächte der Vergangenheit bewegten, so Brant, so später der Adel unter Sickingen, so die Bauernschaft in Franken und Schwaben, so die Städte. Das Fürstentum, wie es ebenso aus der deutschen Entwicklung historisch hervorgegangen war, stand all diesen Phantasien im Wege. Das hätte nun an und für sich nichts zu sagen gehabt, wenn nur die Demokratie selbst in ihren Zielen klarer und positiver geworden, zu größerer Einigkeit und damit zu der Macht gelangt wäre, das auf den aristokratischen Mächten der Vergangenheit ruhende Kaisertum zu einer inneren Umwandlung zu vermögen. Aber eben dem stand ebenso die historische Entwicklung in Deutschland im Wege, und über sie hinwegzukommen, war leider mit romantischen Phantasien und Phrasen nicht möglich.

Wir wenden uns zunächst mit Janssen nach Straßburg zu Geiler von Kaisersberg. „Er war dort der Mittelpunkt eines ansehnlichen Kreises hochbegabter Männer der Wissenschaft, auf welche die „Königin des Oberrheins" mit Freude und Stolz hinblicken konnte. Als scholastischer Theologe, als eifriger Förderer der christlich humanistischen Studien und als Kanzelredner gehörte er durchaus der Geistesrichtung seines Lehrers (Heynlin von Stein) an und beschließt mit diesem und seinen beiden andern Freunden Johann Trithemius und Gabriel Biel die Reihe der großen mittelalterlichen Gottesgelehrten. Gerade seine tüchtige scholastische Durchbildung befähigte ihn zu seiner klaren, durchgreifenden, volksmäßigen Predigtweise. Seine biblischen und patristischen Kenntnisse waren gründlich und umfassend. Er empfahl eifrigst den Theologen das Studium der hl. Schrift und der Kirchenväter, aber er hielt gleichwohl an dem berühmten Grundsatze fest: „Der Anfänger in der Theologie soll nicht zuerst zu jenen alten und ehrwürdigen Vätern, welche als die Lichter und Säulen unserer Kirche gelten, sondern vielmehr zu den neueren und scholastischen Theologen sich wenden, die mit Aufstellung von Quästionen vorgehen. Diese Quästionen sind nämlich vortrefflich geeignet, zu Disputationen einzuladen, die Einwürfe der Häretiker zu beseitigen, den Verstand zu schärfen und die dem äußern Anschein nach sich oftmals widersprechenden

Stellen der hl. Schrift mit einander auszugleichen." — Also auch Geiler von Kaisersberg ein Mann, der rückwärts statt vorwärts sieht! Sein „bewährter Grundsatz", mit dem Studium der Theologie hinten, statt vorne anzufangen, war gleichbedeutend mit dem Vorschlag, sich mit dem Wasserkruge, anstatt an der frisch dahinfließenden Welle der Quelle zu schöpfen, an eine weiter unten stehen gebliebene Pfütze zu wenden, er war dasselbe, als wollten wir heute, anstatt den Tertianern den Cäsar selbst in die Hand zu geben, das Studium des gallischen Krieges damit beginnen, die Interpretationen der Philologen durchzuarbeiten. Wir wollen ein solches Vorgehen Geiler nicht besonders übel nehmen, da er hier nicht seinem Drange ins Leben folgte, sondern seinen scholastischen Ahnen nachtrat. Aber daß Janssen einen solchen Grundsatz heute noch billigt, daß er demgemäß raten müßte, das Studium einer fremden Sprache nicht mit den Regeln, sondern mit den Ausnahmen zu beginnen, ist doch hoch bezeichnend für die geistige Klarheit des Mannes. Daß man auf diesem Wege schließlich auch zum Ziele kommen kann, wollen wir nicht in Abrede stellen, aber dazu gehört doch mehr als eine Normalnatur, mit der der Lehrer zu rechnen hat. Die normale Natur wird auf diesem weiten Umwege nie zum Ziele kommen, sondern unterwegs vor Müdigkeit umfallen. Sie wird, statt in die großen Wahrheiten, in den Geist der Schriften einzudringen und also fähig zu werden, denselben positiv erfassend ins lebendige Dasein einzuführen, bei den formalen Fertigkeiten hängen bleiben, die eben auch Geiler konsequent vorab als das Wünschenswerteste betrachtete. Damit aber schnitten diese Theologen der Theologie selbst den Weg eines innern regelmäßigen Wachstums ab, sie lenkten dieses Wachstum auf Seitenpfade, und so schossen aus alter Wurzel die wilden Triebe einer neuen Theologie empor. Das war die notwendige, die unumgängliche Folge, denn wer es als Hauptaufgabe irgend eines Kulturgebietes betrachtet, „die Einwürfe des Häretiker zu beseitigen", ist am negativen Pol angelangt, wo das eigene Leben versagt und sich darauf beschränkt, neues Leben von sich fernzuhalten und niederzudrücken. Gerade dieses Ergebnis aber war das Werk der sogenannten „älteren" Humanisten, welche den Unterschied nicht zu erkennen vermochten, der zwischen Bibel und alten Klassikern, als frischen Erzeugnissen des Lebens selbst, und den Werken der Scholastiker, als reproduktiven Erzeugnissen, als Erzeugnissen

einer Schule, nicht des Lebens, obwaltete. Indem sie ihre Zöglinge über diese Lebenstheorie zum Leben selbst hinüberzuführen suchten, wandten diese sich von ihnen ab zum Leben selbst, welches sie in den alten Klassikern und in der Bibel zu finden glaubten. Aber — und das war das Unglück dieser ganzen Bewegung — die „jüngeren Humanisten" unter der Führung der älteren zu einer Einseitigkeit gedrängt, traten, sich lossagend, nun in eine andere Einseitigkeit hinaus, sie erblickten in ihren Quellen das Leben an sich, nicht das ebenso von nationalen Elementen, von hebräischen, griechischen und römischen, durchwobene Leben, und indem sie dieses einfach ins Deutsche zu übersetzen wagten, gerieten sie mit ihrer eigenen Nationalität, mit der Natur des deutschen Lebens in Konflikt. — Es ist interessant, über diese Frage, die, wie wir sahen von beiden Seiten allzu theoretisch erfaßt wurde, auch das Urteil des Mannes zu hören, der wenigstens in einem Teile des deutschen Lebens später so gewaltig Fuß faßte, Martin Luthers. „Meine lieben Theologen" — sagt er in seiner Schrift an den christlichen Adel — „haben sich aus der Mühe und Arbeit gesetzt, lassen die Bibel wohl ruhen und lesen die Sententiae. Ich meinte, die Sententiae sollten der Anfang sein der jungen Theologen und die Bibel den Doktoren bleiben; so ist's umgekehrt, die Bibel ist das erste, die fährt mit dem Baccalaureat dahin, und die Sententiae sind das letzte, die bleiben mit dem Doktorat ewiglich; dazu mit solcher heiliger Pflicht, daß die Bibel mag wohl lesen der nicht Priester ist, aber Sententiae muß ein Priester lesen, und könnte wohl ein ehelicher Mann Doktor sein in der Bibel, als ich sehe, aber gar nicht in den Sententiae. Was sollte uns Glück widerfahren, wenn wir so verkehrt handeln und die Bibel, das heilige Gotteswort, so hintansetzen? Dazu der Papst gebeut mit vielen gestrengen Worten, seine Gesetze in den Schulen und Gerichten zu lesen und zu brauchen; aber des Evangeliums wird wenig gedacht. Also thut man auch, daß das Evangelium in Schulen und Gerichten wohl müßig unter der Bank im Staube liegt, auf daß des Papstes schädliche Gesetze nur allein regieren mögen." Wir sehen, Luther selbst ist nicht eindeutig. In dem ersten Satze stimmt er mit Geiler überein, er will, wie dieser mit den Quästionen, mit den Sentenzen beginnen; aber im zweiten Teile rügt er es, daß das Evangelium in den Schulen unter der Bank im Staube liegt. Wie mächtig diese alte scholastisch

Praxis eingewurzelt war, zeigt sich doch deutlich in dem Umstande, daß selbst so klar sehende Männer, wie diese beiden, sich von dem Banne dieser Praxis nicht oder nur halb freizumachen vermochten. Denn auch Geiler hält die Bibel für das Buch der Bücher, in dem jeder Theologe an jedem Tage zu lesen habe. Die Lehre am toten Körper ist sehr schön, wenn sie zu Wissenschaft des lebendigen wird. Sobald aber die Anatomie sich darauf beschränken würde, nur die Unregelmäßigkeiten am toten Körper zu studieren, würde sie bald ins Absurde geraten und sich kein Bild mehr von den idealen Funktionen des lebendigen Körpers zu machen vermögen. Und auf diesen Holzweg war seit dem Sentenzenmeister Petrus Lombardus die Theologie geraten. Wie er schon zu keiner eigenen Anschauung sich mehr zu erheben vermochte, so seine Schüler nicht, bis heute nicht.

Also auf die Theorien Geilers von Kaisersberg können wir wohl verzichten, aber als Praktiker, als Lebensbildner steht er um so höher da. Von dieser Gabe seiner Natur entwirft Janssen ein schönes Bild. Zu dem Freundeskreise Geilers gehörten nun die bereits erwähnten Brant und Wimpheling, die Freunde der Geschichte. Es ist der Patriotismus, der diesen Kreis zu geschichtlichen Studien führt, und warum gerade der Boden Straßburgs dazu einlud, ist ersichtlich aus der Art, wie vor allem Wimpheling die Geschichte auffaßt. Der Kampf zweier Nationalitäten, der Franzosen und Deutschen, trat hier an den Ufern des Oberrheins in seine ersten Stadien. Das steigende Übergewicht Frankreichs machte sich in diesen Gegenden schon sehr fühlbar. Und so trieb auch die Pflege der Geschichtsschreibung aus dem Leben selbst empor. Wimpheling schrieb eine „Allgemeine deutsche Geschichte". Es ist, wenn auch kein Musterbuch und kein Buch, aus dem man damals viel Neues lernen konnte, doch ein Buch, das man gelten lassen kann, und wie stets in den Zeiten der Gefahr und des Verfalls, wo das Ende einer Entwicklung zu nahen droht, die man bisher als selbstverständlich kaum eines eingehenden Blickes gewürdigt, so drängte sich in diesem Straßburger Geschichtschreiber Alles zusammen: Vaterlandsliebe, Fremdenhaß, die romantische Sehnsucht nach einer entschwundenen Zeit. Es war natürlich, daß sich diese rückschauenden Männer danach umsahen, wo die Macht geblieben, auf der einst die Größe der Vergangenheit geruht; es war natürlich, daß sie diese Macht in Kaiser Maximilian wieder zuerkennen glaubten, der als Erbe des

Hauses Burgund in die Fußstapfen der Politik Karls des Kühnen trat und gegen Frankreich, wo er konnte, losschlug. Und es war verzeihlich, daß sie nun mit ihrer Phantasie alle die Mächte zu beseitigen suchten, welche sich der Wiederherstellung dieser einstigen Größe in den Weg warfen. Das war verzeihlich, denn auch die Geschichte beginnt mit der Mystik, mit der Fabel, mit der Arbeit der Phantasie, wie alle andern jugendlichen Bestrebungen auf geistigem Gebiet. Treibe ich als Knabe Astronomie, so wird Astrologie daraus, wie aus der Geschichte Romantik wird, wenn ich sie als kleines oder großes Kind in Arbeit nehme. Janssen bestätigt uns das. „Am wohlthuendsten berührt das Buch (Wimphelings deutsche Geschichte) durch seine innige Verschmelzung der treu kirchlichen und treu vaterländischen Gesinnung, wie sich diese überhaupt nicht blos in allen Bestrebungen Wimphelings, sondern in denen der ganzen christlichen Humanistenschule kundthat. Kampf für die Einheit und Reinheit des Glaubens und Kampf für die Ehre und Unversehrtheit des Reiches galt den Vertretern derselben als heiligste Pflicht und edelster Beruf; Wiederherstellung der Weltherrschaft des Christentums unter Kaiser und Reich war das höchste Ziel ihrer Bemühungen, daher ihre rührenden, in Wort und Schrift unermüdlich wiederholten Mahnungen und Klagen über die Abnahme der Christenheit durch das Vordringen der Türken, die ganz Europa zu überfluten drohten, und über den Verfall des Reiches durch die Habgier und Sondersucht der Fürsten, die den für alles Hohe und Edle begeisterten Kaiser Maximilian in nichts unterstützten." Wir werden später sehen, daß dies nicht bloß die Stimme der „christlichen Humanisten", sondern auch diejenige Janssens ist. Darum müssen wir uns diesen Passus etwas genauer ansehen. Zuerst weisen wir darauf hin, daß eine treu kirchliche und treu vaterländische Gesinnung nur auf der Stufe einer passiven Geistesverfassung möglich ist, wenn die betreffende Kirche keine nationale ist. In dem Augenblicke aber, wo das Geistesleben eines solchen Volkes sich zur Aktivität erhebt, wird entweder die treu kirchliche oder die treu vaterländische Gesinnung zu leiden haben. Behält die treu kirchliche Gesinnung das Übergewicht, so ergibt sich als notwendige Folge, daß das Streben hervortritt, den erwachenden Volksgeist wieder in das Stadium früherer Passivität zurückzuleiten. Und so war es eine ganz natürliche Folge, daß die „christlichen Humanisten" ihr Ideal in der deutschen Vergangen-

heit suchten, d. h. in jener Epoche des deutschen Lebens, wo dieses selbst noch nicht zum Bewußtsein seiner Eigenart erwacht war. Behält aber die treu vaterländische Gesinnung das Übergewicht, so muß es notwendig und unbedingt auf dem Gebiete des kirchlichen Glaubens zu einer Revolution kommen, denn der erwachende Volksgeist wird nun auch auf diesem Gebiete zur Geltung zu gelangen und das aus der Fremde Importierte abzustoßen suchen, soweit es der bewußten Eigenart widerspricht. Daß nun Janssen hier wiederum auf die „christliche Humanistenschule" verweist und sich den Gegensatz einer andern denkt, ist ein Zeichen, daß gerade über dieses Problem der Realist in ihm mit dem Romantiker im Kampfe liegt. Er betont dieses Problem noch öfters, aber gerade das sagt uns, wie der Historiker sich hier mit der willkürlichen Trennung der Humanisten in eine „ältere" und „jüngere" Gruppe in theologischem Sinne auf schwankendem Boden befindet und sich nur selbst und andere von der Festigkeit desselben überreden möchte. Was die „Wiederherstellung der Weltherrschaft des Christentums unter Kaiser und Reich" betrifft, so ist das ebenso ein romantischer Traumgedanke. Diese Weltherrschaft hat nie bestanden, so wenig, wie die Sonne sich jemals um die Erde gedreht hat. Von einer „Wiederherstellung" also konnte für den Historiker an sich nicht die Rede sein. Ein anderer Punkt aber ist der, daß gerade in derselben Zeit, wo der menschliche Geist dazu fähig wurde, jenen Kindergedanken, die ganze Welt drehe sich um die Erde, in seiner Nichtigkeit zu erkennen, er dem analog auch von der Gleichberechtigung der Nationen, auch der Türken, wenigstens eine Vorahnung empfing, daß er ebenso in derselben Zeit erkannte, daß die Erde auch noch eine andere Seite habe, als die europäische, und also die europäische Kultur gezwungen wurde, ihre Energie zu teilen, sie halb auf Amerika, halb auf Asien zu wenden. Und aus diesem Grunde stammte jener Indifferentismus, welchen das Abendland der ganzen Türkenhetze gegenüber so lange zur Schau trug, bis die Gefahr selbst ihm etwas näher und fühlbarer auf den Leib rückte. Daß in manchem romantischen Gehirn der Gedanke an die Kreuzzüge wieder auftauchte, ist leicht erklärlich, aber der europäische Völkergeist war auf diesen Ton nicht mehr gestimmt. In Frankreich und England war die Monarchie des Adels Herr geworden, der Adel Spaniens fand jenseits des Ozeans ein neues Feld seiner Thätigkeit, in Deutschland war diese

alte offensive Macht in voller Zersetzung begriffen, wo hätte da das Material zu einem Kreuzzuge hergenommen werden sollen? Im Mittelalter war das anders. Denn nicht aus einer hingeworfenen Idee sind die Kreuzzüge entsprungen, sondern sie beruhten auf dem natürlichen expansiven Wachstum jugendlicher Völkermassen, sie beruhten ebenso auf der durch dieses Wachstum in der Heimat erzeugten sozialen und ökonomischen Not, der man nach der naiven Gemütsverfassung jener jugendlichen Bevölkerung in mystischer Weise zu begegnen suchte. Eine solche Bewegung in früherer Zeit nennt man Völkerwanderung; sie war das Erzeugnis gleicher Ursachen, aber der sie ausführende Faktor war die rohe natürliche Gewalt, der einfache Trieb der Natur zu besseren Lebensbedingungen. Dann kam die Schule des Mönchstums, die alle Naturtriebe verpönte, ohne ihrer Meister werden zu können. Eine Bewegung trat ein, wie einst, aber diese Bewegung geriet unter die Führung der Mönche, sie gaben ihr eine „Idee" und nannten dieselbe Kreuzzüge. Als dann jene natürlichen Ursachen, welche die Bewegung veranlaßt hatten, ihre Energie erschöpft hatten, versagte auch jene Idee. Mit der reinen Idee kam nur noch ein Kreuzzug zustande, der letzte, der Kreuzzug Ludwig des Heiligen von Frankreich. Mit der reinen Idee wird also auch jetzt kein Kreuzzug gegen die Türken zustande kommen, denn daß die Türken nicht die Ursachen der Not in Deutschland seien, wußte man damals schon sehr wohl. Hatten doch auch die Kreuzzüge keinen direkten positiven Erfolg! Wohl aber hatten sie den Erfolg, daß sie die sich stauenden Kräfte ablenkten und so Platz schufen für eine reichere Entfaltung der zurückbleibenden Kräfte, daß sie die abendländische Kultur nicht nur in innigere Fühlung unter ihren einzelnen Teilen brachten, sondern sie auch zur Kenntnisnahme einer fremden Kultur führten, daß also die freigewordenen Kräfte neu befruchtet und durch innere Arbeit, durch vermehrte und verbesserte Produktion in den Stand gesetzt wurden, der inneren Not zu steuern. Nicht nur die Kreuzzugsidee, sondern auch die Ackerbauorden von Citeaux und Prémontré fanden zu gleicher Zeit in Deutschland Eingang, nicht nur die Ritter begaben sich auf die Reise, sondern auch die deutschen Kaufleute, nicht nur ein Innocenz III. arbeitete mit sehr schönen Mönchsideen am Staate Gottes, sondern auch ein Friedrich II. mit sehr weltlichen Ideen der griechischen und arabischen Philosophen an dem weltlichen Staate der Zukunft.

Was ferner die Anschauung der Romantiker betrifft vom „Verfall des Reiches durch die Habgier und Sondersucht der Fürsten“, so werden wir später darüber zu reden haben. Eines aber möchten wir hier schon betonen: auch Maximilian war Romantiker, Romantiker insofern, als er wie jene Geschichtsschreiber von der „Wiederherstellung der Weltherrschaft des Christentums“ träumte. Aber Maximilian war zugleich doch durch sein Amt als Kaiser praktischer Politiker. Er mußte mit den gegebenen Thatsachen doch immerhin so gut er konnte rechnen. Und da begegnen wir bei ihm dem „abenteuerlichen Plan“, selbst Papst werden zu wollen. Wie kam das wohl? Sollte ihn wohl die reale Einsicht, daß ein Kampf „für die Einheit und Reinheit des Glaubens und ein Kampf für die Ehre und Unversehrtheit des Reiches“ so lange aussichtslos bleiben müsse, als man mit Päpsten von so eigenartigen Anschauungen und Talenten zu rechnen hatte, wie es die damaligen waren, auf diesen abenteuerlichen Plan gebracht haben?

Diese Idee war nicht neu. Aber merkwürdig ist es vielleicht, daß nur in den Zeiten von einer wirklichen Einheit der Christenheit geredet werden kann, in denen das deutsche Kaisertum dem Papsttum unbedingt überlegen war, in denen es dann auch meist zu deutschen Päpsten kam. Wir finden einen Ansatz zu einer solchen Einigung nur noch einmal, in der Zeit Hadrians VI. Sollte diese stets wiederkehrende gleichmäßige Wellenbewegung bis zu ihrem letzten schwachen Anschlage nicht auch etwas auf sich haben? Natürlich, ein Romantiker glaubt mit seinem eigenen Winde die Wellen beliebig wieder erzeugen zu können und auf fremde Winde nicht warten zu müssen.

Wenn Janssen nicht blos auf die romantische Idee, sondern etwas mehr auf das natürliche Werden der deutschen Entwicklung gesehen hätte, würde ihm klar geworden sein, daß es sich für Deutschland bei jeder neu ansetzenden, fortschreitenden Entwicklung von jeher darum gehandelt hat, Einfluß auf das Papsttum zu gewinnen, ja geradezu den päpstlichen Stuhl für die Deutschen zu erobern. In Kaiser Heinrich III. erreichte diese Bewegung den Höhepunkt. Unter seinem Sohne eroberten die Romanen unter der Führung Cluny's den päpstlichen Stuhl zurück. Dieser Gegensatz der Nationalitäten blieb bestehen bis zur Reformation, bis zu dem Augenblick, wo sich der letzte Versuch Deutschlands, den päpstlichen Stuhl wiederzugewinnen

(Maximilian will Papst werden, Karl V. schiebt Hadrian VI. auf den Stuhl Petri), als verfehlt erwies. Die Romanen behaupteten sich, das Papsttum wird ein rein italienisches Institut, und so sagten sich die Deutschen, ja alle Nationen, bei denen der Romanismus bisher nicht vollkommen Herr über die Nationalität geworden war, von dem päpstlichen Stuhle los. Das war der einfache und natürliche Gegenschlag, der unbedingt kommen mußte, als die Versuche des germanischen Elements, Einfluß in Rom zu gewinnen, fehlgeschlagen waren. Und besieht man sich von diesem historischen Standpunkte die Deklamationen Wimphelings, so wird man sagen müssen, der rein theoretische Politiker phantasiert mit goldenen Sprüchen in der Luft herum. Er übersieht mit seinen Genossen vollkommen die natürlichen Grundlagen, auf denen Maximilian zum „Träger einer großartigen Staatskunst nach Außen" hätte werden können, er übersieht ebenso die Thatsache, daß in Maximilian keineswegs das Bewußtsein so sicher war, dieser Träger einer großartigen Staatskunst zu sein. Daß Maximilian sich ehrlich Mühe gab, in den so veränderten Verhältnissen sich zu behaupten, bestreitet ihm wohl niemand, aber warum seine Politik weit mehr negative als positive Erfolge aufzuweisen hatte, darüber müssen wir uns mit Janssen später auseinandersetzen, denn Janssen phantasiert hier mit seinen Straßburger Genossen um die Wette und merkt nicht einmal, wie sehr der Historiker und mit ihm sein treugläubiges Publikum von einem verschrobenen Theologen an der Nase herumgeführt wird.

Also nicht mit diesen Romantikern, sondern mit den Realisten wollen wir uns beschäftigen. Wir wollen sehen, in wie weit die zum Realismus drängende Geistesverfassung damaliger Zeit auch die Romantiker ergriff und ihre theoretischen Firlefanfereien über den Haufen warf. Geiler von Kaisersberg! „Wie er die in den einzelnen Klassen des Volkes einreißenden Übel, besonders die des Luxus und Wohllebens, strenge geißelte und die Unbotmäßigen zum Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit aufrief, so schärfte er andrerseits mit gleichem Mute und gleichem Nachdruck der Obrigkeit ihre Pflichten ein. ‚O Du Gewaltnarr', ruft er einmal jenen Herrschenden zu, die ihre Unterthanen verachteten und bedrückten, ‚was verschmähst Du des Unterthanen, gleich als wenn er nicht so gut wäre, als Du? Bist Du nicht sowohl aus Lemen gemacht als der Unterthan? Oder bist

Du gewißlich mit köſtlicherer Laugen gewaſchen worden weder er? Oder biſt Du mit Malvaſier, er aber mit Waſſer getauft worden? O du Gewaltnarr, meineſt Du, daß Dir darum das Schwert in die Hand gegeben ſei, die Unterthanen damit umzubringen, und nicht, daß Du ſie beſchützeſt und beſchirmeſt?'" — Wir haben hier nur zu fragen, ob Geiler dieſe Apoſtrophe in einer Rede oder in einem Briefe an einen ſolchen Gewaltnarren direkt gerichtet hat, oder aber, ob er ſie vor der Allgemeinheit ins Allgemeine hinausrief? — Das letzte iſt der Fall, und damit überließ er es jedem im Publikum, ſich ſeinen Gewaltnarren zu ſuchen, er ward damit zum demokratiſchen Agitator und das „O Du Gewaltnarr" ward ſicher beſſer behalten von der Menge, als alle ſeine theoretiſchen Ermahnungen. Alſo Geiler weiſt in die Zukunft. Die Bewegung der Demokratie ſetzt hier ein. Wie ſie verlaufen wird, weiß weder Geiler noch ſonſt einer ſeiner Freunde. Es iſt auch vollkommen gleichgültig. Sie wird laufen, wie und ſoweit ſie kann — gegen die Gewaltnarren.

Wir wenden uns nach Tübingen zu dem „Geiſtesgenoſſen und Freund" Geilers, zu Gabriel Biel. Janſſen betont wieder, die Tübinger Univerſität habe „ihre erſte Glanzperiode vor dem Ausbruch der Kirchenſpaltung den ſcholaſtiſchen Theologen" verdankt. Nun, es gab eben einſtweilen noch keine andern. Es mußte erſt dahin kommen, das fortſchreitende Geiſtesleben von der Scholaſtik loszureißen, es mußte erſt der Zwang der Notwendigkeit den Gedanken an Trennung von der Kirche in Deutſchland erwecken, ein Gedanke, der all dieſen guten Träumern ſo vollkommen fern lag, daß ſelbſt ein Luther ſich mit der furchtbarſten Anſtrengung ihm in den Weg warf. Die Kirche mitzureißen, war das Streben aller, und erſt als ſich die Impotenz der Kirche, mitzugehen, klar erwies, trat die Trennung ein. Die Notwendigkeit war eben ſtärker, als alle romantiſchen Ideale. Sie zerſchmetterte dieſe Idee, wie einſt ein Bonifazius die Götzenbilder der alten Germanen zerſchmetterte. Gabriel Biel war Nominaliſt. „Er iſt zugleich einer der wenigen, denen es gelang, auf nominaliſtiſcher Grundlage ein Syſtem der Theologie aufzurichten, deſſen kirchliche Orthodoxie von katholiſchen Theologen nie angegriffen worden iſt." Nun, das klingt wieder ſehr ſchön, aber der Theologe, der Falſchſpieler, hat ſeine Finger im Werke. Der Gegenſatz des Realismus und Nominalismus hatte ſeine aktuelle Bedeutung bereits verloren. Andere

Fragen waren an der Tagesordnung. Und demgemäß bildete denn auch Gabriel Biel den „philosophischen Gedanken nicht weiter fort", sondern gab nur „eine treue und klare Darstellung der nominalistischen Doktrin". Dieser Stillstand aber des nominalistischen Gedankens machte es der Kirche möglich, sich mit ihm zu versöhnen. Es war kein Grund vorhanden, gegen eine Gedankenentwicklung vorzugehen, welche das Maß ihrer Energie bereits erschöpft hatte. Bedürfen wir noch eines Beweises, daß die Kirche nur noch fähig war, mit dem Stillstand des geistigen Lebens, nicht aber mit dem Fortschritt desselben zu paktieren? Deßhalb ist auch die Schlußfolgerung falsch, welche Janssen anfügt: „Gabriel Biel kann in gleicher Bedeutung wie Johannes Trithemius, Heynlin v. Stein, Gregor Reisch und andere zum Beweise dafür angeführt werden, in welch hohem Grade die großen deutschen Scholastiker des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts, frei von allen leeren Spekulationen und spitzfindigen Gedankenspielen, sich den Fragen und Bedürfnissen des praktischen Lebens zuwandten. Gehört doch Biel zu den angesehensten Vertretern ‚volkswirtschaftlicher Einsicht', indem er die ‚Resultate seiner Vorgänger auf diesem Gebiete nicht blos verstand und zusammenfaßte, sondern auch beträchtlich weiter förderte'." Die Scholastik war mit ihrer Weisheit zu Ende, und indem sie sich zur Ruhe setzte, gewannen eben ihre Vertreter auch Zeit und Kraft, andern Wissensgebieten, als nur dem theologischen, ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Sie thaten dies mithin nicht als Scholastiker, sondern als Männer des freien Lebens, das seine Anforderungen an sie stellte und denen sie ihren Tribut zu zahlen sich gezwungen sahen. Wäre der Gegensatz des Nominalismus zum Realismus noch aktuell gewesen, die großen Scholastiker würden eben dann keine Zeit und Kraft für etwas anders als ihre Spitzfindigkeiten mehr übrig behalten haben. Also nicht aus dem Fortschritt der Scholastik stammt die volkswirtschaftliche Einsicht Gabriel Biels, sondern aus dem Stillstand derselben. Und erst wenn die Arbeit auf den neuen Wissensgebieten soweit fortgeschritten ist, daß sie an die Prinzipien der menschlichen Entwicklung selbst hinanwächst, wird sie auch auf die Anschauung dieser Lebensprinzipien selbst zurückwirken und entweder die Anschauung der Scholastiker weiterführen, oder aber umändern, oder aber beseitigen. Also dieses fortwährende Hineinschmuggeln der Scholastik in Fragen, die mit ihr einstweilen gar nicht

zu thun haben, ist eine Eskamotage des Theologen Janssen, die rundweg zurückgewiesen werden muß. Es ist dasselbe Verhältnis wie zwischen dem Historiker und Realisten Janssen und seinem Doppelgänger, dem Theologen und Romantiker. Man kann wohl Theologe und Historiker zu gleicher Zeit sein. In dem Augenblicke aber, wo die Geschichtsforschung den Theologen an die Grundprobleme einer Volksentwicklung hinanführt, wird entweder der Historiker oder der Theologe die Augen zuzumachen haben. Thut es der Historiker, so kommt eine geschichtliche Unwahrheit heraus, thut es der Theologe, so ist es mit ihm zu Ende. Janssen hat ein Mittelding erfunden, einen Kontrakt zwischen dem Theologen und Historiker geschlossen und läßt bald den einen bald den andern etwas schlafen, und daher dann der königliche Mischmasch in seinen Anschauungen. Schläft der Historiker, macht der Theologe ihm lauter böse Streiche, schläft der Theologe, schwirrt der Historiker in allen Lüften herum, so daß es jenem beim Erwachen ungeheuer schwer wird, den ins Wilde Schweifenden wieder einzufangen.

‚Der Fürst hat zwar das Münzrecht, aber die cirkulierenden Münzen gehören nicht ihm, sondern denen, welche sie für Brot, Arbeit und dergleichen eingenommen haben.‘ „Deshalb ist es Betrug und erfordert Wiederstattung, ‚wenn der Fürst eine Münze verruft, wohlfeil einzieht und dann eine geringhaltigere zu gleichem Werte ausgibt. Das ist eine durchaus ungerechte und tyrannische Ausbeutung des Volkes, ebenso verwerflich, als wenn er alles Korn zu einem von ihm festgesetzten Preise kaufen und nachher teurer wieder verkaufen wollte‘.“ So Gabriel Biel. „Ebenso verdammt er es, wenn die Wald-, Weide- und Wassernutzungsrechte der Unterthanen von der Obrigkeit geschmälert werden. Die Jagdherrn erklärt er für schuldig, entweder allen Wildschaden zu ersetzen, oder wenigstens den Bauern die Erlegung des Wildes, welches ihre Felder verwüstet, zu überlassen. Bei dem wachsenden Absolutismus des Fürstentums war es ganz an der Zeit, daß Biel den Satz betonte: die Fürsten seien nur um des Volkes willen da, und die Ausnützung des Volkes durch Steuern sei ein Frevel vor Gott und den Menschen.“ — Also auch Gabriel Biel Demokrat! Leider predigte er tauben Ohren nach oben, aber um so offneren nach unten. Wir werden später sehen, wie diese Lehren der Theoretiker sich in die Wirklichkeit zu übersetzen suchten, und da werden

wir Janssen als Gegner solchen Vorgehens zu bewundern haben. Aber die dummen Bauern hatten auch die Unklugheit begangen, ihre sozialen Forderungen auf das Evangelium begründen zu wollen, und das kann natürlich der Theologe Janssen nicht dulden. Das aber ist gewiß und kann kein Janssen aus der Welt disputieren: so gut wie ein Voltaire und Rousseau als Vorläufer der französischen Revolution zu betrachten sind, so sicher leitet sich die demokratische Bewegung des 16. Jahrhunderts mit diesen Predigten und Erkenntnissen der deutschen „Scholastiker" ein, und so wenig man Voltaire und Rousseau andrerseits für den späteren Gang der Revolution verantwortlich machen kann, so wenig diese deutschen Theoretiker für den Gang der deutschen Bewegung. Die erkannte Wahrheit will eben auch bekannt sein, und sie fragt nicht danach, wohin ein solches Bekenntnis etwa führt. Zerschmettert es eine Welt in Stücke, so beweist dies nur, daß diese Welt die Fähigkeit verloren hatte, neben der erkannten Wahrheit weiter zu existieren und ihr Träger zu werden, aber diese Wahrheit selbst wird darum auch nicht ein Quentchen an ihrer inneren Berechtigung verlieren. Hat sie die Macht zu zerstören, so noch mehr diejenige aufzubauen. Und das wird geschehen, auch wenn ganze Völker vorher vernichtet würden.

„Die vierte neugegründete Universität, Ingolstadt, wurde in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens als eine der vorzüglichsten deutschen Bildungsanstalten angesehen und zog aus Italien, Frankreich, Spanien, England, Ungarn und Polen zahlreiche Studierende an." — Es ist nun merkwürdig, daß Janssen, während er über andere Kulturstätten bisher ein Langes und Breites zu reden wußte, von „einer der vorzüglichsten Bildungsanstalten" nur auf etwas mehr als einer Seite berichtet. Warum wohl? Nun, die Leute, die da obenan stehen, passen dem Herrn Theologen nicht mit Ausnahme eines einzigen des Dr. Johann Eck, und für Bayern hat derselbe Theologe, wie wir noch sehen werden, keine Vorliebe, weil kein Verständnis. Janssen erwähnt Konrad Celtes, er erwähnt Jakob Locher, er erwähnt auch Aventin. Der letztere „war in Ingolstadt für die Förderung humanistischer Bildung in vielfacher Weise, besonders durch Gründung einer literarischen Gesellschaft, thätig; seine historischen Werke verschafften ihm später den Beinamen eines Vaters der vaterländischen Geschichte". Das ist alles über einen Mann, den Janssen selbst an andrer Stelle

einen epochemachenden Geschichtsschreiber nennt. (S. 244.) Also ein Wimpheling steht weit höher, als Aventin, denn Janssen gibt ihm ganze Seiten Raum, dem armen Aventin nur einen Satz. Das aber ist wieder das ungleiche Maß, mit dem der Theologe mißt. Hier liegt seine traurige Kunst offen zu Tage, denn wenn etwas, so hätte die Bedeutung Aventins an dieser Stelle hervorgehoben werden müssen, eines Mannes, dessen Werke noch heute lebendig sind, während alles Geschreibsel der andern längst nur ein Interesse für den Literar- und Kulturhistoriker hat. Wir wissen aber, die Theologie kann mit dem Leben keinen Pakt mehr schließen, sie muß sich an die Toten halten, und darum ruft Janssen deren durchsichtige Gespenster herbei. Darum auch sein lustiger Tanz über gerade eine Seite hinweg mit dem Professor der Theologie Johann Eck, dem er sonst noch vielmals das Wort leiht. Einen Satz für Aventin, eine halbe Seite für die Universität Ingolstadt und die an ihr wirkenden Männer und eine ganze Seite für den Dr. Eck, der zur „Reform der Vorlesungen an der philosophischen Fakultät unter anderm zwei Foliobände Kommentare über die Dialektik und Physik des Aristoteles veröffentlichte". Wer kennt diese Kommentare noch? Und wer kennt noch Aventins Werke? Ja wohl, zwei Foliobände! Dem Theologen Janssen scheinen denn doch die Worte Ludwig Feuerbachs über den Kölner Dom nicht so aus der Seele gesprochen zu sein. — Bisher hat Janssen es nicht unterlassen, uns von seinen Lieblingen auch ein sittliches Charakterbild zu entwerfen. Hier fehlt dasselbe, soweit ich sehe, zum ersten Mal. Warum wohl? — Ließ sich vielleicht dieser Eck nicht auch in diesem Punkte als Muster aufstellen? War nichts Günstiges da zu sagen? Dann scheint man ja wohl ein großer Theologe sein zu können, ohne ein sittlich erhabener Charakter sein zu müssen. Wenn das aber der Fall ist, dann schenken wir Janssen bei allen früher Genannten die großen scholastischen Theologen und nehmen uns nur die großen sittlichen Charaktere, wir schenken ihm den gütigen Nachweis, daß der sittliche Charakter erst dem Theologen entsprungen sei, und nicht umgekehrt der große Theologe dem sittlichen Charakter der Leute, die ihre sittliche Gesundheit überallhin trugen, wohin sie ihre Schritte lenkten, auch auf das Gebiet einer verfallenden theologischen Doktrin. Janssen hat uns eben darauf aufmerksam gemacht, daß Theologie und sittliche Charaktergröße innerlich mit einander nichts zu thun

haben, daß man das eine sein kann ohne das andere. Und darauf, auf diese Erkenntnis kommt es uns vor allem an. Wir sind also wieder einer Eskamotage des Theologen auf die Spur gekommen und wissen für künftige Fälle uns vorzusehen. Daß uns Janssen Theologen vorführt, die sittliche Charaktere waren und als solche wirkten, wird uns künftighin nicht mehr irreführen. Wir werden ganz genau zuzusehen verstehen, wie viel da des Erfolges auf den Theologen und wieviel auf den sittlichen Charakter kommt.

Während der Theologe sich in Ingolstadt verhielt, ging der Historiker Janssen schon nach Nürnberg vorauf. „‚Alle Musen zogen durch die Thore Nürnbergs ein', als dort im Juni 1471, wenige Wochen nach der Geburt Albrecht Dürers, der Reformator der Sternkunde und Mathematik, das ‚Wunder seines Jahrhunderts', Johannes Müller, nach seinem Heimatsorte, Königsberg in Unterfranken, Regiomontanus genannt, seinen Wohnsitz nahm. Er erhob die Stadt zu einem Hauptsitz der mathematischen und physikalischen Wissenschaften und trug wesentlich dazu bei, daß sie auch zur eigentlichen ‚Hauptstadt der deutschen Kunst' erhoben wurde." Mit Vergnügen können wir jetzt eine Zeit lang den Schilderungen des Historikers folgen, da er sich auf das Gebiet der Erdkunde und Mathematik begibt, ein Gebiet, welches von der Kirche schon 1822 freigegeben worden ist, so daß der Theologe uns nicht stört. Regiomontan war Schüler und Freund des Astronomen Georg von Peuerberg in Wien. „Konnten die Deutschen, da sie kein seebeherrschendes Volk waren, in jener Zeit um die räumliche Erweiterung des Wissens keine Verdienste sich sichern, so wurden sie doch gerade damals durch Peuerbach und Regiomontan die Begründer der heutigen mathematischen Geographie. Ihr Jahrhundert darf ohne Widerspruch als das deutsche Jahrhundert der Erdkunde bezeichnet werden. Peuerbach und Regiomontan wurden unter dem Einfluße des Kardinals Nikolaus von Cues die Wiederhersteller einer selbständigen und unmittelbaren Erforschung der Natur, vermehrten durch mühevolle, sorgfältige Arbeiten den eroberten Schatz des griechischen und arabischen Wissens und förderten eine kühne und großartige Gedankenentwicklung, das System des Kopernikus. Wie sie wohlthätig einwirkten auf Kopernikus und seine Schüler Rhäticus, Reinhold und Möslin, so wirkten diese, wenn gleich der Zeit nach getrennter, auf die Arbeiten von Kepler, Galilei und Newton." Ist

es nicht wunderbar, wie Janssen hier das innere, natürliche, über Raum und Zeit erhabene Wachstum einer Geistesentwicklung zu erkennen und anzuerkennen vermag, wie er die Kette Glied um Glied zu verfolgen versteht? Und dieser selbe Mann sieht eine solche Entwicklung auf andern Gebieten nicht, er sieht z. B. nicht, wie sich der lebendige Faden fortschlingt von Wiclif über Hus zu Luther, von dem „Philosophen" (nicht dem Kardinal, wie es oben nicht der Kardinal, sondern der Mathematiker und Naturforscher ist) Nikolaus von Cues zu Giordano Bruno und von ihm weiter hinab zu der neueren philosophischen Weltanschauung, er sieht nicht, daß „die kirchengemäße Welt- und Lebensvorstellung mit dem Kopernikanischen Gedanken nicht auszugleichen war", und infolgedessen verschweigt er, daß die „geistige Freiheit" jener Zeit auf so „hoher Stufe" stand, daß selbst ein Kopernikus es nicht wagte, sein Lebenswerk zu veröffentlichen, daß dieser Kopernikanische Weltgedanke den Widerspruch der Theologen auf der ganzen Linie erfahren und sich selbst noch ein Jahrhundert später gefallen lassen mußte, von der Kirche geradezu als Ketzerei bezeichnet zu werden. Gerade aus diesem Umstande aber wird uns klar, daß die Theologie jener Zeit eine neue Lebenswendung nicht mehr mitzumachen imstande war, daß die Impotenz der Kirche als erste Ursache in der Reihe der Hindernisse für die geistige Entwicklung Europas betrachtet werden muß. Sie hing sich mit dem Schwergewichte der Negation an das emporstrebende Leben und zog dasselbe von der wunderbaren Bahn, welche es zu verfolgen sich angeschickt, in das Chaos veralteter Vorurteile zurück. Wir sehen aber wieder, daß wir den Kardinal von dem Philosophen und Naturforscher Nikolaus von Cues unbedingt trennen müssen, wie wir bei Regiomontan den „Mann der Wissenschaft" von dem „gläubigen Christen, der mit Entschiedenheit den Irrwahn der Astrologie bekämpfte" zu trennen haben, da es sehr viele „gläubige Christen" gab, welche diesem und anderm Irrwahn huldigten. Der Mann der Wissenschaft scheint also bei Regiomontan vor dem gläubigen Christen stark prävaliert zu haben.

Janssen entwirft uns nun ein wunderbares Bild von dem Einflusse, den Regiomontans wissenschaftliches und populäres Wirken in Nürnberg und auf das geistige Wachstum der Stadt gewann, von dem gewaltigen Eindrucke, den die Thaten des Astronomen und Mathematikers allenthalben hervorriefen. „Mit unwiderstehlicher Ge-

walt fühlten sich die Lernbegierigen von der Zucht und Strenge der mathematischen Disziplinen angezogen; eine ungemeine Freude am Rechnen und Messen verbreitete sich in allen Ständen." Damit bestätigt Janssen, wie sehr die Inangriffnahme dieses Wissensgebietes dem Bedürfnis der Zeit nach verstandesmäßiger Schulung und Ausbildung entsprach. Von neuem drang der Menschengeist vor auf das Gebiet der Weltgeheimnisse und mit Maßstab und Zirkel suchte nun der Verstand eine Antwort auf Fragen zu finden, auf welche bisher nur aus der Einfalt des kindlichen Gemütes heraus die Phantasie eine Antwort zu geben bestrebt gewesen. Fürwahr, wenn zu irgend einer Zeit, mußte damals die Theologie in ein neues Stadium ihrer Entwicklung treten, in ein mächtigeres und großartigeres, als zu irgend einer Zeit bisher, und da geschah das Furchtbare, daß gerade die Theologen sich dem neuen Leben versagten. In der staubdämmernden Atmosphäre der alten Vorratskammern menschlichen Wissens war ihr Auge für das helle Licht der Natur erblindet. Sie wandten sich von seinen reinen Strahlen mit Schrecken und Abscheu hinweg. — Den Rundgang durch Nürnbergs helltönende Geisteswerkstätte vollendet Janssen mit der Erwähnung der beiden Pirkheimer, Willibald und seiner Schwester Charitas, der Äbtissin von St. Clara. „Freilich kann Willibald in sittlicher Lauterkeit des Wandels mit seinen großen untadelhaften Freunden Wimpheling, Geiler von Kaisersberg und Brant keinen Vergleich bestehen. Er hielt sich nicht immer frei von der naturalistischen Lebensanschauung der von ihm so eifrig studierten Alten; nicht frei von Leidenschaftlichkeit, selbst Schmähsucht; und Albrecht Dürers Briefe an ihn weisen noch auf andere wenig erbauliche Dinge hin, die zeitweise wohl seinen Ruf zu gefährden geeignet waren. Seine Auffassung des Altertums krankte schon einigermaßen an den Schäden, die später im Kampfe der jungdeutschen Humanisten gegen das geoffenbarte Christentum so unheilvoll und verderblich hervortraten; wie Erasmus griff er wiederholt grundsätzlich die kirchliche Wissenschaft des Mittelalters — nicht bloß die Form der Sprache, sondern den Geist dieser Wissenschaft — an und gab dadurch dem heranwachsenden Geschlechte der falschen Aufklärer ein gefährliches Beispiel." — Wir sehen, der Theologe ist mittlerweile von Ingolstadt auch in Nürnberg eingetroffen, er hat sich aus dem dortigen Umgange mit Eck, den Willibald freventlich zu „hobeln" sich

unterfing, eine Stärkung seines moralischen Urteils geholt. „Untadelhafter Wimpheling!“ — „Er war freilich keine so friedfertige, unantastbare und über allen irdischen Streit erhabene Natur wie ein Agrikola oder ein Hegius, sondern herb und derb in der Polemik, oft unvorsichtig im Wort und ungeschickt dreinfahrend, dabei durch Kränklichkeit und übermäßiges Arbeiten zeitweilig im Gemüte verbittert!“ So berichtete derselbe Historiker oben (S. 57) von dem Untadelhaften. Also auch so etwas wie Schmähsucht! — Kaisersberg und Brant richteten, wie wir hörten, ihre Angriffe ins Allgemeine. Pirkheimer dagegen ging einem Eck direkt zu Leibe. Das letztere finden wir mannhafter und sittlich bedeutender, und Janssen hätte bei seinem Urteil doch einigermaßen in Betracht ziehen müssen, ob Willibalds Vorwurf des Stolzes und Neides, der Heuchelei und Schwelgerei gegen Eck nur auf „Schmähsucht“ oder auch zu einem Teil auf Wahrheit beruhten. Dieser sittlichen Untersuchung aber geht Janssen bei Eck, wie oben so hier aus dem Wege. — Was endlich Pirkheimers feindliche Stellung gegen den Geist der kirchlichen Wissenschaft im Mittelalter anbetrifft, so ist „die Theologie, welche Pirkheimer kennt, keine Gegnerin, sondern eine Fortbildnerin des Humanismus, ein Theologe kann daher, seinem Erachten nach, nur derjenige genannt werden, der mit ernstem, sittlich reinem Streben gediegenes Wissen in in allen Fächern verbindet.“ (Geiger S. 381.) Damit aber stellt sich Pirkheimer auf einen weit höheren Standpunkt, als die meisten Theologen seiner Zeit zu erreichen vermochten, denn ihm steht die kirchliche Machtfrage, wie sie auf dem Grunde der mittelalterlichen Theologie erwachsen war, nur in einem äußerlichen Zusammenhang mit dem Streben nach Wahrheit; das ernste, sittlichreine Streben nach dieser soll nicht durch den Blick auf die kirchliche Macht beirrt, getrübt, eingeengt und bemeistert werden, sondern er verlangt Freiheit für dasselbe, welche allein die sittliche Reinheit zu erhalten vermag. Er war ein Idealist, und an der furchtbar realen Entwickelung, welche das deutsche Leben nahm, sah er das Schifflein seiner Hoffnungen scheitern.

Im folgenden führt uns Janssen nun nach Augsburg zu Konrad Peutinger. Wir lernen in ihm einen wahrhaft hervorragenden Mann kennen, der wie Pirkheimer in Nürnberg in dem geistigen Leben Augsburgs die bedeutendste Stellung einnahm und die Vermittlung

desselben mit dem allgemeinen deutschen Geistesleben übernahm. Vor allem auf dem Gebiete der erwachenden vaterländischen Geschichtsforschung stand Peutinger unter den ersten seiner Zeitgenossen. Aber so sehr auch Janssen gerade diesem Gebiete seine Aufmerksamkeit zuwendet, den Kern der Sache hat er nicht erfaßt: er sieht den Zusammenhang des deutsch-nationalen Geistes und desjenigen der historischen Studien nicht. Er sieht nicht, daß wir hier vor den Anfängen eines neuen Lebens stehen, welches auch in der Auffassung der deutschen Geschichte eine Änderung hervorrufen wird, eine Änderung, welche wie nirgendwo anders, gerade in den Werken Aventins zu Tage tritt. Und weil er diesen Zusammenhang nicht erkennt, ist ihm die Bedeutung Aventins nicht zum Bewußtsein gekommen. „Im Jahre 1507 folgte die erste Ausgabe des von Konrad Celtes im Kloster Eberach aufgefundenen Ligurinus, eines der Zeit Friedrich Barbarossas angehörigen historischen Gedichtes, welches die Bewunderung aller zeitgenössischen Gelehrten erregte, und binnen einem Jahre sieben Auflagen erlebte. In späteren Jahren (1514—1515) beschenkte Peutinger die historische Wissenschaft mit der von ihm entdeckten Ursperger Chronik, mit der Geschichte der Gothen von Jordanes und der Geschichte der Longobarden von Paulus Diakonus." So trat das deutsche Leben in direkte Verbindung mit der deutschen Vergangenheit, ja sogar so sehr, daß man jenes Gedicht von den Heldenthaten Friedrichs später über ein Jahrhundert lang und bis hart an unsere Zeit heran für eine Fälschung der Humanisten ansehen konnte. Man lernte die natürliche Art des deutschen Charakters wieder kennen, man erfuhr an den neu entdeckten Quellen, um welche Dinge sich das deutsche Leben in früheren Zeiten bewegt hatte. Es ist überall der gleiche Trieb an die Quellen der Natur zurückzugelangen: wie jener der Bibel in ihrem griechischen und hebräischen Urgewande, so wandten andere den alten Klassikern, wieder andere den Quellen des römischen Rechts, wieder andere der vaterländischen Geschichte ihren Forschungseifer zu, der legte sein lauschendes Ohr an die Natur selbst, jener richtete den forschenden Blick zu den Sternen, und wie aus diesem Thun ein ganz neue Anschauung der Dinge unfehlbar entspringen mußte und entsprang, so aus der Arbeit auf allen andern Gebieten, wo der deutsche Geist zum ersten Male mit den ungebrochenen Strahlen eines früheren Lebens und des Lebens überhaupt in Verbindung trat.

Mit welchem historischen Rechte uns Janssen nun zum Besuche der „deutschen Reichshauptstadt Wien" einladet, ist uns nicht ersichtlich. Eine deutsche „Reichshauptstadt" gab es in damaliger Zeit noch nicht, und Wien hätte es erst werden müssen. Der deutschen Vergangenheit widmete vor allen andern Kaiser Maximilian selbst einen großen Teil seiner großen Kraft. Was unter seinen Auspizien auf diesem Gebiete geschaffen, gesammelt und geforscht wurde, wir Deutschland ihm immer zu danken haben. Unter seinen Gelehrten war er zu Hause, da erfaßte ihn auch der demokratische Zug seines Zeitalters; seine Meinung war, „die Gelehrten seien es, die da regieren und nicht unterthan sein sollten, und denen man die meiste Ehre schuldig wäre, weil Gott und die Natur sie andern vorgezogen." Und nicht zum wenigsten ist es gerade dieser Zug, der ihn zu dem volkstümlichsten Manne seiner Zeit gemacht hat. Aber schon in der Darstellung Janssens von diesem ungemein reichen und belebten literarischen Treiben am Wiener Hofe steckt etwas, das uns bedenklich macht. Er spricht davon, daß die Universität Wien „zur ersten Hochschule Europas erhoben werden sollte." Glaubt Janssen, daß sich so etwas machen läßt? Ein solches Werk will wachsen, langsam und sicher, es bedarf da einer langen, fortgesetzten und unermüdlichen Arbeit, welche die lebendigen Traditionen schafft, auf denen dann von Generation zu Generation weiter fortgebaut werden kann, fortgebaut nicht nur in die Höhe, sondern zugleich in die Breite. War das in Wien der Fall? Ja und Nein! Wien war die zweitälteste der deutschen Universitäten. Einem natürlichen Bedürfnis entsprungen, wird sie ihre Blütezeit bei natürlicher Fortentwicklung nach Prag vor allen übrigen Universitäten erreichen. Und nun kommt da plötzlich dieser junge Kaiser, der Sohn einer portugiesischen Fürstin, und sagt, die Geschichte gehe ihm nicht schnell genug. Mit der Wärme seines heißen Temperaments und dem Lichte seiner strahlenden Natur trieb er die Pflanze empor und übertrieb sie, denn bei Maximilians Tod stand Wien wohl an der Spitze aller Kulturstätten Deutschlands, aber Österreich noch lange nicht. Die geistige Bildung des österreichischen Volkes hatte von den großen Erfolgen der Hauptstadt kaum etwas abbekommen. Das österreichische Volk war keineswegs zum führenden Volke in Deutschland herangereift. Der geistige Bau der Hauptstadt stand auf einer Sandunterlage, und gerade das gereichte den Nachfolgern Maximilians zu

ungeheuerem Schaden. Nach dieser Seite hat Janssen nicht gesehen. [Er kommt im sechsten Bande, der außerhalb unseres Gesichtskreises liegt, auf die Liebhabereien zu sprechen, aber warum diese Liebhabereien kommen mußten, warum aus der Sandunterlage nur ein blutleerer Trieb hervorgehen konnte, das sieht der „Historiker" nicht.] —

Aber auch nach einer andern Seite unterscheidet er nicht genug. Peutinger sollte für Maximilian ein Regestenwerk für die Geschichte des habsburgischen Hauses vorbereiten, „im kaiserlichen Auftrage sammelte Suntheim Materialien zu einer genealogischen Geschichte des habsburgischen Hauses." Maximilian ist Fürstensohn und als solcher ein Kind seiner Zeit. Die Geschichte seines Landes und seines Reiches ist ihm in erster Linie deshalb interessant, insofern sie sich als eine Illustration der habsburgischen Fürstengeschichte darstellt. Von einer Erfassung des wirklich lebenden Elementes in der Geschichte ist Maximilian wie der größte Teil seiner romantischen Freunde ziemlich weit entfernt. Wenn man in Bayern damals dazu kam, die Genealogie des wittelsbachischen Fürstenhauses bis auf die Karolinger zurückzuführen, so führte man in Östreich die Genealogie des habsburgischen Hauses noch weiter zurück bis auf Arnulf von Metz. Man muß es aus dem Munde dieser Fürsten selbst hören, wie einer über den andern sich erhaben glaubt, weil er von älterem Stamme ist, man muß darauf achten, wie noch Maximilians Enkel von den Wittelsbachern über die Achsel angesehen wird, weil er nicht „von so gar altem Stamme" ist, und man wird eine Ursache des Interesses erkennen, welches man in diesen Kreisen an der historischen Forschung nahm. Hatte doch noch in der Zeit seiner Jugend Maximilian selbst einen Krieg der Fürsten gesehen, in dem das alte und das junge Fürstentum sich mit einer furchtbaren Erbitterung gegenseitig in die Haare gefahren. Also auch hier ein Stück Romantik, wie sie ebenso in dem Bedürfnis, sich und seine Thaten gerühmt und anerkannt zu sehen, zu Tage tritt. So wuchs zur Liebhaberei der einzelnen aus, was zum Wohle aller vom Leben ins Dasein gerufen schien. Die Anschauung vom Gottesgnadentum, wie sie später durch Ludwig XIV. von Frankreich, den „allerchristlichsten König", zur Blüte gebracht wurde, erhielt in den Zeiten Maximilians eine neue Befruchtung, in der Zeit, da ein Macchiavelli sein Buch vom Fürsten schrieb, ein Buch, in dem der Generaldichtung vom Gottesgnadentum oder, wie Janssen sich nach Kaisersberg aus-

drückt, „von der durch Gott gesetzten Obrigkeit“ die Heuchlermaske vom Antlitz weggezogen wird. Auch an Maximilian war diese Zeitanschauung, wie wir noch sehen werden, nicht spurlos vorübergegangen.

Janssen wirft zum Schluß einen Blick auf das Leben an der Wiener Universität. Er erzählt von Konrad Celtes, daß er, „in seiner völlig antik-naturalistischen Weltanschauung und epikuräischen Lebensweise nicht mehr den alten christlich-gläubigen und sittlich-ernsten, sondern schon der aufgeklärten jungdeutschen Humanistenschule angehört habe“. Daß einer aufgeklärt ist, kann ihm wohl nur bei einem Theologen zum Vorwurf gereichen. Andrerseits aber fragen wir hier: Wo war Celtes her? Wo stammte Willibald Pirkheimer her, bei dem Janssen ähnliche moralische Betrachtungen anstellte? Celtes stammte aus dem fränkischen Dorfe Wipfeld, Pirkheimer aus der fränkischen Stadt Nürnberg. Beide also Frankensöhne, keine Westphalen! Und dazu war der eine noch Patriziersohn, was die Eltern des andern waren, ist mir nicht bekannt. Das aber thut auch etwas zur Sache und trägt zu der späteren Charakterentwicklung eines Menschen mehr bei, als sich so ein Romantiker träumen läßt, für den alle Leute aus „Lemen“ gemacht sind.

Wir berühren damit wieder einen unsrer Ausgangspunkte. Janssen zieht die geschichtliche Vorentwicklung der deutschen Stämme, des deutschen Volkes, wie der einzelnen bei seinen Urteilen nicht genügend in Betracht. Daher einerseits die Einseitigkeit in seinen Urteilen. Andrerseits imputiert der Theologe dem Historiker fortwährend sein schon vorher fertig gemachtes Urteil. Und so erreicht Janssen das, was er will, daß sich die Geschichte aus sich selbst erklärt, nicht im entferntesten. Die Dinge erklären sich nicht aus sich, sondern der Theologe erklärt sie, wir sehen nicht, wie eins aus dem andern wird, sondern fliegen fortwährend aus einer Welt in eine andere, ohne daß uns der Geschichtschreiber die Verbindung zeigt, welche auch zwischen diesen Welten besteht und aus der einen in eine andere hinüberleitet. Daher die andere Einseitigkeit in den Urteilen Janssens. Sein Bericht über Volksunterricht und Wissenschaft im ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert ist ein mißlungener, mißlungen im höchsten Grade, und die vielfach verschlungenen Fäden erscheinen uns in der Janssenschen Darstellung wie ein wilder Knäuel, nicht aber wie das Getriebe einer einzigen großen Webemaschine, des Webstuhls des

Lebens. Wirr und verwirrend ist das Werk durch die Arbeit des Theologen geworden und als solches muß es auf den treugläubigen Leser zurückwirken. Demgemäß kann auch kein Nutzen aus solcher Lektüre entspringen, da sie nicht imstande ist, den Leser aus seiner eigenen Unklarheit emporzureißen, sondern ihn nur noch tiefer in Unklarheit und Verwirrung hineinführt. Für diese Nachteile vermögen die kurzen Augenblicke, wo der Theologe die Feder niederlegt und sie dem Historiker und Deutschen überläßt, nicht zu entschädigen. Der Deutsche ist wie der Historiker in Janssen durch den Romantiker und Theologen verdorben worden, und es berührt schmerzhaft, zu sehen, wie seine ursprünglich westphälisch-kerndeutsche Natur sich unbewußt gegen ihre Peiniger zur Wehre setzt, und nur halb, nur wenn jene es erlauben, dem warmem Gefühle für Vaterland und reale objektive Wahrheit ihren Tribut zollt. Schmerzhaft, wie das Lied eines Gefesselten an die Freiheit.

Kunst- und Volksleben.

(Vgl. Janssen Bd. I. S. 127—265.)

„Von jeder Periode in der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes würde man nur eine höchst einseitige und dürftige Vorstellung gewinnen, wenn man dieselbe lediglich aus Handschriften und Büchern studieren wollte. Deutlicher und eindringlicher noch als aus den geschriebenen Quellen spricht das Herz und der Geist, die Arbeit und die Ausdauer eines Volkes aus seinen Kunstwerken; diese empfangen aus seinem Gemüt und Charakter ihren geistigen, wie ihren sittlichen Ausdruck, verkörpern seine Ideen und Ideale und stehen demgemäß für diese oder jene Zeit als die eigentümlichsten Zeugnisse seines innern Wesens da. Man hat es sogar als ein notwendiges Erfordernis des echten Volksstudiums bezeichnet, die lebenden und monumentalen Quellen noch vor den geschriebenen zu studieren, weil man dadurch aus den letzteren Neues herauslese, während man bei umgekehrter Methode ‚nur die uralten toten Historien in die lebendige Gegenwart hineinbuchstabiere'." So führt uns Janssen in seine Darstellung des Kunst- und Volkslebens ein. Wir hatten zuerst die Absicht, diesen ganzen Passus zu übergehen, um uns direkt der politischen Geschichte zuzuwenden, da wir das politische Leben eines Volkes als die höchste Verkörperung seines geistigen Lebens betrachten. Allein Janssens Anordnung ist nun einmal so, und nach unserer Auffassung ist sie verfehlt. Nach unserem Gefühle mußte er von der volkswirtschaftlichen Grundlage ausgehen, von ihr zum künstlerischen Leben emporsteigen, als der Verkörperung des Gemütslebens selbst, dann den weiteren Schritt zum allgemein geistigen und den letzten zur Verkörperung desselben, zum politischen Leben vollziehen. Wir hätten

so den natürlichen Werdeprozeß in der Entwicklung des Volkes schon in der äußeren Anordnung zu verfolgen vermocht, während uns jetzt alles durcheinanderfällt. Und nur von diesem Gesichtspunkte, glauben wir, hat Riehl den Weg weisen wollen von dem Studium der lebenden und monumentalen Quellen zu den geschriebenen, denn erst das Wort in seiner vollen geistigen Potenz ist die konkreteste und korrekteste Erscheinung des Gedankens, während derselbe im Kunstwerk sich stets noch in jenem halben Flusse befindet, der wie jeder Übergang vom Gemüts- zum Gedankenleben eine einheitliche und korrekte Deutung nicht zuläßt. Steigen wir also vom künstlerischen Werke, dem Werke des Gemütes und der Phantasie, des Strebens zum Gedanken, zu diesem Gedanken selbst im geschriebenen oder gesprochenen Worte, so haben wir den natürlichen Gang der Geistesentwicklung, und jene geistige Potenz des Wortes wird uns nun erst vollkommen, weil in ihrem ganzen Werden erschaut, klar. Eine leise Ahnung von diesem historischen Werden hat sich auch Janssen aufgedrängt, denn er betont, daß „für das deutsche Volk in der Zeit des ausgehenden Mittelalters die Kunst eine um so größere Berücksichtigung finden müße, weil es während derselben mehr als während irgend einer früheren oder späteren den Kern und das Mark seines Lebens in seinen Kunstwerken niederlegte". Es ist diese Zeit also als eine Übergangszeit vom Gemüts- zum Gedankenleben charakterisiert. Ja, Janssen geht noch weiter und setzt ein bestimmtes Zeitalter für das Gedeihen der Kunst voraus, wenn er wenige Zeilen weiter sagt: „Gedeiht doch überhaupt die Kunst nur in Zeiten eines glaubenskräftigen und gesunden Mutes", d. h. also in der Zeit der Jugend eines Volkes, wenn die Hoffnungen desselben noch blühen. Es ist dies so klar und natürlich, daß wir uns immer wieder über die sonderbaren Deuteleien und unnatürlichen Windungen wundern müssen, die man so häufig bei Leuten findet, die Kunsthistoriker und Kulturhistoriker zu sein vorgeben. Ja, wenn es mit der Aufnahme eines kulturhistorischen Museums mit Katalognummern, Namen und Daten gethan wäre, dann sind sie es unfehlbar. Aber auf die Scholastik kam eine andere Zeit und in diese Zeit vorzudringen, die Katalognummern und jedes Ding, was einem unter die Augen tritt, zum Sprechen zu bringen, das ist wohl das Ziel der heutigen Geistesverfassung. Janssen hat die Werke des deutschen

Volkes nun auch zum Sprechen gebracht, und wir wollen einmal ein wenig zuhören.

„Diese Werke, in Kraft, Einfalt und Schönheit, die Wunder aller Jahrhunderte, sind die höchsten Merkmale der damaligen deutschen Geschichte, die Gradmesser der sittlichen Höhe des Volkes, die edelsten Kundgebungen seiner glaubenskräftigen und patriotischen Gesinnung. Sie liefern den unumstößlichen Beweis, daß die Kirche hier wie auf dem Gebiete der Wissenschaft, noch alle Geister beherrschte, und weit entfernt, den Flug des Geistes zu hemmen, Kraft und Mittel zu den idealsten Schöpfungen darbot. Aus den innigen Wechselbeziehungen zwischen ihr und ihren einzelnen Gliedern erwuchs jenes freudige Glaubensleben, jene Verklärung der irdischen Erscheinungen, jene demütige und selbstlose Hingabe an höhere Zwecke, die man als die eigentlichen Quellen der damaligen Kunst betrachten kann." Wir halten fest: „glaubenskräftig und patriotisch". Diese Vereinigung war damals für die große Mehrheit des Volkes noch möglich, weil die deutsche Kultur jene Höhe noch nicht erreicht hatte, wo sie rückwirkend auch an die Sondirung und Umarbeitung eines importierten Glaubens sich heranmachen mußte. Der Glaube in der Seele des Volkes hatte jenen individuellen Charaktergrad noch nicht erreicht, wo er sich unfehlbar auch in eigenen Worten auszusprechen vermochte. Und aus der Doppelgrundlage des Gemütslebens des Volkes und des Kulturlebens der Kirche entsprang die damalige Kunst. — Wir halten ferner fest, daß die Kirche damals noch weit entfernt war, den Flug des Geistes zu hemmen, denn die geistigen Flügel des Volkes trugen noch nicht bis zu der Höhe, auf dem das Geistesleben der Kirche stand, somit konnte diese auch nicht hemmen. Infolgedessen kam es noch nicht zu Konflikten, infolgedessen auch noch nicht zu einer Entsittlichung des Volkes, welche stets die Folge eines fremden, unnatürlichen Druckes ist. War die Sache aber so, daß die Kirche infolge ihrer Grundlage auf einer älteren Kultur immer noch um eine oder einige Stufen höher stand, als das geistige Leben des deutschen Volkes, so ist „die selbstlose Hingabe an höhere Zwecke", die sich dem deutschen Volke eben doch immer noch zunächst in dem Bilde der Kirche verkörperten, etwas ganz Natürliches. Erst wenn das deutsche Geistesleben die geistige Höhenstufe der Kirche erreicht hat, und dann noch Kraft zu weiterem Wachstum vorhanden ist, kommt die Frage,

was nun? „So lange die deutsche Kunst ihre kirchliche und volkstümliche Grundlage bewahrte, befand sie sich in stetem Aufschwung und fing an, eine weltbeherrschende Macht auszuüben. In demselben Maße aber, in welchem die Festigkeit und Treue der religiösen Gesinnung schwand und der angeerbte Glaube verloren ging und die angeerbten Kunstüberlieferungen verachtet wurden, in demselben Maße sank sie von ihrer Höhe herab." (S. 129.) Janssen konstatiert hier den gleichzeitigen Verfall des angeerbten Glaubens und der angeerbten Kunstüberlieferungen; er möchte, wie wir dies aus späteren Anführungen erkennen werden, glauben machen, daß das eine Ursache des andern war und nicht beides vielmehr Folge einer weiteren gemeinsamen Ursache, des natürlichen Wachstums des Volkes selbst. Also das Volk soll wachsen, größer, älter, kräftiger werden und die Kunst soll verfallen? — Ja, wenn sich diesem Wachstum ein Hemmnis entgegenstellt. Wer hemmte denn? — Warten wir mit der Antwort, Janssen wird und muß sie ja geben. „Je mehr man nach fremden Götzen ausschaute und das längst für beseitigt gehaltene Heidentum zu einem neuen Scheinleben erwecken wollte, desto mehr schwand alle künstlerische Genialität und Schöpferkraft, bis man zuletzt in eine vollständige Dürre und Unfruchtbarkeit verfiel." Ja, nach fremden Götzen! Du armes deutsches Volk, erst schlägt man deine Götzen in fanatischem Eifer nieder und wirft sie zum Weltkehricht; dann, als du sie in Liedern feiertest und aus der Erinnerung an sie und deine walddufti Kindheit deine schönsten, unvergänglichen Dichtungen gebarst, h fanatischer Eifer auch sie fast bis zur Vernichtung verfolgt, und a du dich dann emporhobest, den fremden Gott mit eigenem Gemü und stillsinnender Kraft zu umfassen, hat man das Ketzerei genann und die Schriften der Mystiker verdammt, und als du zuletzt tro alledem so stark wurdest, mit eigenem Geiste den fremden Gotteslehre auf kritischem Pfade zu folgen und auszuscheiden, was von fremden Volkstum mit eingeschwärzt worden war, ist man dir wieder entgegengetreten und hat die ganze Welt der Romanen gegen dich und deinen individualistischen Eigensinn ins Feld gehetzt. Und da wundert sich ein deutscher „Geschichtsschreiber" noch, wenn in aufgeregten Zeiten die lange niedergehaltene Natur immer noch einmal wie ein Ungewitter losbrach und niederwarf, „was auf dem Gebiete der Kunst nur immer das Gepräge des am Christentum aufgezogenen deutschen Volks-

tumes trug?“ Und wer hinderte es jetzt, unter diesen fremden Götzen wenigstens nach eigener Wahl zu wählen? Nein, Herr Janssen, auch die Kunst hätte in das Stadium eines freien Geisteslebens hinübertreten sollen. Eine neue Zeit kündigte sich an, sie kündigte sich an im Verfalle der alten Kunstformen, wie des alten Glaubens, sie kündigte sich an in dem Suchen und Streben nach neuen Gedanken und neuen Formen, denn die neue Zeit bedurfte eben auch einer neuen Kunst. Ist sie gekommen? Man sehe dahin, wo die Macht der fortschreitenden Bewegung stärker war als die der rückläufigen, man sehe dahin, wo die Entwicklung, wenn auch gehemmt, so doch nicht dauernd unterbrochen wurde, die Entwicklung eines germanischen Volkes! England und William Shakespeare! Vielleicht entdeckt der „Historiker“ Janssen noch, daß auch dieser Mann die kirchliche Weihe empfangen und mit der Tonsur zur Welt gekommen.

Die Privatmeinung unseres Mentors ist also auch in diesen einleitenden Worten wieder niedergelegt: die Kirche beherrschte noch alle Geister! Wir übersetzen uns das in ein unverfängliches und unzweideutiges Deutsch: das damalige Geistesleben des deutschen Volkes beruhte noch auf dem Glauben und Gemütsleben des Volkes, als der natürlichen Anfangsstufe jeder geistigen Thätigkeit. Und dieser Glaube und dieses Gemütsleben drang deshalb auch in den Schöpfungen jener Art von Geistesbethätigung namentlich hervor, welche in erster Linie als der natürliche Ausdruck desselben zu betrachten ist: in der Kunst. Wenden wir uns der Baukunst zu!

In meiner bayerischen Geschichte (Bd. II. S. 688) urteilte ich folgendermaßen: „Die Kunst schafft keine Verbindlichkeit, erst der ausgesprochene Gedanke, das unumstoßbare, mit festem Begriff verbundene Wort schafft eine solche. Und so sahen wir denn damals, wie heute, wie zu allen Zeiten dieselben Leute sich für eine Kunst und Kunstrichtung begeistern, die den in solcher Kunst eingehüllt liegenden Gedanken, wenn er ausgesprochen wird, wenn er als „Wort“ erscheint, fliehen wie die Pest. Und doch hätte man die deutschen Baumeister ebenso in Acht und Bann thun müssen, wie man die deutschen Mystiker, die deutschen Theologen, die deutsche Bibel in Acht und Bann that. Es ist dasselbe Wirken gleicher Kräfte nur auf verschiedenen Gebieten.“ Zu diesen Leuten gehört auch Janssen. Er gesteht zu, „daß die in den Klöstern (?) großgezogene deutsche Kunst, wie das Mönch-

tum selbst, ein volkstümliches Erzeugnis war", also kein Erzeugnis der Kirche, er gesteht ferner zu, daß „der allgemein herrschenden christlichen Geistesrichtung entsprechend, sich die Schöpferkraft der deutschen Meister am vielgestaltigsten in den kirchlichen Bauten offenbarte". „Man hat den christlich-germanischen (sogenannten gothischen) Baustil mit treffendem Ausdruck als den architektonischen Gedanken des Christentums bezeichnet." Also der christlich-germanische Baustil! Die Bezeichnung „gothischer Stil" lehnt Janssen ab und zwar mit Recht. Denn diese Bezeichnung stammt von den Romanen, welche damit unsere Kunst als die Kunst einer barbarischen Nation stempeln wollten. Zudem ist der gothische Stil nicht, wie dieser Name etwa anzeigen möchte, der Ausdruck eines Lebenselementes, sondern er vereinigt zwei in sich, das deutsche und das christliche. Daher „christlich-germanisch". Das Christentum muß deutsch werden, so hatte der Heliand verkündigt, und das heißt nicht etwa, daß die Deutschen bloß Christen werden sollten, sondern daß das Christentum selbst auch der germanischen Natur sich anzupassen habe. Dieser Doppelprozeß des Ausgleiches zweier Elemente, des christlichen mit dem deutschen, ringt in dem christlich-germanischen Stil nach Verkörperung. Sehen wir nur auf die Entwicklungszeit dieses Stiles, die sich vom Beginn des 13. Jahrhunderts bis zum Ende des 15. erstreckte, also in der Zeit einsetze und ihren Höhepunkt erreichte, wo das nationale Leben sich vom römischen Kaisertum hinwegzuwenden begann und in den Städten in der deutschen Bürgerschaft seinen Wohnsitz aufschlug, so ist damit genug gesagt. Die christlich-germanische Kunst setzt ein, als die mächtige Bewegung der romanischen Kirche in den Kreuzzügen ihrem Ende zuging, als das Kaisertum der Staufer in dem Kampf mit den Welfen trat, sie setzt ein in der Zeit und erreicht ihren Höhepunkt in der Zeit, als das Papsttum seinen Pakt mit den romanischen Nationen schloß, in erster Linie mit Frankreich. Die Zeit der avignonischen Päpste, der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche", die Zeit, da zum ersten Mal der Gedanke ernstlich auftauchte und gepflegt wurde, das römische Kaisertum mit dem französischen Königtum zu verbinden, — Innozenz IV. bietet die Kaiserkrone einem französischen Prinzen an, Philipp der Schöne von Frankreich wirbt für sein Haus um die Stimmen der Kurfürsten — ist die eigentliche Blütezeit des christlich-germanischen Stils. Im Jahre 1347 starb Ludwig der Bayer. Das

deutsche Kaisertum ging mit dem halbfranzösischen Luxemburger Geschlecht an die Czechen über — es ist die Zeit, da der Verfall der christlich-germanischen Kunst langsam einsetzt, es ist die Zeit, da der Gedanke an „Konkordate" mit der Kirche heranreifte, da die Notwendigkeit zum Bewußtsein emporddrang, das nationale Leben der einzelnen Völker mit den kirchlichen Prinzipien „in Einklang zu bringen", ein Versuch, dessen Verwirklichung, wie nun direkt durch die großen Konzilien, so auf dem Gebiete der Kunst bereits indirekt durch den christlich-germanischen Stil, so in der Philosophie durch die Mystiker angestrebt worden war. Also dieses „christlich-germanisch" bedeutet etwas, und es bedeutet etwas ganz anderes, als Janssen sich träumen läßt. Es ist der Weckruf des deutschen Protestantismus auf dem Gebiete der Kunst gegen den Romanismus. Wir dürfen dabei nicht an den Protestantismus denken, wie ihn später die Not geboren, sondern wir müssen im Auge behalten, daß die Deutschen nicht daran dachten, sich von der allgemeinen Kirche zu trennen, daß sie aber wohl daran dachten, dieser Kirche in ihrem Lande diejenige Form zu geben, welche dem deutschen Charakter angemessen war und eine Fortentwicklung des nationalen Lebens ermöglicht hätte. Es sollte zu einem „Konkordate" kommen, wie es auf dem Gebiete der Kunst zu einem solchen im „christlich-germanischen" Stil bereits gekommen war. Findet aber Janssen, daß gerade die Bezeichnung des christlich-germanischen Baustils als „der architektonische Gedanke des Christentums" eine treffende sei, desjenigen Stiles, der nach Lübkes treffender Bemerkung die Tendenz hatte, die Massen aufzulösen und zu durchbrechen, den baulichen Körper in eine Summe zusammenwirkender Einzelglieder zu verwandeln, also das universale Prinzip, wie es im romanischen Stil zu Tage getreten, individualistisch zu durchdringen, so gesteht er damit zu, daß die ganze christliche Kirche erst durch die Gemüts- und Geistesarbeit der Germanen zu ihrem Höhepunkt hinaufgeführt werden konnte und hätte hinaufgeführt werden sollen. Hätte Janssen die historische Entwicklung christlich-germanischer Kunst im Auge behalten, er würde nicht zwischen zwei Stühle geraten sein, sondern den schöpferischen Selbstdrang des deutschen Volkes auf allen Gebieten, nicht bloß in der Kunst oder dem Recht, wie wir bei Zasius sahen, entweder anerkannt oder verworfen haben, denn ob ich als Lebensprodukt den Sachsenspiegel dem römischen Rechte gegenüber, oder den christ-

lich-germaniſchen Bauſtil dem chriſtlich-romaniſchen gegenüber, oder die deutſche Theologie, wie ſie kommen mußte und kam, der romaniſchen Theologie gegenüber ins Auge faſſe, iſt für das Urteil des Hiſtorikers gleichgültig. Er hat nur zwei Kraftrichtungen vor ſich, welche ſich gegeneinander abzugrenzen und mit einander auszugleichen ſuchen. So iſt es auch unhiſtoriſch, wenn Janſſen den von allen Kunſthiſtorikern konſtatierten Verfall der gothiſchen Kunſt ſeit der Mitte des 14. Jahrhunderts zu verſchleiern ſucht, indem er z. B. die Kathedralen von Segovia und Salamanca als Beiſpiel anführt für die „volle Lebensfähigkeit, Kraft und Schönheit“ der gothiſchen Kunſt in ſpäterer Zeit, indem er dann ein Regiſter verfaßt von den im 15. Jahrhundert aufgeführten Bauten zu kirchlichen Zwecken. Er beweiſt damit nicht das, was er beweiſen will. Denn weder die Kirchentrennung noch die Renaiſſance haben die Gothik zu Fall gebracht, ſondern deren Ziel und Ende lag in ihr ſelbſt. Die Gothik war wie die Myſtik kein abſolut Neues und in ſich Lebendes, ſondern nur eine neue und freie Behandlung eines vorhandenen Stoffes. Das chriſtliche Ideal war der deutſchen Entwicklung mit auf den Weg gegeben, und an ihm verſuchte ſich nun ſeine geſtaltende Kraft. Aber da dieſe geſtaltende Kraft dem natürlichen freien Leben entſtammte, floſſen mit der freien Behandlung des gegebenen Stoffes friſche, freie Gedanken ein, ſie erlaubten ſich ihr Spiel zunächſt am Nebenſächlichen, am Ornamentalen, und von hier aus erſt drangen ſie weiter und und weiter, bis ſie zuletzt die Grundformen ſelbſt durchſetzten, durchbrachen und änderten. Das aber war das Ende der Gothik. Von hier aus mußte es zu einer neuen Kunſt kommen, einer Kunſt nicht blos von andern Formen, ſondern auch von anderm Inhalt und von andern Idealen. Janſſen hat das Eintreten dieſes Wandels ſelbſt geſehen, denn er ſagt: „Freilich macht ſich in den gothiſchen Bauten des ausgehenden Mittelalters nicht ſelten ein ſtörendes Überwiegen des Ornamentalen über das konſtruktive Moment bemerklich;“ aber Janſſen zieht die Konſequenz nicht, ſondern er ſtellt den Verfall der Kunſt als Folge der Kirchentrennung dar, während er beides als Folge des niedergedrückten Strebens der deutſchen Geiſtesentwicklung zur Selbſtändigkeit hätten darſtellen müſſen. Kam es denn zu einem Konkordate des kirchlichen Lebens mit dem deutſchen? Ja, dem Namen nach, in der That nicht. Aber es kam zu einem herzoglich-cleviſchen

(1444), einem kurfürstlich-brandenburgischen (1447), einem herzoglich-österreichischen (1446) und manchem andern Konkordate mit dem Papsttum, und so ward die Tendenz der Trennung verstärkt, so wurden die ersten Samenkörner der späteren landeskirchlichen Gewalt in das Leben des deutschen Volkes mit Hilfe des Papsttums selbst eingesenkt. Es ist also auch hier wieder der Theologe, der seine kühnen Behauptungen aufstellt und den Historiker zwingen will, zu beweisen, was sich nicht beweisen läßt. Die langweiligen Namen- und Datenregister beweisen aber erst recht nichts für die Hypothesen des Theologen. Sie sprechen nur die sehr natürliche Thatsache aus, daß sich zugleich mit dem allgemeinen Regen frischer Kräfte auch auf dem Gebiete der Baukunst weitere und die weitesten Volkskreise zu regen begannen, daß eine Zeit nahte, aus der Großes hervorgehen mußte, wenn keine Katastrophe die Entwicklung hemmte. „Die Entwicklung der Baukunst ging mit dem Aufschwung des wissenschaftlichen Lebens Hand in Hand". Gewiß, aber wir müssen dann die Entwicklung der Mystik an den Anfang der wissenschaftlichen Entwicklung stellen. Der Boden, aus dem beide sprossen, Kunst und Wissenschaft, war das erwachende Geistesleben des Volkes selbst, die regere Anteilnahme an diesem geistigen Leben in den breitesten Volksschichten. Und daß es der Boden der städtischen Kultur war, auf dem sich dieses Leben entfaltete, zeigen Janssens Anführungen genau. Daß diese Unzahl an Bauten aber beweisen sollte, „wie lebenskräftig damals die Kirche in allen Teilen Deutschlands dastand", glauben wir verneinen zu müssen. Für die Lebenskraft der Kirche beweisen sie zunächst gar nichts, sondern nur für das mächtige Glaubens- und Gemütsleben des Volkes selbst, welches mit der Kirche nicht zu verwechseln ist. Wir halten fest, daß in all diesen Bauten ein individualistisch-deutscher Geist zu Tage tritt, wie er sich in dem Bürgertum der Städte, dem Zufluchtsort des deutsch-nationalen Lebens seit dem Niedergang des Kaisertums entwickelt hatte. „So viele herrliche Bauten nebst all dem Schönen, womit sie im Innern ausgestattet wurden, hätten nicht geschaffen werden können, wenn nicht christlicher Sinn und fromme Andacht in allen Ständen, in den Familien und Genossenschaften vorhanden gewesen wäre." (S. 139.) Janssen legt hier und in den folgenden Sätzen das Gemütsleben und „die hohe geistige Bildung des Volkes" den Schöpfungen der Kunst zu Grunde, und damit hat er recht. Die

lich-germanischen Baustil dem christlich-romanischen gegenüber, oder die deutsche Theologie, wie sie kommen mußte und kam, der romanischen Theologie gegenüber ins Auge fasse, ist für das Urteil des Historikers gleichgültig. Er hat nur zwei Kraftrichtungen vor sich, welche sich gegeneinander abzugrenzen und mit einander auszugleichen suchen. So ist es auch unhistorisch, wenn Janssen den von allen Kunsthistorikern konstatierten Verfall der gothischen Kunst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zu verschleiern sucht, indem er z. B. die Kathedralen von Segovia und Salamanca als Beispiel anführt für die „volle Lebensfähigkeit, Kraft und Schönheit" der gothischen Kunst in späterer Zeit, indem er dann ein Register verfaßt von den im 15. Jahrhundert aufgeführten Bauten zu kirchlichen Zwecken. Er beweist damit nicht das, was er beweisen will. Denn weder die Kirchentrennung noch die Renaissance haben die Gothik zu Fall gebracht, sondern deren Ziel und Ende lag in ihr selbst. Die Gothik war wie die Mystik kein absolut Neues und in sich Lebendes, sondern nur eine neue und freie Behandlung eines vorhandenen Stoffes. Das christliche Ideal war der deutschen Entwicklung mit auf den Weg gegeben, und an ihm versuchte sich nun seine gestaltende Kraft. Aber da diese gestaltende Kraft dem natürlichen freien Leben entstammte, flossen mit der freien Behandlung des gegebenen Stoffes frische, freie Gedanken ein, sie erlaubten sich ihr Spiel zunächst am Nebensächlichen, am Ornamentalen, und von hier aus erst drangen sie weiter und und weiter, bis sie zuletzt die Grundformen selbst durchsetzten, durchbrachen und änderten. Das aber war das Ende der Gothik. Von hier aus mußte es zu einer neuen Kunst kommen, einer Kunst nicht blos von andern Formen, sondern auch von anderm Inhalt und von andern Idealen. Janssen hat das Eintreten dieses Wandels selbst gesehen, denn er sagt: „Freilich macht sich in den gothischen Bauten des ausgehenden Mittelalters nicht selten ein störendes Überwiegen des Ornamentalen über das konstruktive Moment bemerklich;" aber Janssen zieht die Konsequenz nicht, sondern er stellt den Verfall der Kunst als Folge der Kirchentrennung dar, während er beides als Folge des niedergedrückten Strebens der deutschen Geistesentwicklung zur Selbständigkeit hätten darstellen müssen. Kam es denn zu einem Konkordate des kirchlichen Lebens mit dem deutschen? Ja, dem Namen nach, in der That nicht. Aber es kam zu einem herzoglich-clevischen

(1444), einem kurfürstlich-brandenburgischen (1447), einem herzoglich-österreichischen (1446) und manchem andern Konkordate mit dem Papsttum, und so ward die Tendenz der Trennung verstärkt, so wurden die ersten Samenkörner der späteren landeskirchlichen Gewalt in das Leben des deutschen Volkes mit Hilfe des Papsttums selbst eingesenkt. Es ist also auch hier wieder der Theologe, der seine kühnen Behauptungen aufstellt und den Historiker zwingen will, zu beweisen, was sich nicht beweisen läßt. Die langweiligen Namen- und Datenregister beweisen aber erst recht nichts für die Hypothesen des Theologen. Sie sprechen nur die sehr natürliche Thatsache aus, daß sich zugleich mit dem allgemeinen Regen frischer Kräfte auch auf dem Gebiete der Baukunst weitere und die weitesten Volkskreise zu regen begannen, daß eine Zeit nahte, aus der Großes hervorgehen mußte, wenn keine Katastrophe die Entwicklung hemmte. „Die Entwicklung der Baukunst ging mit dem Aufschwung des wissenschaftlichen Lebens Hand in Hand". Gewiß, aber wir müssen dann die Entwicklung der Mystik an den Anfang der wissenschaftlichen Entwicklung stellen. Der Boden, aus dem beide sproßen, Kunst und Wissenschaft, war das erwachende Geistesleben des Volkes selbst, die regere Anteilnahme an diesem geistigen Leben in den breitesten Volksschichten. Und daß es der Boden der städtischen Kultur war, auf dem sich dieses Leben entfaltete, zeigen Janssens Anführungen genau. Daß diese Unzahl an Bauten aber beweisen sollte, „wie lebenskräftig damals die Kirche in allen Teilen Deutschlands dastand", glauben wir verneinen zu müssen. Für die Lebenskraft der Kirche beweisen sie zunächst gar nichts, sondern nur für das mächtige Glaubens- und Gemütsleben des Volkes selbst, welches mit der Kirche nicht zu verwechseln ist. Wir halten fest, daß in all diesen Bauten ein individualistisch-deutscher Geist zu Tage tritt, wie er sich in dem Bürgertum der Städte, dem Zufluchtsort des deutsch-nationalen Lebens seit dem Niedergang des Kaisertums entwickelt hatte. „So viele herrliche Bauten nebst all dem Schönen, womit sie im Innern ausgestattet wurden, hätten nicht geschaffen werden können, wenn nicht christlicher Sinn und fromme Andacht in allen Ständen, in den Familien und Genossenschaften vorhanden gewesen wäre." (S. 139.) Janssen legt hier und in den folgenden Sätzen das Gemütsleben und „die hohe geistige Bildung des Volkes" den Schöpfungen der Kunst zu Grunde, und damit hat er recht. Die

Lebenskraft der Kirche ruhte eben auch in diesem mächtig sich hebenden Volksleben, aber nicht umgekehrt dieses auf jener. Es kam auch hier darauf an, ob die Kirche, wie sie damals „noch weit entfernt war, den Flug des Geistes zu hemmen", auch fernerhin sich nicht als Hemmnis erweisen würde. Daß sich der stolzemporgewachsene deutsche Bürgersinn auch in religiösen Bauten aussprach und sein Bestes für sie zu opfern bereit war, war absolut natürlich. Aber es war die Frage, ob die von der äußeren Form an das Innere, an den Inhalt vordringende Geistesrichtung, wie sie sich in der Zersetzung und Durchbrechung der alten konstruktiven Grundlage durch die Ornamentik für jeden Sehenden ausspricht, auch in der Kirche eine Stütze und neuen Halt, und damit eine neue konzentrierende schöpferische Kraft finden würde.

In einem zweiten Abschnitt behandelt Janssen die Bildnerei und Malerei und da kommt er gleich in der Einleitung wieder zu einem halben Erkenntnis, welches mit seiner Grundanschauung nicht harmonirt. „Obwohl die Kunst ein Gemeingut der Menschheit ist und ihre nationalen Wurzeln in dem allgemeinen menschlichen Geistesleben findet, so ist sie andrerseits doch auch wieder ein Erzeugnis des menschlichen Geistes in seinem nationalen Gepräge. Gleich der Sprache und Sitte wächst sie an der Hand der Religion aus dem Volke hervor." (an der Hand der Religion? Sind nicht beide, Kunst und Religion und mit ihnen Sprache und Sitte Erzeugnisse des Volkswachstumes selbst?) Janssen spricht ferner davon, daß „die damaligen deutschen Künstler durchaus national waren in Entwicklung und Wesen", und weil sie darin national waren, „so waren sie es ebenso in ihrer Kunst. Man kann sogar die Eigentümlichkeiten der verschiedenen deutschen Stämme aus ihren Kunstwerken herausfinden; selbst jede größere deutsche Stadt besaß, wie ihren eigenen Dialekt, so auch gewisse eigentümliche Nuancierungen ihrer Kunst." Janssen erkennt also hier die Berechtigung der Nationalität, des Stammes, ja das individuelle Gepräge der einzelnen Städte und Künstler an. Wir werden im Auge zu behalten haben, ob er sich hierin überall und immer konsequent bleiben wird. Andrerseits möchten wir dem in der Geburt steckengebliebenen Gedanken von „dem Wurzeln im allgemein menschlichen Geistesleben und dem Erzeugnis des menschlichen Geistes in seinem nationalen Gepräge" zum freien Dasein verhelfen. Das

allgemein menschliche Geistesleben ist der Himmel, der sich über dem individuellen Wachstum ausspannt. Aus nationaler Wurzel treibt alles und jedes Wachstum empor zu diesem Himmel des allgemein menschlichen Geisteslebens, und wie das Licht, der Äther, die Atmosphäre alles individuelle Wachstum befruchtet, befördert und zur kraftvollen und gesunden Entfaltung emporführt, so das allgemein menschliche Geistesleben das geistige Leben eines Volkes, eines Stammes, einer Bürgerschaft, des einzelnen Individuums. Und wie die Luft sich in Schichten teilt, von denen die untersten immer mehr Bestandteile des Bodens enthalten, über dem sie lagern, während die oberen in ihren Bestandteilen immer feiner und ausgeglichener und damit allgemeiner werden, so das allgemeine Geistesleben, welches in seinen unteren Schichten den einzelnen Geistern ermöglicht, einen mehr nationalen, natürlichen, mit dem Boden, dem sie entwachsen, übereinstimmenden Charakter zu bewahren, während ein Emporwachsen in die oberen und höchsten Schichten solche Geister immermehr zum Gesamtgut der ganzen Menschheit macht. So vereinigen sich Weltbürgertum und Nationalität, so ergänzen und befruchten sie sich gegenseitig und stehen einander nicht im Wege, negieren einander nicht, sondern gedeihen mit einander erst zu einem harmonischen, in sich geschlossenen und in sich lebenden Ganzen. In dem Augenblick aber, wo eine Nation oder ein Institut zu behaupten wagt, ihre Art sei die alleinseligmachende, sie repräsentiere das Weltbürgertum, das Himmelsgewölbe allein, in dem Augenblick lenkt sie das natürliche Wachstum aus seiner Richtung und dieses kommt zur Verkümmerung. Das ist Gewaltthat, der sich in ihrer Jugend wohl alle Völker schuldig machten und schuldig machen mußten, bis sie einsehen gelernt, daß die natürliche Art ihrer Mitvölker nicht zu verderben und auszurotten, sondern anzuerkennen und zu pflegen sei.

Janssen entwirft nun ein schönes Bild von der Anteilnahme der Bevölkerung an der Entfaltung der Kunst. Er hält sich dabei an den Tuchhändler und Schöffen Jakob Heller aus Frankfurt a. M. (S. 145 f.), und dieses Bild wird jeden erfreuen, der es betrachtet, wenn auch Janssen nicht verfehlt, seine beliebte Moral, die Lehre von den guten Werken, wieder einmal anzubringen. (S. 148.) Aus seiner weiteren Darstellung gewinnen wir dann eine ungefähre Vorstellung von den Schätzen, welche sich im Laufe der Zeit in einzelnen Kirchen

angesammelt, Schätze, die nicht nur als Kunstwerke, sondern ebenso rein materiell betrachtet, einen mächtigen Wert repräsentierten. Er führt uns unter anderem in Nürnberg, Würzburg, Frankfurt an den Kunstwerken und Künstlern vorüber, läßt uns in das Treiben der Peter Vischer, Adam Kraft, Tilmann Riemenschneider, Veit Stoß, Jörg Syrlin einen Einblick gewinnen, und wohlthuend berührt dabei die warme Anteilnahme, welche die Darstellung durchwebt. Dann kommen wir zu den Malern. Die Kölner Malerschule wird als Lehrmeisterin für Deutschland über die flämische gestellt, und in Albrecht Dürer und Hans Holbein dem jüngeren erreichen wir den Höhepunkt.

„Holbein und Dürer stehen in der Wendezeit des Mittelalters als zwei geistige Riesen da, als künstlerische Genies von einer Schöpferkraft, Fruchtbarkeit und Allseitigkeit, wie sie nur wenigen zu Teil geworden. Sie waren so fein und scharfsinnig in ihren Beobachtungen, so reich an immer neuen Erfindungen, so rasch in deren Ausführung, daß man auf sie anwenden könnte, was man von Shakespeare gesagt hat: sie seien mit tausend dem Scepter ihres Genius untergebenen Seelen ausgestattet gewesen. In ihren besten Leistungen gehören beide noch ganz der alten Zeit, dem christlich-germanischen Geiste, den Überlieferungen des Mittelalters an. Sie sind keineswegs Vorkämpfer der sogenannten Renaissance. Was sie sich von fremden Kunstrichtungen aneigneten, that ihrem vaterländischen Wesen, ihrem deutschen Ernste und deutschen Humor keinen Abbruch. Ihr antikisierendes Beiwerk war nur modischer Zierrat, die den Kern ihrer Kunst nicht beeinflußten; ihre Abschweifungen sind nur Auswüchse aus einem kernfesten Stamm. Was würden sie hervorgebracht haben, wenn nicht die hereinbrechenden religiösen Wirren ihre Kunst gelähmt hätten, und wenn ihr Genius durch so günstige Lebensverhältnisse wie sie einem Rafael und Titian beschieden waren, zur vollen Entfaltung gekommen wäre!“ Dürer, Holbein, Shakespeare! Es ist das ein großes Wort, mit dessen Inhalt aber niemals übereinstimmt, daß die beiden Maler noch ganz der alten Zeit angehört hätten. Ja, wenn man diesen Quartanerstreich denn einmal machen will, wenn man sagt: am 1. November 1517 begann die neue Zeit, so fallen eben doch noch zehn Jahre des Lebens Dürers in die neue Zeit. Aber diesen Unsinn wollen wir nicht mitmachen. Es fragt sich, wie Janssen, der den Reichtum der beiden „an immer neuen Erfindungen“,

die „Feinheit und den Scharfsinn in ihren Beobachtungen“ bewundert, sich die Begründung seiner Meinung denkt, die beiden gehörten noch ganz der alten Zeit an. Beruft er sich auf das „christlich-germanische“, so hat er recht, aber wir erkannten in diesem Elemente selbst bereits den Keim zu einem Neuen, ein Werdendes. Beruft er sich auf ihr „vaterländisches Wesen, ihren deutschen Ernst und deutschen Humor“, so hat er wieder recht, denn das ist als solches nichts Neues, aber auch nicht in der Weise, wie es bei den beiden auftritt? Gesteht Janssen nicht selbst zu, daß in der Kunst dieser beiden ein Etwas lebte, was weit hinaus in die Zukunft zeigte? Meint er nicht selbst, ihre Kunst sei nicht zur vollen Entfaltung gekommen? „Die hereinbrechenden religiösen Wirren haben ihre Kunst gelähmt.“ Nun Dürer starb bereits 1528. Er kränkelte seit 1520. Läßt sich nicht die Thatsache, daß er bis dahin seine Hauptwerke schuf, viel natürlicher mit dem allmählichen Erschöpfen seiner menschlichen und künstlerischen Energie erklären? Und ist nicht für Holbein gerade der Umstand überaus bezeichnend, daß er auf dem Boden eine zweite Heimat suchte und fand, aus dem alsbald ein William Shakespeare hervorging? Janssen stellt einen Vergleich bei Besprechung der Dürerschen Holzschnitte und Handzeichnungen mit dem „Heliand“ an. (S. 177.) „Wie der Dichter des ‚Heliand‘ den ganzen lebendigen Strom des Evangeliums in sein sächsisches Heimatland leitet und Christus und seine Jünger ins deutsche Leben versetzt, gleich als hätte die heilige Geschichte auf deutschem Boden sich zugetragen, so gehen auch dem Künstler die kirchlichen Thatsachen und Legenden ganz in der Gegenwart vor, unter den Bedingungen seines Volkes. Hier verschwindet alle Ferne, alle Fremdheit, alles wird nahe gerückt, warm und seelenvoll. Der Geist der Zeit, aus dem Dürer schöpfte, und dem er selbst wieder als Erklärer und Verkündiger diente, empfängt hier seine reinste Beleuchtung.“ Und dieser Geist der Zeit, aus dem auch ein Luther schöpfte, ist nichts Neues? „Das Christentum muß deutsch werden.“ Das ist das neue Evangelium, dem der Dichter des Heliand zuerst stammelnden Ausdruck verlieh, dem der Künstler Dürer seine mächtige Kraft widmete. Es ist immer wieder der gleiche Prozeß, und die Mächtigkeit dieses Naturprozesses ist so gewaltig und groß, daß sich ihr der Theologe Janssen selbst nicht zu entziehen vermag. Er redet hier mit uns, als gäbe es gar nichts Natürlicheres

in der Welt, und doch steht derselbe Mann, der hier so redet, auf einem ganz andern Boden, wenn er von den Werken der Phantasie zu den Werken des reinen Gedankens hinüberschreitet. Dann empört sich der angelernte Romane in ihm, daß die Deutschen solche Frevler sein konnten, für sich der Kirche eine neue, eine deutsche Grundlage und keine romanische geben zu wollen. Ja wohl, die Kunst schafft keine Verbindlichkeit, aber das ausgesprochene Wort schafft sie. Und daß man die Werke der Kunst sehr willkürlich deuten kann, zeigt Janssen bei der Besprechung der drei hervorragendsten Kupferstiche Albrecht Dürers (S. 179): Ritter, Tod und Teufel, der hl. Hieronymus und die Melancholie. Wir enthalten uns, den vorhandenen Deutungen eine neue hinzuzufügen, denn alle diese Deutungen sagen nur: Das und und das lese **ich** aus einem Werke der Kunst. Was **ich** aber herausliese, braucht noch lange nicht identisch zu sein mit dem weltenverknüpfenden Phantasiegedanken des Künstlers selbst. Jedenfalls aber stand Dürer der Tendenzmalerei, die Janssen aus seinen Stichen macht, sehr fern; es ist das Fließende des Gedankens, die gewaltige Phantasie, welche uns in ihnen packt, die uns durch diese Bilder in die direkte Verbindung mit dem ewigen Strome des allgemeinen Geisterlebens emporhebt, nicht aber dieser oder jener von einem Gelehrten hineingeklügelte Gedanke, der in der Behandlung eines andern ebenso gut zum Gegenteil zu werden vermag. Bezeichnend auch ist für Janssens Kunstanschauung, daß er es der Untersuchung empfiehlt, „ob nicht die Anfertigung dieses Blattes (Ritter, Tod und Teufel) im Jahre 1513 zu der Abfassung jenes großen allegorischen Gedichtes in Beziehung steht. Es wäre — meint Janssen — „das würdigste Titelblatt für den Theuerdank gewesen". Also ein Kunstwerk als solches, in seiner unermeßlich geistigen Tragweite, aus dem ewigen Flusse heraus, in den es der Künstler erhoben, indem er gerade vom Einzeldinge absah und in die Allgemeinheit emporstieg, zu betrachten und zu beurteilen, ist einem scholastischen Ästhetiker unmöglich, er muß die Ähnlichkeit mit irgend einem Hans oder Caspar sehen, dann gewinnt das Ding auch für ihn Interesse. Für den offenäugigen und offenherzigen Menschen beruht die Bedeutung der Dürerschen und Holbeinischen Schöpfungen eben in der Thatsache, daß sie aus dem Flusse herausgeschaffen sind, in denen sich damals das Leben des deutschen Volkes befand, daß sie in die Vergangenheit

und Zukunft gleicherweise greifen, daß sie den nationalen Boden, aus dem sie entsprangen, nicht verleugnen und doch ihre höchsten Blüten in jenen Himmel emportrieben, der sich vereinigend und umspannend über das ganze geistige Leben der Menschheit ausbreitet. Von der Einseitigkeit, in welche ein Lukas Cranach in Sachsen mit der dort festgerannten reformatorischen Bewegung hineingeriet und hineingeraten mußte, haben die Werke dieser Künstler noch keine Spur. Lassen sich manche späteren Werke Cranachs als protestantische Tendenzbilder unfehlbar erkennen, so diejenigen Albrecht Dürers und Holbeins niemals als katholische Tendenzbilder deuten, sondern das allgemein Menschliche, im Nationalen wiedergeboren, ist es, was in ihnen nach Ausdruck ringt, was uns packt und immer packen wird, gleichgültig, ob sie ihren Stoff aus der Bibel, der katholischen Mythologie oder sonst woher nehmen. Ja wohl, der Verfall der Kunst kam mit der Reformation, aber nicht als Folge dieser, sondern mit ihr als Folge einer in ihrem besten und herrlichsten Aufstreben gehemmten Entwicklung.

In einem besonderen Abschnitte bespricht nun Janssen „Das Volksleben im Lichte der bildenden Kunst". Es ist zunächst der Humor in der Kunst, der seine Aufmerksamkeit fesselt. Nur in gläubigen, gemütskräftigen, willensstarken Zeiten quillt der Humor, denn nur solche Zeiten sind frei und keck im Leben, weil Sinn und Lebensmut sie treibt; sie sind heiter und genußfroh und bleiben unversehrt in ihren inneren edleren Organen, wenn auch der Humor in derbe, heftige, übermütige Komik und Satyre verfällt. In Zeiten des Unglaubens gibt es keinen Humor, so wenig wie in Zeiten kopfhängerischer Frömmelei." (S. 182.) Das ist sehr wahr, aber nur in der Allgemeinheit wie es hier ausgesprochen wird. Das gilt nämlich von allen Zeiten, in denen irgend ein starker, lebenskräftiger Glaube die Gemüter beherrscht, das gilt, um es kurz zu sagen, von der Zeit der Jugend und Gesundheit. Wenn ich den Glauben habe, daß unser neues deutsches Reich nicht geschaffen worden ist, um in kurzem von den Sozialdemokraten, Russen, Franzosen oder Römlingen wieder über den Haufen geworfen zu werden, sondern daß es die Bestimmung hat, durch die Vereinigung aller deutschen Elemente, aller deutschen Kräfte den erhöhten Kulturaufgaben der Gegenwart gegenüber eine um so bedeutendere und geschlossene Kraft zur Verfügung zu haben, daß es aus diesem Bedürfnis entsprang, um ihm zu genügen, so gibt mir dieser

Janssen also läßt die Musik vorklingen, Naumann nachklingen. Es ist beides richtig. Die Musik ist die Kunst der Stimmung. Eine solche enthält aber niemals etwas in sich Geschlossenes sondern eben das Fließende der Gedanken. Sie entstammt nicht nur einem festen Gedankenbereich, sondern leitet aus ihm ahnungsvoll zu einem neuen Werden hinüber. So klingt die Musik nach, nämlich einer Entwicklungsepoche, deren geistiger Schatz in neuen Fluß geraten, sie klingt aber auch vor, nämlich einer Entwicklungsepoche, in welcher sich das wieder in Fluß getretene geistige Leben zu neuen Schöpfungen zu kondensieren strebt. Und betrachten wir die Musik von diesem Standpunkte, so wird uns ihr Fortwachsen trotz und über die Reformationszeit hinaus nur als natürlich erscheinen. Sie war an die Festlegung und Ablagerungen der reformatorischen Stimmung nicht gebunden, sondern erhielt sich über diesen einzelnen Verkörperungen im ewigen Flusse, bis die sie tragende Stimmung voll und ganz ausgeklungen war. Wir wollen einmal hieran festhalten, aber uns von der Scholle der Jahreszahlen losmachen und frei in die Entwicklung unseres Volkes einzudringen suchen. Janssen legt ferner dar, daß im ersten Blütezeitalter der Litteratur sich der Kunstgesang aus dem Volksgesang entwickelt hatte, er vergißt, dem hinzuzufügen, daß der Kunstgesang des Mittelalters nicht auf rein germanischem Boden entsproß, sondern aus einer Mischung germanischer Naturelemente mit romanischen, ähnlich wie in der Kunst des romanischen Stils. Es war dies die natürliche Folge der internationalen Verfassung des abendländischen Rittertums. Der Volksgesang trat alsdann hinter „die großen, gelehrten und kunstmäßigen Dichtungskreise aus dem geistlichen und ritterlichen Stande“ zurück, drängte sich aber „mit neuer schöpferischer Kraft wieder hervor, sobald diese Kreise im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts sich ausgelebt“. „Aus seinen Erzeugnissen hätte die Kunstdichtung neue Stoffe und neues Leben gewinnen können, wenn nicht im sechzehnten Jahrhundert eine gewaltsame Störung der geistigen Kultur eingetreten wäre.“ Auch hieran wollen wir festhalten und von dieser von Janssen anerkannten Grundlage aus unsere weiteren Betrachtungen anstellen. Janssen redet von einer gewaltsamen Störung der geistigen Kultur. Sie hat stattgefunden, Janssen deutet damit auf die Junghumanisten und Reformatoren als Störenfriede, und wir sagen: das ist falsch. Fassen wir die Gegensätze ins Auge: das

kenntnisse entstehen, die fast bis auf die wörtliche Fassung identisch sind." „Die Gothik endlich" — sagt Naumann (S. 378), „zeigt bereits etwas wie, wir würden sagen, protestantischen Geist, wenn wir überhaupt einen konfessionellen Standpunkt der verbundenen christlichen Kunst gegenüber gelten ließen". S. 391 betont Naumann nochmals, daß er das Wort „protestantisch" hier nicht „in einem konfessionellen Sinne" verstanden wissen will. Wenn wir auch im einzelnen nicht immer Naumanns Urteil als abschließend betrachten können, da er den großen Kulturgegensatz der romanischen zu den germanischen Völkern nicht scharf genug zum Ausdruck bringt, so läßt er doch Einblicke in diese Gegensätze gewinnen, welche von einer stark intuitiven Kraft zu zeugen vermögen. Janssen bewegt sich dagegen auch hier meist auf der Oberfläche. In den Zusammenhang der Dinge tritt er nicht ein.

Es folgt die Besprechung der „Poesie im Volke". „Alle Künste und unter den redenden die erste, die Musik, standen beim Ausgang des deutschen Mittelalters in voller Blüte, in tiefem Verfall dagegen befand sich die zweite der redenden, die Poesie, als Kunstdichtung im engeren Sinne des Wortes aufgefaßt. Aber man würde irre gehen, wenn man aus ihr einen Verfall des Volkes oder auch nur auf eine Erlahmung des dichterischen Vermögens im Volke schließen wollte." Er meint, die kunstvollen Dichtungen seien eben in anderem Material ausgeführt worden, nicht im Wort, er zeigt aber auch hier wieder einmal einen merkwürdigen Sinn für die historische Entwicklung indem er, „die Tonkunst bei ruhiger Kulturentwicklung eines Volkes als die Vorläuferin der Dichtkunst hinstellt" und an dem Glauben festhält, daß die Poesie eben bei einer ruhigen Entwicklung wohl noch nachgekommen wäre. Damit tritt Janssen unserer eigenen Anschauung bei, wie wir sie oben niederlegten, der Anschauung von der Entwicklung der fließenden Empfindung zum festen Gedanken. Nun aber lesen wir bei Naumann: „die letzten und zugleich fortgeschrittensten Blüten, die das Mittelalter in der Musik trieb, entfalteten sich in den Werken der Meister der niederländischen Tonschule, namentlich während des 15. und 16. Jahrhunderts, und zwar nur darum so spät und in einer Zeit, die geschichtlich dem Mittelalter nicht mehr angehört, weil, wie wir schon wissen, die Musik immer erst nachklingt und im Echo wiederhallt, was sich in der Geschichte der Menschheit und im Entwicklungsgang der übrigen Künste bereits vollzogen und ausgesprochen." (S. 372).

zusammenfanden. Alle andern nationalen Kräfte Deutschlands außer der sächsisch-evangelischen und der sich an sie anlehnenden, wurden zu Boden geworfen: so das deutsche Rittertum, das Bauerntum, das Bürgertum, zuletzt das deutsche Fürstentum selbst. Alle Kräfte Deutschlands wurden Schlag auf Schlag durch den Romanismus gebrochen. Das deutsche Volk ward im Laufe eines halben Jahrhunderts in die Defensive zurückgeworfen, da ihm der Romanismus zu einer energischen Sammlung aller nationalen Kräfte den Weg versperrte. Aber auch der Romanismus hatte in diesem Kampfe gegen Deutschland die Energie seiner offensiven Kraft verloren. Sein letzter Vorstoß gegen das deutsche Fürstentum konnte teilweise reparirt werden, und so gab das Fürstentum den Errungenschaften auf religiösem Gebiete einen neuen Halt. Der Rückschlag offenbarte sich auf allen Gebieten, auch auf demjenigen der deutschen Poesie. Die Frage war nun: wird sich das deutsche Element von diesem Schlage erholen und noch einmal wieder zu positiv schöpferischer That seine auseinandergeworfenen Kräfte sammeln können? So lange der Romanismus die Macht hat, diese Kräfte auseinanderzuhalten, gewiß nicht! Aber die Kraft des Druckes muß ja auch einmal abnehmen, und wenn dann Deutschland nicht erdrückt worden ist, wird gerade der ausgeübte Druck seine Kräfte zusammengepreßt haben. Da fallen unsere Blicke auf die verwandten germanischen Nationen. In England hatte sich der kulturelle Wandel ohne jene vernichtenden Rückschläge vollzogen und wenn sich auch hier Hemmnisse in der Fortentwicklung zeigten, sie wurden überwunden. Der Humanismus wie die Renaissance in ihrer romanischen und romantischen Fassung wurden hier, wie auf dem östlichen Kontinent, hinweggefegt, aber ihre Stimmung erhielt sich und lagerte sich über das englische Nationalleben wie eine weiche, weckende, befruchtende Zone. In dem denkwürdigen Jahre (1587), in welchem Maria Stuart das Schaffot bestieg, Drake die spanische Flotte im Hafen von Cadix verbrannte, Marlowes „Tamerlan“ seine Erstaufführung erlebte, in dem Jahre, welches dem Erscheinen und Untergang der spanischen Armada vorherging, begann William Shakespeare seine ewig denkwürdige Laufbahn in London. Also ein Samenkorn der germanischen Bewegung ging auf und trug herrliche Frucht. Desgleichen war die germanische Bewegung im Norden durchgedrungen. Es blieb nun die Lösung folgender Gegensätze der Zukunft vorbehalten: der Gegensatz des

deutsche Volk rang nach einer Neugestaltung, oder sagen wir Ausgestaltung seiner Lebensverhältnisse. Was stand derselben im Wege? Auf geistigem Gebiete die Romantiker in und außerhalb der deutschen Grenzen, welche in der Widerherstellung der alten Zustände das Heil erblickten, während es sich um Neues handelte. Diese Anschauung der Romantiker beruhte auf der Anschauung von der Universalität der Christenheit innerhalb der katholischen Kirche. Somit stand diese selbst mit dem Papsttum an der Spitze der Opposition gegen die deutsche Entwicklung. Nun aber war die Kirche kein universal geistiges Institut mehr, sondern hatte zugleich einen sehr national-weltlichen Charakter angenommen. Das Papsttum war in seiner äußeren Fassung ein rein italienisches Fürstentum, und als solches stand es auch jener romantischen Anschauung im Wege, welches in der Wiederherstellung des Reiches ihren Schwerpunkt hatte. Als italienisches Fürstentum hatte das Papsttum die natürliche Tendenz, die Wiederherstellung der Kaisermacht in Italien und mit ihr der obersten Kirchenvogtei des Kaisers von sich abzuwehren. In diesem Streben fand sich das Papsttum zunächst von Frankreich unterstützt. Gleichzeitig erhob sich aber in Italien selbst eine nationale Reaktion; sie erhielt ihren geistigen Ausdruck in der sogenannten Renaissance. Das katholisch-theologische Prinzip erhielt in Italien selbst seine Übersetzung in das allgemein-Menschliche, und als solches faßte es im Humanismus Fuß in Deutschland. Dieses allgemein-Menschliche hätte nun in Deutschland als Ziel der nationalen Entwicklung ins Auge gefaßt werden können, wenn es nicht eben in der Fassung einer fremden Nation, der italienischen und der durch ihren Aufschwung verstärkten romanischen Kulturelemente aufgetreten wäre. Diese romanische Einkleidung aber negierte die nationale Entwicklung in Deutschland, sie verschärfte in Deutschland den Gegensatz der deutsch-nationalen Art und sammelte zuletzt als die romanischen Elemente infolge der Eroberung des Kaisertums durch das spanische Königtum eine abermalige Verstärkung erhielten, ihre sämtlichen Kräfte in der sächsisch-evangelischen Opposition. Diese allein hielt stand, vermochte standzuhalten, weil eben das Papsttnm als italienisches Fürstentum gegenüber dem Kaisertum die gleiche oppositionelle Haltung teilte, weil ebenso alle nationalen Gewalten, so das französische und englische Königtum, trotz ihrer inneren Gegensätze sich in dem großen Gegensatz zu der Wiederherstellung des Kaisertums

gestört" worden war. Erst mit den nationalen Siegen Friedrichs des Großen, welche das Übergewicht des deutschen Elementes dokumentierten, ward diese Wiederbelebung möglich, erst mit dem Siege des germanischen Kulturelementes in der französischen Revolution über den romanischen Absolutismus ward denn auch die Wiedervereinigung Deutschlands zu einem nationalen Staatsleben möglich. Im Dienste des germanisch-demokratischen Gedankens fielen die königlichen Häupter Maria Stuarts, Karls I. von England und Ludwig XVI. von Frankreich, im Dienste desselben Gedankens wehrten die französischen Freiheitsheere die Heere der europäischen Monarchen ab; im Dienste des germanisch-demokratischen Gedankens warf der „korsische Eroberer" die Reste und Niederschläge der romanisch-absolutistischen Kultur in Deutschland über den Haufen, im Dienste des germanisch-demokratischen Gedankens warfen die deutschen und englischen Heere den französischen „Imperator" zum Tempel hinaus.

In Deutschland also kam es einstweilen nicht zu einer Neubelebung der Volks- und durch sie der Kunstpoesie. Aber in England kam es dazu, und an dieser Quelle schöpften dann die großen deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts. Für Deutschland war der Faden abgerissen, aber für das germanische Element wurde er fortgewoben, bis zuletzt auch Deutschland wiederum daran anzuknüpfen vermochte. An dem Gange der Entwicklung aber, an dessen Konsequenz und innerer Notwendigkeit sich nicht deuteln läßt, erkennen wir den Feind, welcher die deutsche Kultur im 16. Jahrhundert „gewaltsam störte". Es war der Romanismus in jeder Form, in der spanischen und französischen sowohl, wie in der päpstlichen und derjenigen der deutschen Romantiker. Daß Janssen dies nicht hat erkennen können, müssen wir dem Romantiker in ihm, dem römischen Theologen zu gute halten. Aber für die Zukunft dürfen wir die Feinde der deutschen Entwicklung in diesen Formen suchen, nur einer tritt noch hinzu: wie im 16. Jahrhundert die Osmanen, so jetzt die Slaven, und zu einem Bunde aller dieser gegen Deutschland scheint sich ja die Weltgeschichte wiederum sehr schön anzulassen, wenn nicht das russische Volk selbst dieser politischen und kulturellen Impotenz einen Strich durch die Rechnung macht. Im Gegenfalle wird die jüngste Kolonie der germanischen Kulturelemente, Nordamerika, in die Reihe mit einzutreten und die Rettung des germanischen Elementes, aber auch die Versöhnung der Gesamt-

päpstlichen Absolutismus gegen den deutschen Individualismus: von Spanien aus erhoben sich die Jesuiten; der Gegensatz Habsburgs zu Frankreich: er tritt zunächst in dem Gegensatz Spaniens zu Frankreich zu Tage; der Gegensatz des katholisch gebliebenen zu dem protestantisch gewordenen Deutschland: er treibt zum dreißigjährigen Krieg. Und obgleich dieser sich zum Weltkriege auswuchs, zum Kriege des romanischen Absolutismus gegen den germanischen Individualismus, so zeigte sich doch, daß die beiden Kulturelemente sich noch das Gleichgewicht hielten, es kam zu keiner Lösung, wenn auch die Kräfte Deutschlands auf das Furchtbarste decimiert wurden. Da kam dem germanischen Kulturelemente England zum zweiten Male zu Hülfe. Das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges ist für England die Zeit seiner Bacon, Milton, Hobbes Locke und Newton. In seiner nationalen Entwicklung nicht gebrochen, trieb seine Kultur aus nationalem Stamme die allgemein menschliche Frucht. Andrerseits hatte die romanische Kultur in dem Kampfe Frankreichs mit Spanien-Habsburg ihre Kräfte geteilt und gespalten, Deutschland blieb Zeit, sich zu erholen. Die Gegensätze dringen von neuem empor, erweisen aber eine Verschiebung. Der Gegensatz Östreich-Ungarns gegen die Türkei ist in der Abnahme begriffen, er verliert an Energie mit dem Verluste der offensiven Kraft der Osmanen. Dagegen erhebt sich im Norden das Slaventum, Preußen wächst zu der ihm damit zufallenden Aufgabe der Verteidigung Deutschlands heran. Im siebenjährigen Kriege fällt die erste Entscheidung: Friedrich der Große besiegt die Österreicher, er schlägt die Franzosen und Russen. Seine Siege sind nationale Siege, Siege des deutschen Elementes über die fremden Elemente. Der Romanismus in seiner starr absolutistischen Form ist nicht mehr zu halten; der demokratische Gedanke, von den Sachsen entfacht, von den Engländern gepflegt, dringt in die romanischen Länder ein, er findet Aufnahme im französischen Volke. Es ist dieselbe Zeit, da in Deutschland, an Shakespeare sich anlehnend, die deutsche Litteratur wiederum erwacht, da die deutsche Philosophie sich, auf die Engländer stützend, zur ersten prächtigen Blüte erhebt, und das deutsche Kulturelement dem allgemein menschlichen Geistesleben seinen Tribut zollt. Also eher ging es nicht. Die Vorherrschaft des Romanismus auf allen Gebieten mußte gebrochen sein, bevor Deutschland die Arbeit wieder aufzunehmen vermochte, in der es im 16. Jahrhundert „gewaltsam

gestört" worden war. Erst mit den nationalen Siegen Friedrichs des Großen, welche das Übergewicht des deutschen Elementes dokumentierten, ward diese Wiederbelebung möglich, erst mit dem Siege des germanischen Kulturelementes in der französischen Revolution über den romanischen Absolutismus ward denn auch die Wiedervereinigung Deutschlands zu einem nationalen Staatsleben möglich. Im Dienste des germanisch-demokratischen Gedankens fielen die königlichen Häupter Maria Stuarts, Karls I. von England und Ludwig XVI. von Frankreich, im Dienste desselben Gedankens wehrten die französischen Freiheitsheere die Heere der europäischen Monarchen ab; im Dienste des germanisch-demokratischen Gedankens warf der „korsische Eroberer" die Reste und Niederschläge der romanisch-absolutistischen Kultur in Deutschland über den Haufen, im Dienste des germanisch-demokratischen Gedankens warfen die deutschen und englischen Heere den französischen „Imperator" zum Tempel hinaus.

In Deutschland also kam es einstweilen nicht zu einer Neubelebung der Volks- und durch sie der Kunstpoesie. Aber in England kam es dazu, und an dieser Quelle schöpften dann die großen deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts. Für Deutschland war der Faden abgerissen, aber für das germanische Element wurde er fortgewoben, bis zuletzt auch Deutschland wiederum daran anzuknüpfen vermochte. An dem Gange der Entwicklung aber, an dessen Konsequenz und innerer Notwendigkeit sich nicht deuteln läßt, erkennen wir den Feind, welcher die deutsche Kultur im 16. Jahrhundert „gewaltsam störte". Es war der Romanismus in jeder Form, in der spanischen und französischen sowohl, wie in der päpstlichen und derjenigen der deutschen Romantiker. Daß Janssen dies nicht hat erkennen können, müssen wir dem Romantiker in ihm, dem römischen Theologen zu gute halten. Aber für die Zukunft dürfen wir die Feinde der deutschen Entwicklung in diesen Formen suchen, nur einer tritt noch hinzu: wie im 16. Jahrhundert die Osmanen, so jetzt die Slaven, und zu einem Bunde aller dieser gegen Deutschland scheint sich ja die Weltgeschichte wiederum sehr schön anzulassen, wenn nicht das russische Volk selbst dieser politischen und kulturellen Impotenz einen Strich durch die Rechnung macht. Im Gegenfalle wird die jüngste Kolonie der germanischen Kulturelemente, Nordamerika, in die Reihe mit einzutreten und die Rettung des germanischen Elementes, aber auch die Versöhnung der Gesamt-

menschheit, als seine vornehmlichste Kulturaufgabe zu betrachten haben. Aber meinen Sie nicht auch, Herr Janssen, daß es viel schöner wäre, wenn die mit eben so wunderbarer Kraft, wie im 16. Jahrhundert, einsetzende deutsche Kulturentwicklung nicht noch einmal gestört würde, wenn es uns diesmal gelänge, der Entwicklung des Menschengeistes unsern höchstmöglichen Tribut zu zahlen und in ihrem Dienste das letzte Quentchen unsrer Energie positiv schöpferisch zu verausgaben, statt wie ein gehetztes Wild schließlich am Wege zu verrecken? Ich glaube an diese Zukunft und weil ich daran glaube, habe ich Humor und lache über diese impotente Gelehrtenschnüffelei der Scholastiker und Romantiker jeder Sorte.

Die falsche Grundanschauung von der romanischen Schnur oberhalb des deutschen Wachstums durchzieht nun auch Janssens sonst so hübsche Darstellung aus dem poetischen Leben des Volkes. Sie ist der Grund, warum er das schöne Citat von Heine, dessen Namen er nicht einmal nennt, auf Seite 207 in so verstümmelter Weise wiedergibt. Holland auf den er verweist, bringt das ganze Citat, und dasselbe ist jedenfalls weit charakteristischer, als das kastrierte Janssensche. Heine redet von der Volkslyrik, namentlich den Liebesliedern: „In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volkes; hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft; hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier perlt der echte deutsche Wein, hier küßt die deutsche Liebe, die manchmal noch köstlicher ist, als ersterer". Und Holland fährt fort: „die Natur hat wieder die Oberhand gewonnen und die Liebe ist zur Staffage geworden!" Diese sinnliche Malerei, wie sie Heine und Holland im Verein durchführen, ist nach unserem Gefühle etwas ganz anders, als was Janssen damit macht. Die reine Sinnlichkeit, wie sie dem ungetrübten Born der Natur im Gemütsleben des Volkes entspringt, hätte Janssen nur nachmalen sollen, denn etwas Krankhaftes oder nach theologischen Begriffen Sündhaftes liegt in dieser sinnlichen Reinheit nicht, weil sie eben noch gesund war. Der wunderbare Verkehr des Volksgemütes mit der Natur war die Quelle dieser Gesundheit sie ist es heute, wo dieser Verkehr sich erhalten hat. — Die Gegensätze innerhalb der einzelnen Stände traten in dem zweiten Städtekrieg offen zu Tage und fanden ihren Ausdruck auch in der Poesie. Das politische Lied erwachte von neuem, nachdem es seit Walter und Reimar

von Zweter zurückgetreten war. Janssen lehnt sich bei der Darstellung dieser Dinge fast ganz an diejenige Hollands an, und doch läßt er den bestehenden Gegensatz nicht in seiner ganzen Schärfe hervortreten. Er schreibt das Lied, als dessen Verfasser Holland — und das scheint uns die richtige Fährte zu sein — einen Geistlichen vermutet, „der fürstlichen Seite" zu, und trotzdem er sonst fast alle Citate Hollands mitteilt, finden wir jene charakterisierenden Verse, welche gerade diesen Gegensatz deutlich hervortreten lassen, nicht bei ihm. So setzen wir sie denn zur Vervollständigung der Janssenschen Darstellung hierher:

„Augspurg hat ain weisen rat:
Das brüft man an ir kecken tat
Mit singen, tichten und claffen.
Sy hand gemacht ain singschul
Und setzen oben uf den stuhl
Wer übel redt von pfaffen."

Diese Gegensätze aber bestanden, und es ist unhistorisch, sie verwischen zu wollen. An diesen Gegensätzen rankte sich das erwachende politische Denken des Volkes empor, und auch das ist ein neues Element gegen früher, ein Element, welches auf den Wechsel vom theologischen Staate zum weltlichen bereits hindeutet. Aus derselben Augsburger Singschule teilt Holland ferner ein Lied von Ulrich Wiest vom Jahre 1449 mit. In diesen Versen wird uns der Mißbrauch, der von geistlicher Seite mit dem Opfermut des Volkes getrieben ward, vor die Augen gerückt. Wir teilen dieselben mit, um der einseitigen Behandlung Janssens die treuere des Litteraturhistorikers gegenüberzustellen:

„Den gaistlichen ist almusen nit gegeben,
daß si der Christenheit söln widerstreben,
si füren unordentlichen ir leben:
das almusen turnieret unde sticht,
das almusen das hadert unde ficht,
das almusen treibt alle ungeschicht.
Das almusen das ludert unde spilt,
das almusen das raubet unde stilt,
das almusen kainer Büberei bevilt,
das almusen hovieret unde singt,
das almusen all unrecht verbringt,
das almusen das jaget unde baist, (beizt)

herauf, selbst die Erde kommt zu vollem Bewußtsein, erkennt ihre wahre Gestalt, neue Sterne erscheinen darüber, und eine neue Welt liegt jenseits über dem Meere vor den erstaunten Blicken. Da sinkt das Mittelalter hinab und bedeckt sich mit seinen eigenen Schätzen, die Königstochter der Poesie stirbt am Nadelstich der Antike und fällt in einen hundertjährigen Zauberschlaf, aus dem sie nur unsere Gegenwart wieder gerissen hat, die jetzt alle früheren Erscheinungen gleichzeitig genießt. Der kirchliche Glaube ist durch sittenlose Praxis matt, alt und schwach geworden, es bedarf eines tüchtigen Sturmes, ihn wieder wach zu rütteln, und die Reformation schlägt bereits mit eherner Macht an die Thore." — Hier steht es, daß es einer Wiederverjüngung, einer Renaissance bedurfte, einer Wiedergeburt des Lebens an sich, und gerade daß sich mit diesem Verfalle des Lebens sich der Verfall der Kirche unfehlbar verband, dürfte Janssen belehren, daß nicht diese die Trägerin des Lebens, sondern das Leben Trägerin all seiner Erscheinungen ist, die mit ihm zur Blüte emporsteigen und mit ihm hinab ins Grab sinken. Einer Wiederverjüngung, einer Renaissance bedurfte es, aber ob die von den Italienern erzeugte und von den Päpsten gepflegte auch für Deutschland die richtige war, ist uns nun wohl zweifelhaft. Die Wiedergeburt konnte in Deutschland nur aus dem deutschen Leben erfolgen, aber ein Herodes stand da an der Spitze, der einen zweiten bethlehemitischen Kindermord plante, und dieser Herodes war der Romanismus in jeder Form.

Janssen berichtet in einem folgenden Abschnitt (S. 236 ff.) über die Zeit- und Sittengedichte, namentlich über Brant's Narrenschiff, den er als den „Begründer einer neuen Litteraturepoche", der „specifisch bürgerlichen Litteratur" hinstellt. Wir dürfen uns ein Eingehen umsomehr schenken, als Janssens Art hier nicht so sehr zum Ausdruck kommt, sondern er sich mehr an die Forschungen der Litteraturhistoriker anschließt. Er geht dann zur „Prosa und weltlichen Volkslektüre" über und wendet der deutschen Geschichtschreibung zunächst seine Aufmerksamkeit zu. Auf Seite 241 erscheint Aventin als „epochemachender Geschichtschreiber". Am meisten fesselt ihn indes der Nürnberger Geschichtschreiber Sigmund Meisterlin und „das schönste aller deutschen Geschichtsbücher des Mittelalters" die anonyme Kölner Chronik. Janssen erwähnt das hohe Lob, welches Niebuhr dieser Chronik zuteil werden ließ, der den Verfasser „einen der hellsten Geister und wahrhaftesten

Herzen" nennt. „Charakteristisch bleibt es immer", sagt Wegele in seiner Geschichte der deutschen Historiographie (S. 149), daß die Chronik, wie man mit Fug vermutet, bald genug der kirchlichen Censur und noch viel später dem herben Tadel des Kölner Rates verfallen konnte." Ob das auch mit der Darstellung Janssens stimmt, „daß die Kirche volle Freiheit der Meinungsäußerung" gewährte (S. 183)? Er betont den freiheitlichen, für vaterländische Art warm eintretenden Ton, der diese Geschichtsbücher durchzieht, aber er weist auch darauf hin, daß sich bereits Stimmen vernehmen ließen, welche das Lesen weltlicher Bücher verwarfen. Und Janssen sieht hierin kein Verfallsmoment? Er erzählt, was im Volke gelesen wurde, die alten romanhaft zugestutzten Fabelbücher, dann aber auch die Werke satyrischen Inhalts, deren Gewerbe gleich Till Eulenspiegel war, „die Wahrheit zu sagen". „Merkwürdig ist, daß auch hier, ähnlich wie in den rohen Fastnachtsspielen, trotz aller Satyren über geistliche Gebrechen, die Kirche als solche nirgends angegriffen, sogar Partei gegen die Ketzerei genommen wird." Für einen Sehenden ist dies nicht besonders merkwürdig, da jedes Ding seine Zeit hat und haben will, und was nachmals als Ketzerei verdammt wurde, eben in jener Zeit sich noch nicht aus dem Flusse der Dinge zu erheben und zu einer festen greifbaren Substanz zu konsoldieren vermochte. Eine ganz besondere Belehrung und Anregung mag wohl solchen Werken entflossen sein, welche Reisebeschreibungen brachten, von denen Janssen einige anführt. Die Lust zu lernen, aber auch die Lust, das Gelernte wieder für andere zu verwerten, war eine ungeheuer große. Der von Janssen vielfach zitierte Seelenführer bestätigt uns das: „Alles Volk will jetzt lesen und schreiben." (S. 249 u. 253.)

Über die Werke der Mystiker weiß Janssen nicht viel zu sagen. Den Namen des Meisters dieser Gemütsdenker, Eckhart, nennt er nicht einmal. Und doch ist das derselbe Janssen, der über „den christlich-germanischen Baustil" so vieles zu erzählen wußte. Die Kunst schafft keine Verbindlichkeit, aber das gesprochene Wort thut es. Wer die Werke der Gothik anerkennt, muß, will er sich selbst konsequent bleiben, die Werke der Mystiker anerkennen, denn derselbe Geist ist es, der in beiden herrscht. Diesen Geist hat Janssen nicht erfaßt, wie wir sahen, mit seinen Gedankenresultaten weiß der Romantiker und Theologe nichts anzufangen. Ebensowenig ist es ihm im folgenden gelungen, die Be-

deutung der zur allgemeinen Schriftsprache vordringenden Dialekte zu erfassen. „Man schrieb beim Ausgange des Mittelalters noch in verschiedenen Dialekten, aber aus einem Gemisch von Oberdeutsch und Niederdeutsch, oder mit andern Worten vorzugsweise aus der Mundart des mittleren Deutschlands war im Lauf des fünfzehnten Jahrhunderts das sogenannte ‚gemeine Deutsch' entstanden, welches hauptsächlich durch die Bemühungen Kaiser Maximilians als allgemeine Reichs- und Kanzleisprache durchdrang." Hätte Janssen auf das Werden der Dinge gesehen, wie zur Stauferzeit die schwäbische Sprache vordrang, wie in den Zeiten Ludwig des Bayern das bayerische mehr zur Geltung kam, er würde verstehen, warum nun das Mitteldeutsche zur Herrschaft emporstrebte. Denn hier lag nun der Schwerpunkt des geistigen Lebens. Und daß das Mitteldeutsche durch Luther „zur allgemeinen Schriftsprache" werden konnte, zeigt, wie in dem geistigen Leben Deutschlands sich das Bestreben nach nationaler Einigung ebenso sehr bemerkbar machte, wie es in seinen politischen Bestrebungen zu Tage trat, wie es einst in den Zeiten der Staufer, wie Kaiser Ludwigs sich in seiner nationalen Eigenart zu behaupten und konsolidieren strebte. Nur auf einem Gebiete ward die Einigung damals möglich, auf dem der deutschen Sprache, sie war möglich durch den Eintritt der Obersachsen in das deutsche Geistesleben, und jener Gegensatz, der in der Stauferzeit bestehen blieb zwischen dem Schwäbischen und Sächsischen, ward nun überbrückt. Trotz der „gewaltsamen Störung" haben wir nun die Gewißheit, daß auch in Deutschland ein Samenkorn aufging, und daß dieses allein genügen wird, bei günstiger Gestaltung der Dinge, das Bestreben zur Einigung auch für die Zukunft fortzupflanzen und wach zu erhalten, denn gerade die Sprache ist, wie nichts anderes, der Träger der nationalen Bildung. Und dieses Samenkorn zu rauben, es zur weiteren Fruchtbringung untauglich zu machen, ist dem Romanismus so wenig damals geglückt, wie es ihm früher geglückt ist, und daß gerade Luther der Hauptanteil an dieser Rettung zufiel, ist, wie es kein Zufall ist, so auch des ewigen Dankes aller Deutschen wert.

Janssen schließt nun dieses zweite Buch mit einem Gesamturteil über Deutschland in jener Zeit. Dazu bringt er Urteile von Zeitgenossen bei, von denen das interessanteste ohne Zweifel dasjenige Machiavellis ist. Der italienische Staatsmann erkennt an, daß in

Deutschland die sittliche und materielle Macht noch vorhanden war, nicht nur Deutschlands Leben in einer geordneten Entwicklung zu erhalten, sondern auch auf die Entwicklung Europas ein großes Gewicht auszuüben. Wir bestreiten das gewiß nicht, fügen aber hinzu, daß ein Mann kommen mußte für Deutschland, der diesen Kräften eine einheitliche lebendige Seele zu geben gewußt, der die Leute gezwungen hätte, statt auf die Kaiserherrlichkeit der Vergangenheit auf die Notwendigkeit der Gegenwart zu sehen. Und ob dazu die Kraft eines Mannes überhaupt ausgereicht, ob es hätte gelingen können, die Romantiker in Deutschland zu wahren Realisten heranzubilden und ihnen zugleich den natürlichen Rückhalt an dem mächtig emporstrebenden Romanismus abzuschneiden, ist denn doch eine Frage, die nicht im Handumdrehen zu beantworten ist. Jedenfalls aber ist das Eine sicher, daß der Mann nicht kam, und wenn wir uns und unserer Anschauung getreu bleiben, müssen wir sagen: er konnte nicht mehr kommen. Daß das Streben zur nationalen Einheit vorhanden war, erkennen wir allein schon an dem Erfolge Luthers auf dem Gebiete der Sprache. Eine gleich mächtige Persönlichkeit auf politischem Gebiete hätte gewiß vieles leisten können, aber sie hätte in erster Linie darauf verzichten müssen, „Großes ausführen" zu wollen. Nur langsam, mit ungeheurer Mühe und Arbeit, mit einer Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung ohne gleichen hätte ein solcher Staatsmann das deutsche Volk aus dem Einzelleben der politisch fest begründeten Gebilde zu einem Gesamtleben wieder hinüberzuführen vermocht, er hätte sich dazu nicht theoretischer Maximen, sondern aller der kleinen und kleinsten Mittel bedienen müssen, welche das Leben selbst geschaffen hatte und ihm an die Hand gab. Und ob dazu die Zeit noch angethan war, ob es die steigende Not zugelassen hätte, diese langsam sichtende Arbeit zu Ende zu führen, bleibt immer noch eine Frage. Wir meinen, dem Manne hätte sich am Ende als Ergebnis herausstellen müssen, daß ihm zu dieser Arbeit gerade die Zeit fehlte, welche ein Friedrich III. auf deutschem Throne saß, denn das ist die Zeit, in welcher das politische Einzelleben ins Extrem hinauswuchs und sich zum trennenden Elemente gestaltete, ein Element, welches entweder nur noch mit Gewalt niedergeworfen werden konnte, oder welches man der Zeit überlassen mußte, es zum Verwittern zu bringen. Das aber auch ist die Zeit, in welcher ein Maximilian zum

Romantiker wurde, in der er den realen Boden verlor und einen großen Teil seiner Wurzelkraft in die Lüfte trieb. Wenn aber ein solcher Mann gekommen wäre, wo hätte er die Macht hernehmen sollen, diese ungeheuere Aufgabe zu bewältigen? Nur die Demokratie bot diese Macht, und die Demokratie zur Herrscherin in Europa zu machen — das wäre wohl ein echt deutscher Gedanke gewesen, aber zu seiner Aufnahme war die damalige Welt noch nicht reif. In den Wäldern Germaniens ward die Völkerfreiheit geboren, von hier aus war der Sturm unternommen worden, der das römische Imperatorenreich über den Haufen warf. Armin, der Cheruskerfürst, hatte den Römern das Ziel gesetzt: bis hierher und nicht weiter! Und am Cherusker- und Sachsenlande brachen sich seitdem unaufhörlich die römischen Wellen. Der römische Gedanke des Imperatorentums vererbte sich auf ihre Nachkommen, die Romanen, und an der Spitze derselben stand, seitdem die Macht des deutschen Königtums zu wanken begann, die katholische Kirche. Jetzt galt es, den Kampf des deutschen Individualismus mit dem romanischen Universalismus abermals aufzunehmen und auszufechten, die Frage der Zukunft war: wird das germanische Element den Sieg davon tragen, oder das römische den Sieg behaupten? Und da zeigte es sich, daß man zu diesem Kampf noch nicht oder nicht mehr gerüstet war. Die offensive Kraft der Jugend war den germanischen Elementen geschwunden, und die siegreiche Kraft einer alles überstrahlenden Kultur besaßen sie noch nicht. So schließt sich der Ring. Deutschland zum Siege zu führen, hätte es einer ungestörten Fortentwicklung auf dem betretenen Kulturpfade bedurft. Diese Fortentwicklung wäre nur durch eine starke politische Stellung in der Defensive möglich geworden. Diese starke politische Defensivstellung aber war durch die im fünfzehnten Jahrhundert befestigten ständischen Gegensätze unmöglich geworden. So ward jene ungestörte geistige Fortentwicklung, der sie zur Unterlage hätte dienen sollen, ebenfalls unmöglich. Eine politische Offensive aber war deshalb nicht mehr möglich, weil das Volk in das demokratische Mannesalter bereits einzutreten im Begriffe stand. Die Demokratie aber ist niemals offensiv, sondern die Offensive ist stets nur der Jugend, dem aristokratischen Zeitalter eines Volkes, eigen.

So erfüllte sich Deutschlands Geschick: die gewaltsame Kulturströmung trat ein, sie mußte eintreten mit dem Augenblick, da ein

Maximilian kam und als Erbe des burgundischen Reiches Karls des Kühnen Deutschland in den verschärften Gegensatz zu Frankreich zu führen suchte; sie trat ein, als dieser gleiche Maximilian Frankreich in Italien gegenübertrat und hier die alte Kaiserherrschaft wieder aufzurichten strebte, statt Italien für sein Selbstleben zu befreien; sie trat ein, als derselbe Maximilian in die Entwicklung des Papsttums mit kaiserlicher Hand hineinfuhr und er es übersah, daß alle seine Macht nicht im Adel, den er neu zu beleben suchte, sondern immer nur in der deutschen Demokratie, die von selbst lebte und lebendig war, liegen konnte und lag. Und diese Demokratie versagte sich naturgemäß der habsburgischen Offensive, sie versagte sich ebenso den altromanischen Träumen von einer römisch-deutschen Weltherrschaft. Aber alle feindlichen Mächte waren geweckt worden. Sie schaarten sich zusammen und Deutschlands selbständigem Leben, seiner positiven Fortentwicklung in nationalem Sinne stellte sich der aufgerüttelte Romanismus nun als Hemmnis in den Weg. So kam es, und so mußte es kommen und kein romantischer Traum kann daran etwas ändern.

Volkswirtschaft.

„Mit der Blüte deutscher Wissenschaft und Kunst beim Ausgang des Mittelalters stand auf gleicher Stufe die Blüte der Volkswirtschaft. Und dies ist leicht erklärlich. Das Leben eines Volks bildet eine natürliche Einheit, ein zusammenhängendes Ganze und darum findet zwischen seiner geistigen und wirtschaftlichen Thätigkeit eine stete Verbindung und Wechselwirkung statt. Die wirtschaftlichen Zustände tragen wesentlich bei zur Entwicklung der geistigen Kultur, wie sie andrerseits von dieser mitbedingt und bestimmt werden. Einer geringen wirtschaftlichen Kultur entspricht, nach Ausweis der Geschichte, überall ein geringer Grad geistiger Bildung, die Fortschritte der ersteren sind in vielen Beziehungen maßgebend für die Fortschritte des Volkslebens überhaupt."

„Das wirtschaftliche Leben zerfällt in drei verschiedene Arbeits- und Erwerbszweige: Landwirtschaft, Gewerbe und Handel. Die Landwirtschaft hat den Zweck, der Natur rohe Erzeugnisse abzugewinnen und umfaßt die Viehzucht und den Bodenbau; die Gewerbe haben es mit der Zubereitung, Umformung und Umgestaltung der von der Natur frei dargebotenen und von der Landwirtschaft hervorgerufenen Rohstoffe zu thun und schließen in sich alle Handwerke und industriellen Arbeiten; der Handel endlich tauscht die Naturerzeugnisse der verschiedenen Länder und die Arbeiten der Menschen gegeneinander aus, vermittelt den Verkehr der Güter zwischen denen, welche daran Überfluß besitzen und denen, welche derselben bedürfen."

„Diese verschiedenen Arten der wirtschaftlichen Thätigkeit eines Volkes stehen, so lange dessen Entwicklung gesund, in gehörigem Gleich-

gewicht. Sie wirken dann auf einander ein und bedingen sich gegenseitig, so daß die zunehmende Bodenkultur das Gewerbe, dieses den Handel fördert, und Gewerbe und Handel wieder eine Vervollkommnung des landwirtschaftlichen Betriebes hervorrufen. In dieser Wechselwirkung und dem Gleichgewichte der großen Arbeitsgruppen liegt die eigentliche wirtschaftliche Kraft eines Volkes. Tritt eine wesentliche Störung ein, überwuchert der Handel und der Handelsgeist die warenerzeugende, wertschaffende Arbeit, und befördert er einen übertriebenen Luxus, so erfolgen für das Volk große wirtschaftliche und in Verbindung damit große sittliche Schäden, die dann ihrerseits vor allem das religiöse Leben verkränkeln und zerrütteten. Die Schäden verschlimmern sich in demselben Grade, in welchem es dem Einkommen aus arbeitslosem Erwerb, dem Kapitale gelingt, zu seinem Wuchervorteil und zur Ausbeutung der arbeitenden Menschen das Verkehrswesen zu beeinflußen." (S. 265 f.)

Mit dieser Einleitung führt uns Janssen in sein drittes Buch, welches er in drei Abschnitte zerlegt: das landwirtschaftliche, das gewerbliche Arbeitsleben, der Handel und die Kapitalwirtschaft. Wir sehen uns diese Einleitung etwas genauer an. Bei dem ersten Abschnitte erinnern wir nochmals daran, wie Janssen die Dinge im Zusammenhang zu erkennen vermag, wenn er sich von der Sache leiten läßt. Zu dem zweiten Abschnitt ist nichts zu erwähnen, als daß Janssen hier von der Bedeutung des Handels als internationaler Macht eine wenn auch sehr allgemeine Vorstellung hat. Der dritte Abschnitt ist für uns wichtiger. Das Gleichgewicht der wirtschaftlichen Thätigkeit wird dort auf die Gesundheit des Volkslebens basiert. Dabei hätte Janssen stehen bleiben müssen und ganz genau untersuchen, ob dieses Gleichgewicht bestand oder nicht, ob die gesunde Entwicklung gestört wurde oder nicht. Er aber greift vor. Er packt den Sündenbock. „Überwuchert der Handel und der Handelsgeist" — dann ist alles am Ende. Damit aber zerstört sich Janssen seine Grundlage, er entzieht, wie wir sehen werden, seiner Erkenntnis den festen Boden. Denn für jeden ist es wohl klar, daß die Gesundheit eines Volkes, das Gleichgewicht unter den verschiedenen Arten seiner wirtschaftlichen Thätigkeit, nicht durch sich selbst gestört werden kann, daß an ein Überwuchern des Handelsgeistes nicht zu denken ist, so lange diese Gesundheit besteht. Also der erste Faktor ist die Störung

der gesunden Entwicklung. Die Ursache einer Krankheit kann mikroskopisch sein. Aber die Wissenschaft belehrt uns, daß ein Bazillus ein gesundes Volksleben nicht so mir nichts dir nichts zu verwüsten vermag. Soll die Krankheit zur Epidemie werden, müssen die Vorbedingungen vorhanden sein, die dem Bazillus das Leben und seine rapide Vermehrung ermöglichen. Es hätte also gerade hier einer eingehendsten und geduldigen Untersuchung bedurft. Statt dessen springt Janssen mitten in die Krankheit hinein und nennt den Handelsgeist als Ursache der Krankheit. Diese Methode ist offenbar falsch, denn das Überwuchern des Handelsgeistes ist schon eine Krankheitsform, die sich ganz bestimmt äußert, und auch sie will in ihren Ursachen und ihrem Verlaufe erkannt sein.

Ein zweiter Punkt, auf den wir aufmerksam machen, sind die aus dem Überwuchern des Handelsgeistes entspringenden sittlichen Schäden. Da ist eine ganz moderne Anschauung, aber wo bleibt da der freie Wille? Wenn das Sittenverderbnis nur Äußerung und Folge einer Krankheit ist, eine Krankheit aber bekanntlich jeden irrenden Menschen befallen kann, so kann man doch nicht den Kranken für die Folgen der Krankheit verantwortlich machen. Nur der ist verantwortlich, der ihm etwa den Weg zum Wissen versperrt hätte, zu dem Wissen, mit dem er sich vor der Krankheit hätte schützen können. Und nun gar verkränkeln und zerrütten die ohne unsern Willen entstandenen sittlichen Schäden auch unser religiöses Leben. Wie stimmt aber damit, daß die Religion als Universalmittel gegen alle Schäden und Krankheiten, als Träger des ganzen menschlichen Daseins angepriesen wird? Daß auch Janssen, der hier doch scheinbar ganz modern urteilt, sie als Universalmittel anpreist? — Er wird sich also wohl irgendwo geirrt haben, und wir sagen, er hat sich da geirrt, wo er meinte, die Religion sei Trägerin alles gesunden Lebens. Hier sagt er das Gegenteil, und hier glauben wir ihm. Das Leben selbst ist Träger aller seiner Erscheinungen. Und wie dieses Leben krank werden muß, bevor es zu einem Überwuchern des Handelsgeistes kommen kann, so muß es krank werden, bevor die Religion verwildert, verkränkelt und zerrüttet wird. Und nun fragen wir, wer hat das deutsche Leben krank gemacht?

Janssen geht von der Darlegung der Besitzverhältnisse, der Verteilung und des Anbaues von Grund und Boden aus. Er sieht also

auch hier nicht zurück auf den Weg der bisherigen Entwicklung, aus der ihm ein Urteil über den gegenwärtigen Stand der Dinge, sowie über die fernere Entwicklung derselben hätte erwachsen müssen, sondern er urteilt abstrakt und kommt zu dem Schlusse, „daß beim Ausgang des Mittelalters das Eigentum an dem größten Teil von Grund und Boden sich nicht mehr in der Hand der Grundherrn, sondern in der Hand der damit Beliehenen befand und der Herr selbst daran nur mehr ein Dienst- und Zinsrecht besaß. Die Güter der Grundhörigen waren demnach, so gut wie die freibäuerlichen, selbständige Besitzungen.“ „Nur mehr“ und „so gut wie“ — das ist genug. Es war die Frage, ob sich die demokratische Entwicklung weiter zu bilden die Kraft haben, oder ob die Grundherrn ihr ein Halt zurufen würden, aus dem „nur mehr“ ein „kein“ und aus dem „so gut wie“ ein „wie“ werden würde, ob sich die Entwicklung in der Richtung zur Freiheit fortbewegen oder in der Richtung zur Knechtschaft und Leibeigenschaft zurückgedrängt werden würde? Unser Autor wirft dann einen Blick auf die Rechte und Pflichten der Grundherrn und Grundhörigen, wie sie in den Weistümern niedergelegt sind, er bespricht die Regelung und Abgaben der Frondienste und kommt zu dem Schlusse, daß das Verhältnis des armen Mannes zu seinem Guts- und Dienstherrn keineswegs ein unwürdiges und erdrückendes war. Janssen gibt sich nun an die Kleinmalerei, und es sind in ihrer Art nicht uninteressante Bilder, welche er da entwirft. Aber daß ein Umschwung in den volkswirtschaftlichen Verhältnissen bevorstand, daß er nötig wurde, geht aus diesen Bildern nicht hervor. Wir überlassen diese also der freundlichen Kenntnisnahme des Lesers und halten uns an die einzelnen wenigen Andeutungen und Anmerkungen. Auf Seite 283 erscheint in einer Anmerkung die Fruchtwechselwirtschaft. Auf dem durch viele und volkreiche Städte durchsetzten Boden Flanderns zeigte sich zuerst das Bedürfnis, das ganze Feld zum Ertrage heranzuziehen und nicht ein Drittel desselben in der Brache liegen zu lassen. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wird diese Einrichtung von deutschen Schriftstellern wie eine neue Entdeckung behandelt. Und da ist es ebenso das thüringische Städtegebiet, namentlich die Gegend um Erfurt, wo dieser Fortschritt zuerst in ein System gebracht wurde, ein Zeichen, wie langsam derselbe sich Bahn zu brechen vermochte, trotzdem dieser Schritt vorwärts in Flandern schon in der Zeit der letzten Burgunderherzoge vollzogen

worden war. Also auch hier stehen wir vor dem Anfang eines tiefgreifenden wirtschaftlichen Umschwungs. Vollzieht derselbe sich rasch und vollständig, wird er der Not im Entstehen zu begegnen vermögen; vollzieht er sich nicht oder nur teilweise, werden Katastrophen nicht ausbleiben, die für den Augenblick wenigstens das Maß der Erzeugnisse zu dem der konsumierenden Bevölkerung wieder in ein gewisses Verhältnis bringen. Die Frage ist also die: wird die Produktion sich mehren und es möglich machen, die gesteigerte Nachfrage zu decken oder soll ein Teil der Bevölkerung zu Grunde gehen, damit die bisherige Produktion die Übrigbleibenden zu erhalten vermag? An dieser Kernfrage ist Janssen verständnislos vorübergegangen, er läßt sich in seiner Schwärmerei für die altpatriarchalischen Zustände keinen Augenblick stören. Und doch wissen wir aus dem unverdächtigen Zeugnisse der Margaretha von Parma, daß in wenig späterer Zeit Getreide und andere Landesprodukte in den Niederlanden nicht mehr für den vierten Teil des Jahres ausreichten. Hier mußte also der Handel nachhelfend eintreten, und wir wissen auch, daß auf dieser Grundlage der niederländische Handel in ungeahnter Weise emporblühte. Einerseits begann man die Landwirtschaft in den Niederlanden selbst „wie eine Wissenschaft" zu betreiben, andrerseits wandte sich der Handel nach Frankreich, England und den Ostseeländern, um den Fehlbetrag in Nahrungsmitteln herbeizuschaffen. Die natürliche Folge dieser sich fortwährend steigernden Nachfrage hätte nun sein müssen, daß man auch in den vornehmlich Landwirtschaft treibenden Ländern diese mehr wissenschaftlich betrieben hätte; das allein aber bedeutete den Umschwung, den Austritt aus den bisherigen patriarchalischen Verhältnissen. Um den Landbau ergiebiger zu gestalten, war der Umschwung nötig geworden. Betrat man nun mit vollem Bewußtsein diesen positiven Weg? Janssen belehrt uns darüber. Seine Darstellung auf Seite 295 ff. lehrt uns, daß die Städte des landwirtschaftlichen Betriebes noch nicht entbehren konnten, sie zeigt uns aber auch, daß man nicht positiv darauf dachte, der mit leisen Schlägen sich ankündigenden Not zu begegnen, sondern die betreffende Regelung der Natur überließ. „In seinem Bericht über die große Teuerung von 1483 sagt Stolle in der Thüringisch-Erfurtischen Chronik 191: ‚Es war auch zu der Zeit viel Volks', weil seit zwanzig Jahren nie ein rechtes Sterben gewesen." Also das „rechte Sterben" sollte den Notstand

beseitigen, es sollte die vielen Mitesser wegschaffen, für welche durch vermehrte und verbesserte Produktion zu sorgen man kein Mittel sah. „Und ware", führt Janssen aus Eyn christlich ermanung von 1505 an, „one die sterbunge gar ze vil volcks in den landen, was auch nit gut ware wegen der narunge." Die Not war schon da, aber man hatte kein Mittel, ihr zu wehren, man mußte den Hunger abwarten, der die Leute zur Aufnahme epidemischer Krankheiten geschickt machte und dann hinwegraffte. Der Kuriosität halber führen wir hier an, wie schon vor 400 Jahren ein anderer mönchischer Nationalökonom, Otto von Bamberg, das Wachstum der Bevölkerung durch Vermehrung der Klöster, also des ehelosen Standes zu verhüten suchte. Dieser Kampf reichte also mit seinen Anfängen schon in eine ferne Zeit zurück. Das Mißverhältnis zwischen Produktion und Bevölkerungszahl war eine Hauptursache der Kreuzzüge, es war gleicherweise die Hauptursache der raschen Aufnahme der Ackerbauorden von Citeaux und Prémontré, wie der in gleicher Zeit energisch in Angriff genommenen Kolonisation des Wendenlandes durch die Sachsen. Für uns ist es ferner bedeutsam, daß eine landwirtschaftliche Litteratur seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts einzusetzen beginnt, daß sich also der Menschengeist durch die Not veranlaßt sah, darüber nachzudenken, wie man die Ertragfähigkeit des Bodens zu steigern vermöge. Das aber deutet auf den Umschwung hin. Man lenkt aus der defensiven Bahn, welche bisher eingehalten worden war, in die positive hinüber, man versucht der Natur die Selbstregelung auf Kosten des Menschenbestandes zu entziehen und den Überfluß an Menschenkräften für eine größere Ertragfähigkeit der Natur zu verwerten. Das ist der neue Geist, der dem entsagenden und sich bescheidenden Mönchsgeiste den Krieg erklären wird. Erforschung der Natur, Naturwissenschaften, das steht über der Pforte der neuen Zeit, in welche einzutreten eben der alte Mönchsgeist unserm Volke zu verwehren versuchte. Auf dieses Grollen in der Tiefe müssen mir achten, wenn wir mit Janssen die üppigen Gefilde und gesegneten Bauerngegenden Deutschlands durchwandern. Wir müssen hören, wenn Janssen in Anmerkungen darauf aufmerksam macht (S. 304), daß trotz seiner wunderbaren Schilderungen im Texte eine Neigung zur Revolution sich zu entwickeln begann, und diese Neigung entwickelt sich bekanntlich nicht, wenn es allen so außerordentlich wohl ergeht, wie dies Janssen uns vorzumalen versucht. Wir

lehnen aber auch nach seinen früheren Schilderungen seine Schlußfolgerung (S. 312) ab, „daß man noch nicht in die traurige Notwendigkeit versetzt war, den zu niedrigen Lohn ‚des armen Arbeiterstandes' durch Armenpflege auf den notwendigen Bedarf zu ergänzen", denn das von Janssen geschilderte Wachstum der Wohlthätigkeitsanstalten belehrt uns eines andern. Es scheint nach diesen Schilderungen doch sehr viele Leute gegeben zu haben, die Wohlthaten nötig hatten.

Die Not war im Anzuge, und fragen wir nun, ob Janssen uns mit seiner Schilderung einen Beitrag zur Erkenntnis des Ursprungs der Not gebracht hat, so sagen wir: nein! Schon die eine Thatsache, die Janssen mit so viel Begeisterung hervorhebt, der fortwährende Hinweis auf das Leben im Überfluß, hätte ihn bedenklich machen sollen, er hätte sich fragen müssen, ob dasselbe nicht etwa nur auf Kosten eines andern Gebietes ermöglicht wurde, ob nicht unter diesem Egoismus des einzelnen das Allgemeine zu leiden hatte, ob die landwirtschaftliche Ordnung mit der inneren und äußeren politischen Ordnung im Gleichgewicht und im Einklang stand? Wir werden die Klagen hören, wenn Janssen erst das politische Gebiet betritt. — Was hat das deutsche Leben krank gemacht? Janssen blieb uns die Antwort bisher schuldig. Also wiederum trotz seiner Bestrebungen, die Geschichte sich durch sich selbst erklären zu lassen, ein negatives Resultat! Die scholastisch-philologische Thatsachenmethode reicht eben allein nicht aus.

Wir folgen der Janssenschen Darstellung nun auf das Gebiet des gewerblichen Arbeitslebens. Er macht da gleich zu Anfang einen kleinen Rückblick und erläutert denselben im Register mit der Frage: Wer die Entwicklung der gewerblichen Arbeit am meisten gefördert? Antwort, im Register unumwunden, im Texte beschränkt: „Verdienste der Klöster und der Bischöfe." (S. 314.) Zum Beweise seiner Anschauung, daß die Kirche Trägerin der gewerblichen Arbeit gewesen, führt Janssen einige Worte Wilhelm Arnolds, aus dessen „Recht und Wirtschaft nach geschichtlicher Ansicht" an. Wir sehen uns diese Worte etwas an. „Nur an das nächst Liegende sei erinnert, daß Jahrhunderte lang aller wirtschaftliche Fortschritt von den Bistümern und Klöstern ausgegangen ist, daß ohne die Kirche keine Städte möglich gewesen wären ... Ackerbau, Kunstfleiß und Verkehr sind alle drei auf die direkteste Weise von der Kirche gefördert worden; ganz besonders aber

ist dies wieder in den Städten geschehen, die anfangs nichts weiter als die künstlichen Treibhäuser der Kirche waren.“ Eine sonderbare Anschauung! Janssen hat sie in eine Anmerkung verbannt und that wohl daran, wenn er sich auch aus dem Dilemma zwischen dem Glauben an die Richtigkeit dieser Anschauung, die alle natürliche Entwicklung auf den Kopf stellt, und der Ahnung dieser natürlichen Entwicklung nicht hat heraushelfen können. Das Städtewesen aber hat in Deutschland eine doppelte Grundlage. Erstens gründeten die Römer Städte. Und an diese Städte lehnte sich die Kirche an, in diese Städte zog nicht, wie Janssen sagt, „mit dem Bischof alle gewerbliche Arbeit“ ein, sondern diese war bereits vor dem Bischofe da. Nun aber kam es darauf an, ob die natürliche Fortentwicklung des deutschen Volkes dem Städtetum eine neue Lebenskraft zu geben vermochte, und da sehen wir das Interesse der Kirche abermals an diese natürliche Fortentwicklung geknüpft. Die Kirche bedurfte der Städte zu ihrer eigenen Existenz, denn die Städte sind von Natur nicht nur die Ursprungsstätten einer neuen Kultur, sondern auch die Erhalter und Mehrer derselben. Wollte die Kirche in Deutschland dauernd Fuß fassen, mußte sie Städte haben. Sollte das deutsche Volksleben sich naturgemäß zu höherer Kultur entwickeln, mußte man Städte bauen oder die vorhandenen von andern erbauten, zu erhalten suchen. So geschah es im Rhein- und Donauthal. Also die Existenz der Kirche ist an die Existenz des deutschen Lebens geknüpft. Sie gibt nicht nur, sondern empfängt auch von ihm und zwar ihre Existenzfähigkeit unmittelbar in Deutschland, mittelbar auch in den andern Kulturländern Europas. Die zweite Grundlage des Städtetums in Deutschland ist die kulturelle Fortentwicklung, das einfache natürliche Wachstum des deutschen Volkes selbst. Dieser Grundlage entstammen Städte wie Nürnberg, Bremen, Hamburg, Lübeck, Danzig und andere, die meisten Städte Niederdeutschlands. Und da tritt denn auch sofort charakteristischer Weise das weltliche Fürstentum als Städtegründer neben die Kirche. Was also Arnold von „künstlichen Treibhäusern der Kirche“ redet ist nur halbwahr, und wenn er gar davon spricht, daß ohne die Kirche keine Städte möglich gewesen wären, so sagen wir: das Städtewesen beruht auf dem Fortwachsen des deutschen Volkes selbst, ja, wir sagen noch mehr: ohne die Städte wäre auch keine Kirche möglich gewesen, und wir sagen zum Schluße: das Leben bediente sich

der Kirche zu seiner eigenen Fortentwicklung, und nur insofern als die Kirche von diesem Leben getragen wird, ist sie zugleich Träger desselben. Also die Gegenseitigkeit muß im Auge behalten werden, und zwar die Gegenseitigkeit, welche dahin geht, daß wir geradezu sagen können: wenn die Kirche nicht gewesen wäre, würde sich das Leben andere Träger zu seiner Fortentwicklung gesucht und herangebildet haben, ja, es wird sich andere suchen und heranbilden, sobald die Kirche unfähig wird, ferner Träger des Lebens zu sein. Die Sache stellt sich also etwas anders dar, nämlich so, daß die Kirche an das Leben der Völker gebunden ist, dieses Leben aber nicht an die Kirche.

Auf Seite 315 wird von dem „Rechte auf Arbeit" gehandelt. Es wurde „den Arbeitern ausdrücklich als ein ihnen von Gott und der Obrigkeit verliehenes bezeichnet." Nur schade, daß der erste Arbeiter längst zu arbeiten begonnen hatte, ehe man zu dieser mystischen Definition von seiten der Obrigkeit und Kirche kam, und gerade darin zeigt sich die Kraft dieses Lebens, daß es, aus individuellen Anfängen hervorgehend, auch fürderhin auf individuellen Kräften beruhen blieb, daß sich lebendige Kräfte, einander ergänzend und durchdringend, verbanden und so ein Gewerbsleben geschaffen wurde, welches gesund war und gesund blieb, bis fremde Mächte sich mit fremden Theorien an dasselbe heranmachten und das Wachstum desselben zerrissen, zersplitterten, zerstörten. Vom Zunftwesen entwirft uns Janssen nun ein lebendiges Bild. Und dieses vielfarbige Leben war die Grundlage, auf der dann Schriftsteller erstehen konnten, wie der Verfasser von „Eyn christlich ermanung", der Janssen so häufig das Wort gibt. Es war eine natürliche Folge dieser gesunden Lebensentwicklung, daß sie sich auch auf religiösem Gebiete gesund äußerte, aber ganz falsch ist es, wenn man, wie Janssen dies thut, die Gesundheit des Lebens von „der Verbindung der Arbeit mit der Religion" abhängig machen will. (S. 320 f.) Das religiöse Denken ist, wie wir wissen, mit einer ganz bestimmten Alters- und Kulturstufe des Menschen überhaupt wie des einzelnen Menschen verbunden. Ist ein Volk auf dieser Altersstufe gesund, wird es seine gesunden Fähigkeiten eben über alle Gebiete, auch über dasjenige der Religion ausbreiten, die ja eben auf dieser Stufe die höchste Potenz seines Denkens ausmacht. Demgemäß kann die Verbindung des Arbeitslebens mit der

Religion niemals als Grundlage, sondern nur als natürliche Folge der gesunden Lebensentwicklung eines Volkes betrachtet werden, einer Entwicklung, welche ebenso wieder nur dann gesund zu bleiben vermag, wenn sie gleichmäßig auf allen Gebieten fortschreitet, und ihr nicht durch eine fremde Macht das Wachstum auf dem einen oder andern Gebiete unterbunden wird. Wer hat das deutsche Leben krank gemacht? — „Dem Zunftzwang vorzugsweise verdankte man das Aufblühen der Gewerbe. Schädlich und verderblich wirkte derselbe erst, als er bezüglich der Aufnahme neuer Genossen in spießbürgerliche Engherzigkeit ausartete und, im wesentlichen nicht vor der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, sich in ein Monopol für eine bestimmte Anzahl von Meisterfamilien verwandelte und in empörender Weise das natürliche Recht auf Arbeit verletzte". (S. 326.) Das natürliche Recht auf Arbeit, Herr Janssen? — Hier ist die Krankheit. Wo ist ihre Ursache? — Janssen verschweigt sie uns immer noch.

Er erzählt uns weiter von den Vereinen gleichartiger Zünfte, und hier wollen wir einmal einen Augenblick verharren. Die mittelalterliche Verfassung des selbstthätigen deutschen Handwerkslebens zeigt uns einen energisch rural-demokratischen Charakter. Sehen wir das Fortwachsen vom Individuum zum Individuenverbande, zur Zunft, der Zünfte zur Bürgerschaft, dann das Hinaustreten der einzelnen Zünfte über die städtische Einheit in den Zunftverbänden, der Städte wieder in den Städtebündnissen, so müssen wir sagen, hier liegt vor unsern Augen ein Wachstum, welches, von fremden Gewalten ungehemmt und unbehelligt, allmählig unser ganzes deutsches Volk zu umspannen bestimmt schien, das wie das Adernetz eines Körpers dem fließenden Lebensstrom zur Aufnahme dienen konnte und dienen mußte. Kam es dazu? — Nein! Warum nicht? — Die Ursache ist dieselbe, an der unser Volksleben erkrankte.

Janssen bespricht die Stellung der Handwerkslehrlinge, der Gesellen, er erzählt uns von den Gesellenverbänden, die bereits im 15. Jahrhundert ein Gegenmittel gegen die Meisterverbände wurden. Also das Zunftleben ist bereits in der Entartung begriffen. Es fragt sich, ob diese Entartung durch die angewandten Gegenmittel wieder ausgemerzt werden kann? Der Egoismus der Meister schuf die Gesellenverbände. In einer Anmerkung auf Seite 335 macht uns Janssen wieder auf ein Sympton der werdenden Krankheit aufmerksam.

Er führt da Worte aus Schanz „Zur Geschichte der deutschen Gesellenverbände im Mittelalter“ an: „das Eindringen des römischen Rechts machte Städte und Zünfte für Findung des Rechts unfähig und führte sie bei ihrer Ohnmacht ganz der emporsteigenden Kraft der Landesherrn zu. Die Zersetzung, welche durch die Reformation auf allen Gebieten hervorgerufen wurde, beförderte nicht minder den Zerfall der Genossenschaften, die vielfach mit religiösen Einrichtungen verwebt waren. Noch schwerer fällt ins Gewicht der wirtschaftliche Rückschritt im sechszehnten Jahrhundert“. Das ist sehr schön, aber nicht wahr, denn das Eindringen des römischen Rechts war ebensowenig Ursache des Verfalls des deutschen Rechts, wie die Reformation Ursache einer Zersetzung war, sondern die Rechtsbildung in Städten und Zünften hatte schon vorher aufgehört, sie erlosch mit der Einführung des römischen Rechts, nicht durch sie. Hätten wir noch ein eigenes Recht gehabt, welches unser ganzes Leben erfüllt hätte und mit ihm gewachsen wäre, für das römische Recht wäre dann gar kein Platz gewesen, und zu einer Einführung desselben wäre es nie gekommen. Daß das stimmt, sagt uns Janssen indirekt selbst, denn die streikenden Bäckergesellen zu Colmar wandten sich an das königliche Hofgericht zu Ensisheim, dann an das Reichskammergericht zu Frankfurt, um ihren Streit entscheiden zu lassen. Also innerhalb ihres zünftischen und städtischen Verbandes gab es für ihren Fall kein Rechtsmittel mehr. Ebenso entschieden in Geroldshofen 1479 (S. 339) die fürstlichen Vögte einen Streit der Schustergesellen mit ihren Meistern. Aus der Janssenschen Darstellung erkennen wir die Ursache dieser Streitigkeiten; sie ist die ewig gleiche und immer wiederkehrende: der Egoismus der Meister und der Übermut der Gesellen. Und neben diesem Verfall schreitet die mehrfach erwähnte „christlich ermanung“ einher, ihn verfolgend von Stufe zu Stufe. Aber ihre ganze Weisheit besteht immer nur darin, daß sie dem Kranken rät, zur früheren Gesundheit zurückzukehren. Den Handwerksleuten und Gesellen sagt sie treuherzig, daß Überköstlichkeit der Seele Dieb und des Leibes Verheerer ist, weil sie gebiert Laster vieler Art. „Halt die seele starck und rein. Nit minder starck und rein dinen leip. Darzu nutze was dir fry steet in fryer zeit, als da ist pfil- und bolzenspil und ander übung, als da ist baden und sunstiges!“ (S. 340.) Das ist ein guter Rat, eine tüchtige Einsicht. Aber wenn die Kraft fehlt, ihr zu folgen, wie schafft man

diese Kraft wieder? Durch andere Kräfte: das Erziehungswesen spielt da eine große Rolle. Es kann den älteren Gliedern der Gesellschaft zwar keine Kraft geben, die abhanden gekommene Kraft zu ersetzen, aber es kann die jüngeren stählen und daran gewöhnen, den Drang der Natur nach Selbsterhaltung und Gesundheit lebendig und im Bewußtsein zu erhalten. Aber wenn auch das Erziehungswesen von kranken Leuten geleitet wird? Was dann? — Reformation auf allen Gebieten! Sie ist notwendig, wird es immer mehr, je länger man wartet, und kommt sie nicht, erfolgt der Zusammenbruch. Janssen hat uns gezeigt, daß noch vieles gesund war. Aber wieviel schon krank war, hat er nur hie und da in Anmerkungen gezeigt. Er gibt noch nicht alles verloren, denn die christlich ermanung weiß noch Rat. Aber ist dem Arzt wohl zu trauen, der die Ursache der Krankheit nicht kennt, der nur nach Symptomen behandelt und diesen einzeln zu Leibe geht?

Als Schluß dieses Abschnittes folgt die Darstellung des Bergbauwesens. Auch hier betont Janssen wieder den Reichtum des deutschen Landes, der Deutschland zum ehemaligen Mexiko und Peru der Europäer erhob, auch hier begegnet uns in einer Anmerkung als Ursache der Blüte des Bergbaus die Gesundheit desselben, als Ursache des Verfalls die Krankheit, der industrielle Raubbau. (S. 344.) Was hat das deutsche Leben krank gemacht? Diese Frage ist immer noch offen. Janssen brachte uns auch diesem Abschnitt die Antwort nicht, ja er hat sich vielmehr einzureden gesucht, daß alles noch ziemlich in Ordnung war. Warum blieb es denn nicht so? Ordnung wird doch nicht durch sich selbst zur Unordnung, aber sie wird zur Unordnung, wenn die natürlichen Bedingungen sich ändern, auf denen sie einstens aufgebaut war, wenn sich die Ordnung selbst überlebt. Dafür hat uns Janssen wieder keine Belege beizubringen gewußt, auf einen etwaigen Wechsel der natürlichen Bedingungen hat er uns nicht aufmerksam gemacht. Hatte vielleicht noch keiner stattgefunden? Wir werden bald danach zu forschen haben.

Wenden wir uns zum Handel und zur Kapitalwirtschaft! „Von allen den Folgen, welche Klima, Nahrung und Boden für ein Volk haben, ist die Anhäufung von Reichtum die früheste und in mancherlei Beziehung die wichtigste. Denn obwohl der Fortschritt des Wissens schließlich die Zunahme des Reichtums beschleunigt, so ist es doch ge-

wiß, daß bei der ersten Ausbildung der Gesellschaft der Wohlstand sich mehren muß, bevor die Wissenschaft beginnen kann. So lange jeder mit der für die eigene Subsistenz nötigen Sammlung von Mitteln beschäftigt ist, wird weder Muße noch Antrieb zu höheren Bestrebungen vorhanden sein; unmöglich kann eine Wissenschaft entstehen, sondern das Höchste, was man schaffen kann, wird ein Versuch sein, mit der Arbeit haushälterisch umzugehen und zu diesem Zweck dies oder jenes rohe und unvollkommene Werkzeug zu ersinnen, wie es selbst die wildesten Völker zu erfinden imstande sind. Bei einem solchen Zustand der Gesellschaft ist die Anhäufung von Wohlstand der erste große Schritt, der geschehen kann, weil ohne Wohlstand keine Muße, und ohne Muße keine Wissenschaft möglich ist". Diese Worte Buckles (Gesch. der Civilisation von England I. 31) können wir im allgemeinen als Grundlage acceptieren.

Janssen bespricht zunächst die kaufmännischen Innungen und Genossenschaften, welche in den einzelnen Städten bestanden und die Gesamtheit der Städte in ihrer Art wieder verknüpften; er betrachtet die Gesamtvereine deutscher Kaufleute im Auslande, die gemeine deutsche Hansa, den Handel und die Ausbreitung des Handels der Hanseaten, der süddeutschen Städte, den deutsch-venetianischen Handel und kommt zu dem Schlusse, daß Deutschland der Mittelpunkt des Welthandels gewesen. Auf S. 361 betritt er mit uns die neu entdeckten Bahnen, vor allem den Seeweg nach Ostindien. „Durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien wurde der Hauptstrom des Welthandels, der Asien und Europa verknüpfte, aus der Mitte Europas heraus gegen Westen auf das Meer hin verlegt und dadurch die Stellung Deutschlands zu diesem Welthandel wesentlich verändert. Aber diese Umgestaltung war keineswegs die erste und einzige Ursache des späteren Handelsverfalles der süddeutschen Städte, sie wirkte vielmehr, so lange Portugal im Besitze des Handels blieb, belebend und fördernd auf diese Städte ein." Also nicht die erste und einzige Ursache der Krankheit! „An den portugiesischen Entdeckungsfahrten selbst nahmen die Oberdeutschen den lebhaftesten Anteil, und auch die Hansa stellte zu denselben manches gute Schiff." Janssen teilt nun in einigen Sätzen die Anteilnahme der Deutschen an diesem neuen Handel mit. „Die Gesellschaft deutscher Kaufleute in Lissabon durfte im Lande gebaute Schiffe von jeder Größe mit allen den Portugiesen

zustehenden Rechten gebrauchen, und ebenso sich eigener Schiffe, wenn diese mit portugiesischen Seeleuten besetzt wären, bedienen. . . Von den drei deutschen Schiffen, welche sich unter Führung des Vicekönigs Don Francisco da Almeida im Jahre 1505 an der Fahrt nach Indien beteiligten, gehörten zwei zu den größten der beträchtlichen Flotte." Aus diesen Janssenschen Anführungen wird uns zunächst klar, daß man eine Macht, wie die deutsche Handelsmarine damals war, nicht zu umgehen vermochte, daß man ihrer bedurfte. Ein Franzose, Pierre Froissard, bewundert die Kühnheit und Unternehmungslust der damaligen deutschen Kaufleute. Dadurch also, daß man sich dieser kühnen Leute und ihrer hochentwickelten Macht bediente, kam zunächst ein Aufschwung für die deutsche Kaufmannschaft selbst. Aber diesen Aufschwung bewilligte man nicht unentgeltlich. Die Deutschen mußten in Portugal Schiffe bauen oder sie mußten ihre Schiffe hergeben, um portugiesische Seeleute mit ihren Fortschritten vertraut zu machen und in dieselben einzuweihen. Hätte man sich zu diesen Konzessionen nicht entschlossen, würden die deutschen Kaufleute wohl auf eigene Faust losgefahren sein, und wo wäre die Macht gewesen, welche ihnen da hätte begegnen, welche ihnen das hätte wehren können? Also nicht die Freiheiten, welche sie sich verleihen ließen, können uns erfreuen, so hoch auch die darin ausgesprochene Anerkennung der deutschen Kaufmannschaft sein mag, sondern wir bedauern, daß sich die Deutschen auch hier in den Dienst anderer Mächte stellten. Denn dieser Dienst dauerte bekanntlich nur so lange, bis die fremden Nationen durch die Deutschen soweit herangebildet waren, daß sie der deutschen Mithülfe entbehren konnten. In dieser Indienststellung aber liegt bereits ein Symptom des Verfalls, es liegt in ihr die Thatsache eingeschlossen, daß die Weltgeschichte eine Wendung zu machen im Begriffe stand, die Wendung, welche Deutschland aus dem Mittelpunkt des Welthandels hinausschob und die Führerschaft den Romanen übertrug. Die Deutschen hatten nur mehr die Aufgabe, die Romanen zur Führung geschickt zu machen. So ist der Gang der Geschichte. Er hat seine Bedingungeu in sich selbst.

Janssen verbreitet sich nun über den Reichtum nnd die Schönheit der deutschen Städte. Er führt Stimmen der Zeitgenossen an, die unser Herz erfreuen. Aber auf Seite 365 begegnet uns eine gesperrt gedruckte Stelle. Wimpheling ergeht sich über die großen

Gefahren, welche der Reichtum mit sich bringt: Kleiderpracht, Üppigkeit, Schwelgerei, Gier nach immer größerem Besitz. „Diese Gier verweltlicht den Sinn der Menschen und artet in eine Verachtung Gottes, der Kirche und ihrer Gebote aus". „Am meisten Verbreitung finden die Übel dort, wo der Handel im Übermaß getrieben wird, einen allzu großen und leichten Gewinn abwirft, und immer neue Bedürfnisse im Volke anstachelt und befriedigt. Übertriebener Handel ist fürwahr ein zweifelhaftes Gut, besonders der mit kostbaren Luxusgegenständen für Nahrung und Kleidung". Wir sind weit entfernt davon, die Möglichkeit dieser Nachteile zu leugnen, aber die Vorteile des steigenden Wohlstandes zeigte uns oben Buckle: die Möglichkeit einer Wissenschaft. Die Nachteile aber, welche uns Wimpheling zeigt, treten immer da am krassesten auf, wo eben mit dem Aufschwung des Handels die allgemeine Bildung nicht gleichen Schritt hält, und diese wird am wenigsten da Schritt zu halten vermögen, wo man sich vor einer Verweltlichung des Sinnes der Menschen fürchtet. Der Romantiker Wimpheling steht sich also selbst im Lichte. — Janssen ergeht sich nun in der Schilderung dieser Zustände. Er geißelt den Kleiderluxus in den Städten und unter dem Adel, er weist auf die Modenarrheiten, deren rascher und vielfacher Wechsel für uns das sicherste Zeichen nationaler Entartung ist, uns zugleich aber die Behauptung Janssens von der Sorge der Kirche für Volksbildung etwas fraglich erscheinen läßt; er kommt auf den Verfall und die Verarmung des Adels zu sprechen, dessen Besitz nicht ausreichte, um mit den Geldmächten der Städte in äußerer Pracht und Luxus wetteifern zu können, der aber dennoch sich dieses äußeren Prunkes nicht zu entschlagen vermochte und also in Schulden und immer größere Schulden geriet. Von jener negativen Macht, deren sich die Entwicklung eines Volkes bedient, um überlebte Kräfte, die ihm im Wege stehen, beiseite zu schaffen, von jener Thatsache, daß hier das Bürgertum den Adel finanziell ruinierte, den es mit den Waffen positiven Lebens nicht hatte ruinieren können, gibt Janssen uns unbewußt und ohne den Kern der Sache zu erkennen, ein lebhaftes Bild. Daß diese gleiche Macht der Üppigkeit auch auf dem Lande bei der Bauernschaft zum Siege kam, wo man sich bisher der positiven städtischen Kultur gegenüber feindlich oder indifferent verhalten hatte, zeigt Janssen auch, aber auch hier sieht er die Notwendigkeit einer solchen Entwicklung

nicht, und doch wird stets das Leben selbst sich seiner negativen Mächte bedienen, um da einzudringen, wo man seinen positiven, fortbildenden Mächten eine ständische Abgeschlossenheit und Unnatur entgegensetzte. Janssen ist gezwungen, alle Symptome der Krankheit anzuführen, so die Üppigkeit in Stadt und Land, das erschreckliche Aufkommen des Branntweintrinkens, die Sittenlosigkeit, den Kindermord, deren Verbreitung er indeß den religiösen Wirren des sechszehnten Jahrhunderts zur Last legen möchte. Er mag darüber bei Knöpfler nachlesen! Bayern wird als die erhaltende Macht des Katholizismus gepriesen. Auf der Synode von Salzburg im Jahre 1562 sah man sich zu einer Beratung genötigt, deren Inhalt uns Knöpfler mitteilt. „Wie wohl den kirchlichen Organen strenge Strafeinschreitung zur Pflicht gemacht, waren kleine Kinder entweder durch Nachlässigkeit oder durch Schuld der Eltern oder Ammen erstickt worden, ist doch ‚dieses Verbrechen so gar gemein geworden, daß auch in einem kleinen Distrikt ein jar gar vil unschuldiger Kindlein erlegt und ersteckt werden'." So im katholischen Bayern, von dem Knöpfler nachweist, daß dort die Reformationsbewegung absolut nicht in der Weise und Ausdehnung Eingang gefunden, wie man bisher annahm. Aber die religiöse Verwilderung weist Knöpfler auch in Bayern nach, sie muß also etwas von der Reformation Unabhängiges gewesen sein. Und sie war es, denn nicht die Reformation, sondern die Nichtreformation, die Hemmung der reformatorischen Bewegung hat diese Verwilderung erzeugt. — Ein weiteres Symptom der Krankheit ist das Aufkommen der Juden, des Judenwuchers, dem Janssen nun einige Seiten widmet. Dieses Aufkommen der Juden, die „nicht herrschen durch größere Kraft, höheren Mut und höhere Tugend, sondern lediglich durch elendes von allen Seiten und mit allen Mitteln zusammengescharrtes Geld" (S. 381), ist uns ebenso ein Zeichen des nationalen Verfalls. Wo Aas ist, sammeln sich die Raben, wo Fäulnis herrscht, erscheinen die Maden, aber nicht Ursache, sondern Begleiterscheinung der Krankheit ist uns dies alles, einer Krankheit, deren Fortwuchern sich in der Janssenschen Darstellung nun Schritt für Schritt verfolgen läßt, so auch der Schritt weiter, den die Krankheit zu den Monopol- und Handelsgesellschaften machte.

Der natürliche Gang, für dessen Einzelheiten man bei Janssen die Belege finden wird, obgleich er diesen Gang selbst nicht zu verfolgen vermochte, ist kurz folgender. Der Aufschwung des Handels,

die Entdeckungen und vermehrten Fahrten machten die bisher kostbaren und teuern Waren gemeiner. Man bedurfte weiterer Konsumenten. Die fanden sich, wie sie sich immer finden werden, Verkauf und Konsum stiegen, aber sie überstiegen bald die Masse und Möglichkeit der Einfuhr. Die Nachfrage wurde größer als man trotz aller Anstrengungen zu liefern vermochte. Um die Masse der neuen Bedürfnisse decken zu können, hätte es einer weiteren Erschließung der neu entdeckten Länder wie der Verbesserung und Vermehrung der Verkehrs- und Transportmittel bedurft, dazu aber wäre wieder eine größere Kenntnis in der Verwendung der Naturkräfte nötig gewesen, und für eine solche hatte der geistige Vormund nicht gesorgt. Als nun die Nachfrage rasch sehr viel höher stieg, als die Möglichkeit der Deckung, kam es naturgemäß zur Teuerung der begehrten Artikel. Da man aber dieselben nicht mehr entbehren konnte und wollte, veranlaßte die lokale Teuerung eine allgemeine. Wenn ein Metzger für seine Gewürze bedeutend mehr zahlen muß, als bisher, wird er mit seinem Fleische in die Höhe gehen. Geht der Metzger in die Höhe, so der Bäcker, wenn dieser, der Viehhändler, der Landwirt u. s. w. Dazu kamen Mißernten und alle die Zufälligkeiten, mit denen der Handel zu rechnen hat, aber nicht zu rechnen vermag, wenn er selbst nicht fest geregelt, wenn er mehr ein Raubbauwesen ist. Es war nun auch natürlich, daß man den einmal erzielten Preis zu halten suchte, auch als die Einfuhr sich steigerte, die Ernten besser wurden, die Produktion sich wieder hob. Und da kam man auf das schöne Mittel, Geld zusammenzuschießen und aufzukaufen, um so die Konkurrenz zu beseitigen und in den Alleinbesitz einer Ware zu gelangen, So war man imstande, den Preis zu machen, und man that es. Wer sollte gegen dieses Raubwesen helfen? Das Reich? Janssen teilt uns Seite 389 mit, „die Geldmacht war stärker als die Exekutivgewalt des Reiches.“ Ja wohl, Exekutivgewalt! Mit Gewalt ist da überhaupt nichts zu machen. Denn habe ich das Geld, so kann ich ein Reich, das kein Geld hat, einfach aushungern. Auf was also kam es in letzter Instanz an? — Das Reich hätte eine Finanzmacht sein müssen, die größte und bedeutendste, welche imstande gewesen wäre, die Handels-Egoisten in seinen Dienst und nach seinem Willen zu zwingen, nicht durch papierene Beschlüsse, sondern durch die einzig obsiegende Macht der Finanzen. Also das Reich hätte eine Handels-

macht sein müssen, und das Reich war auf der Ackerbaustufe hängen geblieben. Es hatte den Wandel nicht mitgemacht, den die Städte inaugurierten, und so ward es genötigt, sich den Speer in die eigenen Eingeweide zu jagen, das Städteleben zu erdrosseln, damit seine negative Macht wieder Herrscherin werde. So kam es, so mußte es kommen. Karl V. hat die Exekutivgewalt im Janssenschen Sinne verwertet. Die erbärmlichste Zeit hat Deutschland erlebt, als es dem „Reich" gelungen war, die Macht der deutschen Städte zu brechen. Wir müssen also etwas tiefer graben, um zu quellendem Wasser zu gelangen. Die Krankheit wuchs. Janssen bestätigt uns das. Er erzählt von dem Raubbau in den Bergwerken, den Monopolgesellschaften, den Verfälschungen der Nahrungsmittel; alles das sind nur Folgen, Begleiterscheinungen der Krankheit. Sie drang weiter ins Volk. „Der Handwerker und Bauer thut sein Geld ein bei einer Gesellschaft oder einem Kaufmann; dis übel war in früher zeiten nit, es ist in zehn jahren gar gewachsen. Er vermeinet vil zu gewinnen und verlirt offt alles was er geben hat."

So eine Predigt aus dem Jahre 1515. (S. 393.) Die Folgen eines solchen Bankerottes zeigt Janssen an dem Fall Höchstetter in Augsburg, bei dem Bauern, Knechte und Mägde so gut wie andere ihr Geld anlegten. Dann geht er zur Darlegung der theologischen Anschauungen über. Als letzte Ursache erscheint ihm mit dem Prediger von 1515 die Verachtung der heiligen Kirche und ihrer Lehre, „als da ist vom eigentumb, von den arbeitten der menschen, von dem zinß und wucher und vom gebürlichen pfennig der waaren." (S. 396.) Wir erinnern uns hier seiner Einleitung. Da hieß es: „Tritt eine wesentliche Störung ein, überwuchert der Handel und der Handelsgeist die warenzeugende, wertschaffende Arbeit, und befördert er einen übertriebenen Luxus, so erfolgen für das Volk große wirtschaftliche und in Verbindung damit große sittliche Schäden, die dann ihrerseits vor allem das religiöse Leben verkränkeln und zerrütten." (S. 266.) Dort also war der kirchliche Verfall die Folge anderer Ursachen, nun macht Janssen den Verfall des religiösen Lebens zur Ursache des sittlichen und sonstigen Verfalles. Er dreht sich also im Kreise, und einen Ausweg aus diesem Kreise hat er nicht gefunden. Diese eigene Unklarheit trägt er nun in den Schluß seiner Abhandlung über Volkswirtschaft hinein. Es ist geradezu unglaublich, was dort an innerer

naiver Urteilslosigkeit zu Tage gefördert wird, zu Tage gefördert in einem Tone und mit Unterschiebung eines wissenschaftlich sein sollenden Piedestals, der nur theologischer Anmaßung entstammen kann, der Anmaßung eines Mannes, der in seinem Urteilsdusel doch von dem fanatischen Glauben umschwebt wird, das allein seligmachende Mittel in der Hand zu haben.

Wir müssen hier genauer zusehen, denn die Ursache der Krankheit wissen wir noch nicht. Janssen hat die Krankheit als Ursache des Verfalls und den Verfall als Ursache der Krankheit hingestellt. Zu solcher Erkenntnis hätte er es auch ohne so große Mühe bringen können.

„Alles Eigentum auf Erden gehört nach kirchlicher Lehre Gott allein. Wie Gott der Schöpfer aller Dinge ist, so ist er auch der einzige und ausschließliche Eigentümer derselben." — Wir könnten uns nun auf den radikalen Standpunkt stellen und sagen, die Privatansicht der Kirche kümmert uns nichts; wir könnten uns auch auf den naturphilosophischen Standpunkt stellen und sagen, die kirchliche Lehre sei nichts als eine mystische Verhüllung der einfachen Thatsache, daß die Natur die einzige Produzentin, aber auch zugleich die einzige Konsumentin ist und da jeder einzelne Mensch Mitproduzent ist, ist er auch Miteigentümer, aber alle diese schweren Fragen wollen wir beiseite lassen und Janssen auf das Gebiet der kirchlichen Lehre folgen. Da steht nun in der Genesis gleich zu Anfang etwas davon, daß der Mensch die Erde füllen und sich unterthan machen solle. Also ein Verzicht Gottes zu Gunsten des Menschen, der nun ausschließlicher Eigentümer ist. Und Janssen scheint uns auch da wieder beizustimmen, denn sechs Zeilen weiter redet er schon von dem „Eigentumsrecht des Einzelnen." Dann kommt wieder etwas anders: dieses Eigentumsrecht des Einzelnen ist kein unbedingtes, der Besitzer ist bloß Nutznießer seiner Güter, er hat „die Früchte seines Eigentums nach Möglichkeit wieder zum gemeinen Besten zu verwenden". Zum Beweise dafür dient Thomas von Aquin. „In der Ausübung letzterer Pflicht, zu geben nach seinem Vermögen, liegt die Ausgleichung zwischen Reichtum und Armut; die Ungleichheit der Güterverteilung findet darin eine innerliche Versöhnung." Das heißt also zu deutsch: „Gott schuf reiche und arme Menschen. Den letzteren gab er nichts, den ersteren alles; die letzten überließ er der Gnade der ersten, und den ersten

gab er nicht die Kraft, zugleich ihre Pflicht zu thun und nur ihre Pflicht, so daß die Armen hungern mußten bei dem Überfluß der Reichen." Wirklich ein erbärmlicher Gott, so erbärmlich, daß eigentlich sich nicht einmal ein Theologe die Mühe geben sollte, sich nach ihm umzuschauen. Aber dieser Gott ist ja nicht der Gott der Bibel, des Naturmythus eines Volkes, sondern er ist der Gott, den sich die Theologen zurechtgedrechselt haben, den sie nun mit ihren fadenscheinigen Lappen behängen, wie: „Die Unterstützung der Dürftigen, in welcher Form sie immer sich zeigen möge, ist darum nicht als eine bloße Thätigkeit christlicher Liebe anzusehen, sondern sie ist strenges Gebot." (S. 396.) Also ein Gebot! Und wo ist die Exekutivgewalt für den Fall, daß dieses Gebot nicht erfüllt wird? — „Mögen die Reichen bedenken," sagt Trithemius mit Berufung auf den heiligen Augustinus und Papst Gregor den Großen, „daß ihnen ihre Güter nicht anvertraut sind, um sie für sich allein zu genießen, sondern um sie gut zu verwalten als solche, die der Gemeinschaft der Menschen angehören. Indem sie den Dürftigen das Notwendige darreichen, geben sie denselben nur, was ihnen gehört." Was ihnen gehört? Janssen will aber von einem gemeinschaftlichen Besitz nichts wissen. Also Mitbesitz denn! Ich brauche 1000 Thaler jährlich für mich, habe aber 3000, die Herren X, Y, Z haben nur 700, brauchen aber 1000. „Also bitte Herr So und so, geben Sie uns von den 3000 Thalern heraus, denn sie gehören laut Trithemius uns." — Weiter! „Wird die Pflicht der guten Verwaltung der Güter, sei es bei Weltlichen oder Geistlichen, im Großen vernachlässigt, glauben die Reichen, sie wären die alleinigen Herren und Meister dessen, was sie besitzen, und gedenken sie der Dürftigen nicht als ihrer Brüder, so entsteht mit Notwendigkeit eine innere Zerrüttung des Gemeinwesens", d. h. es kommen dann meine „Brüder" X, Y, Z, und erinnern mich freundlichst an meine Pflicht. Dazu haben sie aber gar kein Recht, denn „falsche Lehrer und Bethörer des Volks gewinnen dann, wie es sich in Böhmen ereignet hat, gewaltigen Einfluß, indem sie dem Volke vorpredigen, die irdischen Güter seien gleichmäßig für alle da, und die Reichen müßten gewaltsam zur Verteilung der Güter gezwungen werden." — Also einerseits ein strenges Gebot! Wir fragen nach der Exekutivgewalt gegen Widerwillige und Pflichtvergessene. Die ist unbequem, sagen Trithemius-Janssen, die X, Y, Z haben kein Recht

zu fordern, wenn wir unsere Pflicht vergessen; wer ihnen dieses Recht zuspricht, ist ein falscher Lehrer und Bethörer des Volks. Und nun folgt der fromme Augenaufschlag der Scheinheiligen: „dann entstehen bejammernswürdige Zustände und Bürgerkriege: kein Eigentum wird geschont, kein Recht des Eigentums mehr anerkannt, und mit Fug können dann die Reichen sich über den Verlust der ihnen unrechtmäßig entzogenen Güter beklagen, aber sie mögen dann zugleich an sich die ernste Frage richten, ob sie auch in den Tagen der Ruhe bei der Verwaltung und Verwendung ihrer Güter das Recht des obersten Eigentümers, nämlich Gottes, anerkannt haben." — Wir wollen die Dinge in ihrem natürlichen Werden betrachten. Eine Verschiebung des Eigentums hat stattgefunden, und zwar so, daß die einen im Überfluß schwelgen, die andern hungern. Es muß also wieder eine Verschiebung stattfinden, und zwar geschieht dies meist in doppelter Art: erstens lehrt die Not, neue Quellen eröffnen; zweitens, da auch der Reichtum dieser neuen Quellen zunächst wieder in die Taschen der schon Reichen fließt, die Not der Armen also noch größer wird, muß eine Rückverschiebung stattfinden, welche diese Armen vor dem Verhungern rettet. Dafür gibt es zwei Mittel: entweder der Reiche depossediert sich selbst, es kommt zur wirtschaftlichen Reform, oder der Reiche ist hartnäckig und wird dann depossediert, es kommt zur Revolution. Im letzten Falle wird kein vernünftiger Mensch die Leute, welche zur Gewalt raten, als falsche Lehrer und Bethörer des Volkes hinstellen, denn sie wollen die Lebenskraft des Volkes erhalten, während die Orthodoxen sie ihm entziehen. Das Extrem, welches auf der einen Seite betreten wird, ist also nur ein Gradmesser für die Gewissenlosigkeit auf der andern Seite, d. h. die passive Gewalt wird an dem Maße der aktiven Gewalt, welche zu ihrer Bewältigung ins Feld geführt wird, gemessen, und diese ist um kein Haar verwerflicher als jene. Von Recht aber ist auf keiner Seite die Rede, denn Revolution ist die Aufhebung des rechtlichen Zustandes, die Revolution beginnt aber nicht erst mit dem Eintritt der aktiven Gewalt, sondern schon mit demjenigen der passiven, d. h. mit der Pflichtvergessenheit der Besitzer. Schon sie ist gleichbedeutend mit Aufhebung des rechtlichen Zustandes, der da beginnt, wo die Pflicht auf der einen Seite und damit das Recht auf der andern Seite negiert werden, wo dort das Wörtlein „Gnade", hier das Wort „Almosen" auftaucht. Die

Exekutivgewalt ist also da, und mag man sie leugnen oder unbequem finden, sie wird erscheinen und zu handeln beginnen, sobald die Rechtlosigkeit von der einen Seite eingeleitet worden ist. Wie aber läßt sich ein solcher Zustand vermeiden? — Nur durch Vernunft! Es helfen da keine kirchlichen und mystischen Lehren, sondern das Vernunftrecht will anerkannt und gehandhabt sein. Auf der einen Seite muß die Vernunft so groß sein, daß man einsieht, daß Menschen nicht zum Verhungern geboren wurden, auf der andern Seite muß die Vernunft so groß sein, daß man einsieht, wie Gewaltthat nicht ein Vernunftgesetz, sondern ein Schlag ins Gesicht der Vernunft ist. Also nur Belehrung, Aufklärung auf beiden Seiten kann helfen, und wenn die Not es dazu bringt, war sie kein Schaden, sondern ein Segen für die Volksentwicklung. Belehrung und Aufklärung! Denn die Erde gehört den Menschen, und kein Gott hilft uns, wenn wir uns nicht selbst helfen. „Falsche Lehrer und Bethörer des Volkes" — sie sind ein Produkt der Not. Aber die Not lehrt auch Wahrheiten, und mögen diese noch so bitter schmecken, wir haben sie anzunehmen. Wo aber die Not in dieser Weise auftritt, wie es Trithemius schildert, da ist etwas versäumt worden, versäumt an der Belehrung und Aufklärung des Volkes, das nun den „falschen Lehrern" zufällt, die ihm ein Brod, wenn auch ein nur halbgebackenes, bieten, während die Pharisäer ihm Steine reichen und über jammervolle Zustände klagen. Es liegt an dem gestörten Wachstum überall. Die alten Lehrer sitzen fest und kramen ihre alte Weisheit aus, und der junge Nachwuchs vermag sich nicht zu gedeihlicher Kraftentfaltung zu entwickeln, so schießen seine Kräfte ins Wilde. Das geistige Wachstum des Volkes ist gehemmt, weil die Führer sich seiner nicht mehr erinnern, und statt auf das Leben und seine Bedürfnisse zu sehen, nur Sinn für ihre Folianten und schimmeligen Weisheiten haben. Wir haben das ja gesehen bei der Darstellung des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland. Die Theologen herrschten und dem Volke that anderes not, als Theologie. Darum fiel es der wilden Jugend zu. Es wählte sich seine Führer aus dem Kreise der Schwärmer und Ideologen. Es ist immer so und wird immer so bleiben, — bis die Vernunft mit ihrer Herrschaft durchgedrungen ist. Die Geschichte lehrt, aber sie lehrt etwas anderes, als der Theologe Janssen lehrt. Hören wir weiter:

„Die kirchlich-kanonistische Lehre vom Eigentum war in allem Wesentlichen auch die Lehre des vom kirchlichen Geiste durchdrungenen deutschen Rechtes." Wir könnten gerade so gut sagen: die deutsche Rechtsauffassung vom Eigentum war in allem Wesentlichen auch die Lehre des vom deutschen Geiste beeinflußten kirchlichen Rechtes, und ich glaube sogar, wir können dies nicht nur gerade so gut sagen, sondern wir müssen es sogar sagen, denn was am deutschen Rechte lebendig war, stammte aus deutschem Leben und was toter Formalismus war, wurde uns von den Romanisten zugebracht. Sicher aber ist, daß der feste römische Rechtsbegriff vom Eigentum durch das Flutende der germanischen Rechtsauffassung aufgelöst wurde und der Begriff „Eigentum" erst mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts ein inhaltlich fest begrenzter wurde. Dieser Auflösungsprozeß spiegelt sich denn auch in den verschwommenen kanonistischen Lehren wieder, die, wie wir sahen, einerseits kommunistische Rechtsbegriffe einer älteren kulturellen Zersetzungsperiode mit andrerseits jugendlich-naiven und patriarchalischen Anschauungen untermischte. — Wir machen ferner darauf aufmerksam, daß Janssen, wie er oben vom christlich-germanischen Baustil redet, so hier vom christlich-germanischen Recht, und was wir oben von dieser Gegenbewegung des Christentums und Germanentums sagten, gilt in gleicher Weise auch hier. Das kanonische Recht war ein Eindringling, der zurückgewiesen werden mußte, da der Prozeß der Gegenbewegung nur so zu einem fruchtbaren Ergebnis zu gelangen vermochte, wenn es zu einem christlich-germanischen Rechte kam. Die aufdringlichen Versuche aber des kanonischen Rechtes, sich als allein herrschend in Deutschland einzuführen, riefen von der weltlichen Seite das Bestreben wach, sich nach Hülfe umzusehen, es handelte sich darum, aus der mystisch-religiösen Denkweise in die verstandesmäßige überzuleiten, und da bot sich als Führer das römische Recht. Im Kampfe des römischen Rechtes aber mit dem kanonischen ging die christlich-germanische Rechtsentwicklung in Scherben. Der Kampf zweier fremden Rechte entzog unserer Rechtsentwicklung die zu ihrem Wachstum unbedingt notwendigen Kräfte. Zunächst ist es darum auch nicht auffallend, wenn sich Übereinstimmungen des kirchlichen Rechtes mit dem deutschen vorfinden, denn das Denken des Volkes bewegte sich, als diese Rechte gebildet wurden, in der religiösen Sphäre. Das religiöse Denken aber ist, wie schon betont, an eine bestimmte Alters- und

Kulturstufe des Volkes gefesselt. Überschreitet das Volk diese Stufe, muß es zu einer Fortbildung aus dem Mystischen zum Verstandesmäßigen auch im Rechte kommen. Und so wird es uns klar, daß, wenn „das deutsche Recht ebenfalls von der Anschauung ausging, daß das Eigentum ein von Gott verliehenes Lehen sei und ein durch dessen Gebot geschütztes Recht, wenn darum auch jeder einzelne Besitzer als vor Gott verantwortlich für die Verwaltung des ihm gewordenen Lehens galt", dieses Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott gleichzeitig mit dem Erlöschen des religiösen Denkens abhanden kam. Die Verantwortlichkeit selbst ward vergessen, d. h. das Kind ward mit dem Bade ausgeschüttet, und wenn wir nun fragen, auf wen denn das Recht, Verantwortung zu fordern, hätte übergehen sollen, so antworten wir immer wieder: die Vernunft. Die aber fehlte, denn für deren naturgemäße Entwicklung hatte der kirchliche Vormund nicht zu sorgen für nötig gefunden. — Nur im Vorbeigehen möchten wir an die einstige Existenz eines altgermanischen Sonnenlehens erinnern. Bestand ein solches schon vor der christlichen Ära? — Der Beweis dieser Thatsache würde jedenfalls ein schöner Beitrag zur psychologischen Entwicklung einer Volksnatur, der Fortbildung des Gottesbegriffes aus der Naturreligion zum Anthropomorphismus sein. Daß das Sonnenlehen später identisch ward mit dem Gotteslehen, ist bekannt, aber ob es nicht auch ein Überbleibsel aus der germanischen Naturreligion ist, darüber habe ich bis jetzt keine Nachricht gefunden.

Janssen führt nun eine Reihe christlich-sittlicher Grundsätze aus verschiedenen Schriftstellern an, von denen wir der „christlichen Ermahnung" das Wort geben: „Arbeiten heißt Gott dienen nach seinem gebott, und darum sollen alle arbeiten: die einen mit der Hand uff dem felde, im Hauß und in der werkstat; die andern in gelertheit und kunst; noch andre als regenten des volks und sunstige oberkeit; andre im krieg zum schutz des landes; wiederumb andre als geistliche Diener Christi in den Kirchen und Klöstern; noch andre durch das Gebet allein zur ere und lobpreisung gottes und umb Gott abzebitten die sünden der menschen. Solche Arbeiter, die beten tag und nacht, sint vil not, und solt du nit meinen, das sie müssig gehen, denn die arbeit des gebettes ist eyn gar fruchtbare arbeit und tut allen not, insunderheit dir, wenn du selbs wenig betest. Wer aber müssig gehet,

ist ein verächter der gebotte Gottes und ist nit wert, daß er esse von den früchten der erde und der menschen, denn wir alle sollen arbeiten und unser Brod verdienen in eren, wie es auch sei." (S. 398.) Tertullian sagt einmal: „keinem schadet oder nützt die Religion eines andern", und das ist sehr wahr. Janssen und der Verfasser von „Eyn christlich ermanung" sind andrer Ansicht. Aber das Gebet eines andern macht mich nicht frömmer, und da es dies nicht thut, könnte sich der andere, der Tag und Nacht betet, wohl einige Ruhe gönnen, er könnte vielleicht sogar etwas arbeiten bei seinem Gebet, denn diese Sophisterei von der Arbeit, die nur im Beten besteht, ist mit eine Ursache des Verfalls der Klöster gewesen, wie es der Müßiggang, ob nun bei diesen oder jenen Ideen, stets gewesen ist. Von einem Maler will man Bilder sehen, und wenn er keine Bilder mehr fertig bekommt vor lauter Ideen, mit denen er die Straßen auf- und abwandelt, so nennt man einen solchen „Maler" einen Bummler. Der gute Mann hat es für notwendig gefunden uns zu versichern, daß solche Leute nicht müßig gehen, während er das nicht einmal bei den geistlichen Dienern Christi in den Kirchen und Klöstern that. Man vergleiche aber einmal die Leute jener Zeit mit ihren Vorfahren in den Kirchen und Klöstern, man denke einmal an die Arbeiten der Benediktiner zurück, an die mächtigen Kulturarbeiten der Cisterzienser und Prämonstratenser, und wenn man bei diesem Vergleiche auch nur annähernde Analogien zu finden weiß, müssen wir gestehen, daß die Kleriker jener Zeit arbeiteten, während wir sie so mit den allerwenigsten Ausnahmen für die erbärmlichsten Faulenzer erklären müssen, die jemals auf Erden herumgelaufen. Welche Arbeiten von diesen Leuten geleistet wurden, das kann man bei den Visitationen und Reformationsversuchen, wie sie z. B. seit dem Konstanzer Konzil bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Bayern stattfanden, genugsam erfahren. Wir wollen sie darum nicht anklagen, denn über ihre Erziehung, Natur und Umgebung vermochten auch sie nichts, aber wenn man Verfallsstudien machen will, so findet man Material genug bei diesen „Dienern Christi in Kirchen und Klöstern".

Diesen christlich-sittlichen Grundsätzen gegenüber muß Janssen nun konstatieren, daß sie vielfach und immer mehr außer Beachtung kamen. Er bestätigt damit nur, daß sie für das damalige Denken ihre zwingende Kraft verloren hatten; es mußte zu neuen sittlichen Grund-

sätzen kommen, und solche schöpft man nicht aus der Luft, sondern sie werden vom Leben langsam und allmählich gebildet. Indem nun aber Janssen seine Autoren solche Grundsätze aufstellen läßt, geht er wieder den umgekehrten Weg. Sind die religiösen Schäden Folgen der sittlichen, und diese wiederum die Folgen anderer, mehr materieller Schäden, wie uns dies Janssen in der Einleitung gezeigt hat, so mußten die Reformatoren auch nicht mit der Aufstellung neuer oder alter sittlichen Grundsätze beginnen, sondern sie mußten an der materiellen Basis zuerst anfassen und die Lebensgesundheit wieder zu erzeugen versuchen. Gerade dieser Arbeit zeigten sich die sogenannten geistigen Führer, da ihnen „reale" Kenntnisse nicht waren mitgegeben worden, sondern ein aus Antike und Kirchenlehre gemischtes Ideal, ein „abgeschlossenes Ganze", nicht gewachsen.

Auf einen andern, sehr bedeutsamen Punkt haben wir nun aufmerksam zu machen: die Grundverschiedenheit und Gegensätzlichkeit in den von Janssen angeführten Ansichten. „Nur die Arbeit schafft Anspruch auf die Güter der Erde"; „Arbeiten heißt Gott dienen nach seinem Gebot"; Arbeit ist Pflicht, sagen die einen; „der Mensch wird zum Arbeiten geboren, wie der Vogel zum Fliegen", also die Arbeit ist des Menschen Natur, sagen die andern; wieder ein anderer nennt die Arbeit „das unausweichliche Joch der Strafe", „eine Last", und auf der folgenden Seite (S. 401) erscheint sie als „freie That und sittliche Pflicht". Janssen redet natürlich überall mit, er merkt es nicht, in welcher Konfusion er sich bewegt. Wenn die Arbeit ein Joch ist, kann sie keine freie That mehr sein, wenn sie eine Last ist, eine Strafe, ist es mit der sittlichen Pflicht zu Ende, wenn sie des Menschen Natur ist, ist sie weder ein Joch noch Last, noch freie That, noch sittliche Pflicht, sondern einfach die Erfüllung einer Naturnotwendigkeit. Was ist also die Arbeit? — Sagen wir einmal, sie sei Naturnotwendigkeit. Naturnotwendigkeit ist aber auch die Ruhe, d. h. die Negation der Arbeit. Im gesunden Leben lösen beide einander ab. Im kranken Leben hört die Arbeit auf, der Mensch verfault, er verliert immer mehr die Möglichkeit der Existenz. Ich kann mich für Arbeit oder Müßiggang entscheiden, sagen die Lehrer vom freien Willen; wir sagen, nein, wir können das nicht. Der gesunde Mensch kann sich nicht für Müßiggang entscheiden, er verlangt nach Arbeit und Bethätigung seiner Kraft, und der kranke Mensch kann sich nicht für

Arbeit entscheiden, weil ihm die Kraft zu einer Bethätigung fehlt. Also wo Müßiggang ist, ist schon Krankheit, und wenn das schöne Sprüchwort sagt: Müßiggang ist aller Laster Anfang, so können wir sagen, der Anfang liegt weiter draußen, er liegt in der Krankheit, er liegt an dem Punkte, wo eine vorhandene Kraft von ihrer natürlichen Entwicklungsbahn abgedrängt und damit zur Selbstnegation, zur Verkümmerung gebracht wurde. Also für den Kranken ist Arbeit eine Last, ein Joch, aber sie wird es auch für den gesunden, wenn das zugeteilte Arbeitsmaß den natürlichen Kraftvorrat übersteigt, d. h. wenn dem ermüdeten, schon Ruhe bedürftigen Körper noch ein Mehr von Arbeit auferlegt wird. An diesem Punkte erst könnte man vielleicht davon reden, daß die Arbeit zur freien That, zur sittlichen Pflicht wird, diese Anschauungsweise kann aber erst auf einer weiteren Kulturstufe zur Geltung kommen, wo der Jochbegriff aufgehört und die Vernunfterkenntniß eingesetzt hat, die Erkenntnis, welche mir sagt, daß die Verrichtung der Arbeit wichtiger ist, als die Erhaltung meines Wohlbefindens und meiner Gesundheit. Wir stehen also auch hier vor einer Verschiedenheit der Urteile, welche aus der Verschiedenheit der Kulturperioden herrührt, denen die einzelnen Urteile entstammen. Das jüdische Volk war bereits aus der natürlich gesunden Sphäre in die der Krankheit eingerückt, als es die Sage von dem für die begangenen Sünden auferlegten Joch erfand. Diese kranke Lehre nun ward mit ins Christentum hereingeschleppt und erfuhr hier einen unaustilgbaren Widerspruch. Janssen erzählt uns nämlich, daß das kanonische Recht der Schutz der Arbeit, ihrer Weihe und Würde war, er erzählt uns ebenso, daß das deutsche Recht der Arbeit Ehre und Schutz gewährte. Damit war die jüdische Lehre von dem Strafjoch unhaltbar. Dort ward die Arbeit als in der Natur des Menschen bedingt anerkannt, man erkannte, daß Arbeit zum Glück führe, und da jeder sein Glück will, wird jeder, der solches erkannt hat, arbeiten. Aber die aufgenommene jüdische Lehre wirkte nach. Sie verwischte die Erkenntnis immer wieder, sie verwischte sie bis auf den heutigen Tag. Denn hier standen die Erkenntnisse zweier verschiedener Volkscharaktere einander gegenüber, ein europäisches und ein asiatisches, und beide repräsentierten wieder zwei von einander sehr verschiedene Kulturperioden. Betrachten wir uns das kleine jüdische Land, so erkennen wir sofort, daß hier ein rasch zahlreich gewordenes Volk ebenso rasch

von der Viehzucht, die an den Hängen des Libanon möglich war, und vom Ackerbau, den nur das nicht sehr große Jordanthal gestattete, zu einer andern Kultur fortschreiten mußte, um sein Dasein zu fristen. Denn hinter diesem Lande lag die Wüste, aber vor ihm lag das Meer. Städte und Handel — das war die natürliche Bestimmung dieses Volkes, und sie wurde ihm zur Natur. Von einem solchen Volk, welches in der Periode harter Arbeit, in der Ackerbauperiode, nicht lange verweilte, können wir uns denken, daß es einen Mythus erfand, der diese Arbeit als Joch, als Strafe bezeichnete. Das Gegenteil in der Beurteilung der Arbeit wird aber bei einem Volke der Fall sein, dem eben der Ackerbau eine lange Zeit nicht nur einzige sondern auch reichliche Ernährerin blieb. Es wird sich von den in dieser Zeit aufgesogenen Anschauungen ebenso schwer und langsam zu trennen vermögen, als jenes sich rasch von ihnen trennte. Es ist also der Gegensatz einer durch eine theoretische Lehre festgehaltenen Anschauung zu einer von einem jugendlich kräftigen Leben erzeugten, welcher jenes Janssensche, canonische Chaos der Urteile veranlaßt hat. Und wenn nun Janssen weiter erzählt, daß „unter den körperlichen Arbeiten dem canonischen Recht keine höher stand, als der Betrieb der Landwirtschaft", so sagt er uns damit zugleich, daß dieses Recht einer Ackerbauperiode entstammt; und wenn „die Kirche eine wirtschaftliche Entwicklung, in der das Volk von der schlichten Beschäftigung des Ackerbaus massenhaft in die industrielle Thätigkeit gezogen wird, für nicht gesund erachtete" (S. 405), so gilt das uns als Beweis dafür, daß die Kirche ihre Anschauung von einem ackerbauenden Volke hernahm, daß aber diese Anschauung ebenso hinfällig werden muß, sobald dasselbe Volk weiterwächst aus der Kultur der Ackerbauperiode heraus in diejenige industrieller Thätigkeit und Wissenschaft. Damit stimmt überein, daß die Kirche dem Handwerk noch hold war, aber der Handel „in geringerer Gunst stand". Dem entspricht es ebenso, wenn Thomas von Aquin den vollkommeneren Staat da sieht, wo nur mäßig Handel getrieben wird, wenn er meint, „der würdigere Staat sei der, der aus eigenem Territorium Überfluß habe, nicht aber der, der durch die Kaufleute zum Überfluß gelange." Nun, das ist eben eine Anschauung, die sich aus dem Kulturstadium erklärt, welches damals Europa zum großen Teil noch einnahm, aber es ist keine Ansicht, die Allgemeingültigkeit besitzt. Ein Land kann zehn Millionen

ganz gut aus eigenen Erzeugnissen ernähren, bei zwanzig Millionen wird der Handel einsetzen müssen, die industrielle Thätigkeit muß Waren schaffen, die man gegen Nahrung eintauschen kann, bei fünfzig Millionen wird schließlich der Ackerbau ganz aufhören, und Handel und Industrie das absolute Übergewicht erlangen. Deshalb allein braucht aber ein Volk noch nicht krank zu sein oder krank zu werden, aber die Gefahr liegt nahe, daß man sich die Not über den Hals kommen läßt, daß man nicht in die Zukunft schaut, sondern nur die Gegenwart, oder gar die Vergangenheit betrachtet, daß man, statt sich von der Notwendigkeit zu Neuem lenken zu lassen, am Alten hängen bleibt und es der Not überläßt, sich selbst für einige Zeit wieder aufzuheben. So machten es die Leute, die mit dem großen Sterben rechneten; so machten es die Theologen, als sie das Volk mit Lehren aus der Ackerbauzeit drangsalierten, welches aus der Ackerbauperiode hinauszuwachsen im Begriff stand. Die kirchliche Lehre, daß man vor allem dafür zu sorgen habe, daß ein Volk ein Bauernvolk bleibe, war eine grundfalsche, sie war der Entwicklung des Volkslebens gegenüber eine absolut reaktionäre und verwerfliche, welche, in die Praxis übersetzt, das Leben, die gesunde Entwicklung dieses Volkes notwendig beeinträchtigen und gefährden mußte.

Und nun müssen wir eine Thatsache ins Auge fassen, von der wir allerdings bei Janssen nichts vernehmen, die er selbst nicht entfernt zu streifen vermochte, weil ihm der Theologe im Wege stand. Das deutsche Volk war ein Bauernvolk, in früherer Zeit ausschließlich. Friedrich Barbarossa ging nach Italien, um die Städte zu bekriegen. Die Lombardei sollte wieder ein deutsches Bauernland werden. Das ging nicht. Friedrichs Plan fiel ins Wasser. Das zerstörte Mailand erhob sich mächtiger als zuvor, ebenso erstarkten Genua, Venedig und die vielen prächtigen Städte Ober- und Mittelitaliens. Italien blieb ein Städteland und ward es mehr, als je zuvor. Aber auch in Deutschland setzte die städtische Entwicklung mit aller Macht ein. Nach dem Abgang der Staufer übernahmen die Städte die thatsächliche Führung des deutschen Lebens. Italien war voran, Deutschland folgte. Der alte Boden ward verlassen, auf dem einst Kaisertum und Papsttum ihren Machtbau aufgeführt. Es wäre nun sehr schön gewesen, wenn Kaisertum und Papsttum dieser neuen Entwicklung Rechnung getragen hätten. Die Kirche machte einmal Miene dazu, als sie die Städteorden der Franziskaner und Dominikaner sanktionierte, sie machte ferner Miene dazu, als sie

sich zum größten Finanzetablissement Europas umzubilden versuchte — sie handelte bekanntlich mit allem Heiligen und Unheiligen —, ja sie machte noch ferner Miene dazu, als sich das Papsttum der Freigeisterei ergab und Päpste erschienen, die an etwas ganz anderes glaubten und dachten, als an Gott und die Statthalterei Christi. Nur ein Umstand war, wo sie keine Umbildung mit sich vorzunehmen vermochte — mit der Grundlage auf der sie ruhte, mit dem Fundament einer Bauernbevölkerung und Bauernkultur, das sie einstens getragen. In dem Augenblick, wo sie zuließ, daß städtische Gedanken und Ideen, städtische Kultur aufs Land hinauswanderten, in dem Augenblick war dieses Fundament erschüttert, es zerfiel. Die natürliche Entwicklung suchte diesen Gang. Individuell und territorial — so hießen die Mächte, welche seit dem Ablauf der Kinderzeit in Deutschland ans Ruder traten. Damit war das Universalregiment des Kaisers und Papstes unmöglich. Wir haben also die Kirche in einem furchtbaren Dilemma: einerseits vermochte sie sich der in Italien emporblühenden städtischen Kultur nicht zu entziehen, alle ihre äußeren Hantierungen gerieten nach dem Geist dieser Kultur, andererseits mochte und konnte sie auf ihre alte Grundlage nicht verzichten. Es war also die Frage: entweder die Entwicklung der Völker, die nationale, territoriale und individuelle, bricht sich Bahn und drängt das Papsttum zurück, zwingt es, sich als reines, italienisches Fürstentum zu etablieren, das nichts weiter zu bedeuten hat, als alle die anderen individuell emporgeschossenen Mächte, das ferner jeden neuen und höheren Anspruch durch eine neue und höhere Kulturthat zu rechtfertigen hat, oder die Kirche hält die nationale, territoriale und individuelle Entwicklung der Völker zurück, verzichtet auf ihr individuell italienisches Gebilde und bleibt als Königin der universalen europäischen Bauernschaft an der Spitze. In dem letzten Falle hört sie natürlich auf, für die Fortentwicklung Europas eine pfadfindende Macht wie einstens zu sein, sie wird konservativ und reaktionär und stellt sich jedem Versuche einer Fortentwicklung in den Weg. Nur so konnte sie aus dem Dilemma wieder hinaus, in das sie geraten.

Sollen wir nun von einer Entartung der Kirche reden, als sie, bei der der Handel in geringerer Gunst stand, sich zum größten Handelsgeschäft auf Grund einer stärkeren Volksentwicklung umzuwandeln suchte, oder sollen wir von einer Entartung reden, als sie sich refor-

mierte und zur reaktionären Bauernkirche wurde? Jedenfalls ist das eine sicher, daß der innere Zwiespalt, in den die Kirche geriet, seitdem sie eine national-kulturelle Entwicklung im Papsttum mitmachte und andrerseits doch ihre universalen Ansprüche nicht fahren ließ, seitdem sie einerseits die städtischen Kulturbahnen betrat und andrerseits doch an ihren Dogmen aus der Bauernzeit unerschütterlich festhielt, auf die Entwicklung des Abendlandes in der furchtbarsten Weise eingewirkt hat. Alles geriet aus den Fugen, alle sittlichen Kräfte kamen ins Wanken, keiner wußte mehr, woran er sich halten sollte, vom obersten bis zum letzten ihrer Diener schwankte alles zwischen einem unverständlich gewordenen Dogma und der natürlichen Entwicklung der Völker. Von diesem großen, wirklich weltbewegenden Prozesse erzählt uns Janssen nicht ein Wort; er erzählt uns von den Rezepten dieses oder jenes sittlichen Bauerndoktors, aber von den Katastrophen, welchen die Kirche selbst und immer mehr und mehr ausgesetzt war, sagt er uns keine Silbe. Wer hat das deutsche Volk und Leben krank gemacht? Wir fragen nun danach, denn Janssen weiß es nicht. Versuchen wir, die Antwort zu geben!

Die erste Erschütterung der germanischen Elemente erfolgte durch die Römer. Aus denselben gingen die germanischen Stämme hervor, wie sie noch heute bestehen, die Franken, Schwaben, Bayern und Sachsen. Sie traten in ein positives Leben. Der zweite Wandel erfolgte durch die Einführung des Christentums. Die Kirche war gleichsam die Amme, welche die jungen Sprößlinge groß zog. So lange diese Amme selbst sich von den Erzeugnissen des germanischen Lebens nährte, war sie imstande, dem jungen Wesen eine gedeihliche Nahrung zu spenden. Wir finden das weitgehendste Entgegenkommen von seite der Kirche dem germanischen Gemütsleben gegenüber. Der Wechsel trat ein, als das romanische Element sich um das Leben der Kirche zog und dieselbe aus ihrer fließenden Universalität hinaushob, sie mehr und mehr in sein Wesen und Sein hineinzog. Da begegnen wir dem ersten großen Konflikt. Der unter Heinrich III. gewagte Versuch, das Leben der Kirche im Flusse und in engster Verbindung mit dem germanischen Leben zu erhalten, scheiterte. Cluny eroberte den päpstlichen Stuhl, der romanische Gegenstoß erfolgte, er ward siegreich unter Gregor VII. Aber zwei große Veränderungen hatten sich dabei ergeben: das Papsttum hatte sich verbündet mit dem

italienischen Städtetum, d. h. dem Teile des italienischen Volkstums, welches der neuen individuellen Kulturentwicklung Bahn brach und die Führung des italienischen Lebens übernahm; die Sachsen waren andrerseits in den schroffsten Gegensatz zu dem mit der romanischen Kultur vermittelnden Frankentum geraten. Die sächsische Entwicklung zog sich auf sich selbst zurück und ging wieder ihren eigenen Weg. Der Konflikt der Staufer mit den Städten Italiens und dem Papsttum war die Folge eines zweiten Versuches, die Kultur Europas nach der Mittellinie des deutschen Westens zu vereinen. Der Versuch mißlang abermals. Das Sachsentum im Osten, das Romanentum im Westen und Süden lehnten diese Vereinigung ab. Die Gegensätze blieben unvermittelt neben einander bestehen, sie drängten zur individuellen Entfaltung.

Da trat eine neue Macht auf, die Macht des deutschen Bürgertums, welche bestimmt schien, die gescheiterte Vereinigung dennoch zu ermöglichen. Auf romanischer Grundlage beruhten die Städte des Rhein- und Donauthals, auf rein germanischer Grundlage erwuchsen die Städte Mittel- und Niederdeutschlands. Es war ein Gegensatz von der Natur geschaffen, aber dieser Gegensatz schien durch eine gleichartige Ausgestaltung kultureller Interessen vereinbar. Nur darauf kam es an, ob diese Entwicklung ungehemmt sich zu entfalten vermochte, ob sie imstande war, sich langsam und stetig über das ganze deutsche Leben zu verbreiten und ihm eine neue Lebenshaltung zu ermöglichen. Und da finden wir dieser Entwicklung gegenüber verschiedene Hemmnisse. Unter Rudolf von Habsburg lenkte die deutsche Entwicklung in deutsche Bahnen zurück. Er betrat den Weg der Kolonisation im Südosten wieder. Sein Nachfolger Adolf sah sich genötigt, den gleichen Weg von Meißen und Thüringen aus einzuschlagen. Albrecht I. versuchte eine Auseinandersetzung und ein Zusammengehen mit den deutschen Städten den Mächten gegenüber, welche die Entwicklung Deutschlands von ihrer Bahn gegen Osten abzuziehen und im Westen, im Verbande mit der romanischen Entwicklung festzuhalten suchten, er verbündete sich mit den Städten gegen die rheinischen Kurfürsten. Da umfaßte der Romanismus Deutschland von andrer Seite. Er warf seine Vormächte nach Ungarn und Böhmen. In Ungarn ließ sich der Vorposten nicht halten, aber auf slavischem Boden gedieh er. Die luxemburgische Dynastie trat in den Dienst der Krone Frankreichs

und des mit Frankreich verbündeten Papsttums. Dem gegenüber sah sich Ludwig der Bayer um so energischer in die alten deutschen Bahnen zurückgedrängt. Er vereinigte sich mit den deutschen Städten, betrat in Brandenburg den alten Weg deutscher Kolonisation nach dem Osten, schloß ein Bündnis mit England und drängte durch all diese Schritte selbst die Kurfürsten zu einer nationalen That: sie erklärten die Unabhängigkeit des deutschen Kaisertums vom Papsttum. Deutschland in den Dienst des Romanismus zurückzuzwingen, das war das Bestreben der Gegenmächte, Frankreichs und des Papsttums. Die Versuche Ludwigs des Bayern scheiterten. — Karl IV., der Böhmen-Luxemburger, stand auf anderem Boden. Wenn jener romanische Plan, Deutschland seinem Selbstleben zu entziehen, gelingen sollte, mußte einer Macht entgegengetreten werden, welche bisher der deutschen Entwicklung ihre Richtung und innere Kraft gegeben hatte, dem Städtetum, und Karls IV. Politik führte denn auch glücklich oder unglücklich zum ersten deutschen Städtekrieg. Die Städte gingen aus diesem Kriege nicht siegreich hervor, und ein Umstand fällt uns sofort ins Auge: jenes Weiterwachsen städtischer Kultur über das ganze Volk war gehemmt. Die Fürsten auf der einen, der Adel auf der andern Seite verlegten ihr immer erfolgreicher den Weg zu einer gesunden Fortentwicklung. Die deutsche Entwicklung ward mit dieser Hemmung der städtischen Entwicklung zur Einseitigkeit und der dann folgenden Zersplitterung gedrängt. Das zeigte sich nicht überall sofort, denn gesundes Leben hat in sich selbst die Kraft einer Fortentwicklung bis zu dem Punkte, wo das natürliche Maß dieser Kraft erschöpft ist. Hätte aber die städtische Entwicklung, wie ihr natürliches Streben war, in den breitesten Volksschichten Wurzel zu fassen vermocht, hätte sie den Weg zum Bauerntum gefunden und gestützt auf diesen Kraftfond das deutsche Fürstentum, den deutschen Adel, das deutsche Königtum wiederum in den Dienst der deutschen Entwicklung gezwungen, jenes einseitige Auswachsen des Bauerntums zu Übermut, Borniertheit und Rohheit, des Bürgertums zur egoistischen Kirchtumspolitik, zu Luxus und Schwelgerei, des Adels zum Raubrittertum, des Fürstentums zu teritorrialer Sonderung und zum Absolutismus, des Königtums zu territorialer und familiärer Einseitigkeit und universaler Überspanntheit wäre vermieden worden, denn eine selbstlebende deutsche Kultur hätte sich befruchtend und verbindend zwischen diese Einzel-

glieder gezogen und sie mit ihrem mächtigen Blutstrom zu einem großen Gesamtleben verbunden, welches imstande war, seine selbständige Fortentwicklung auch fremden Mächten gegenüber zu wahren. Es sollte nicht so sein, konnte nicht so sein, seitdem das Papsttum in den Dienst der Krone Frankreichs getreten, seitdem sich das Romanentum mit dem Slaventum gegen Deutschland verbunden. Trotzdem schritt die deutsche Entwicklung einstweilen, von der innern Kraft des deutschen Bürgertums getragen, positiv fort, sie schritt bis zu dem Punkte fort, wo der Gedanke sich verwirklichen zu wollen schien, ein Konkordat mit dem Papsttum für Deutschland zu errichten, also die deutsche Entwicklung mit der kirchlichen unter Rücksichtnahme nach beiden Seiten zu vertragen. Diesem Konkordate aber sprangen die mittlerweile erstarkten Einzelmächte vor. Das deutsche Konkordat blieb ein frommer Wunsch, das österreichische und brandenburgische wurde Thatsache. Auf diesem Wege nun folgten die andern Fürsten mit gleichen Bestrebungen. Die Folge der abermaligen Infragestellung der deutschen Gesamtentwicklung war der zweite Städtekrieg. Er führte wieder keine Entscheidung herbei, sondern bestätigte nur von neuem, daß die städtische Entwicklung auf sich selbst beschränkt, also auf den Aussterbeetat gesetzt blieb. Und nun noch einmal infolge dieses Zurückwerfens auf das eigene Leben ein mächtiges Aufflammen dieses Lebens des deutschen Bürgertums, dann ein Absterben und Erlöschen, ein Zerfall des ganzen deutschen Lebens. Wer also hat das deutsche Leben krank gemacht? Wohl der, der ihm die Bahn zu einer gesunden Fortentwicklung verlegte. Und da steht an der Spitze das mit seiner eigenen Grundlage in Konflikt geratene Papsttum, das Papsttum im Bunde mit den romanischen Mächten. Die Politik der Päpste seit dem Untergang der Staufer liegt wohl so klar, daß hier ein Widerspruch nicht erhoben werden kann. Die Tendenz der europäischen Entwicklung zeigte sich bereits in den Formationen der Mächte zur Zeit des sogenannten Interregnums. Wilhelm von Holland trat in den Bund der Städte. Das war deutsch, aber der deutsche König wurde von den Friesen erschlagen. Es folgte einerseits ein Spanier, andrerseits ein Engländer. Dieses Zerren von zwei Seiten an der deutschen Entwicklung ist typisch geworden — einerseits versucht das Romanentum Deutschland in seine Gewalt zu bekommen, andrerseits flüchtet sich das Deutschtum zu der germanischen Schwesternation, zu England.

Es wiederholt sich auch später diese Konstellation immer wieder. Dann kam nach dem Interregnum der König, der auf die romanische Auslandspolitik verzichtete, der erste Habsburger. Die Luxemburger führten Deutschland wieder nach Italien. Unter Heinrich VII. gewann die alte romanische Bewegung noch einmal das Übergewicht. Dasselbe verstärkte sich in Folge der Anlehnung der luxemburgischen Politik an Frankreich. Trotz alledem fast ein Konkordat. Aber das Papsttum hatte besser gearbeitet. Es legte sich dorthin, wo es zum Scheitern der Zusammenfassung des deutschen Lebens kommen mußte, es betrat den längst gebahnten Weg der Sonderverhandlungen mit den deutschen Fürsten. Daher gewannen die Städtekriege ihren Charakter als Kämpfe zwischen Bürgertum und Fürstentum, als ein Ringen der das deutsche Leben vereinigenden Kraft mit der dasselbe trennenden. Die Folgen dieses verderblichen Schrittes rächten sich an seinem Urheber, an dem Papsttum selbst. Als die romanische Bewegung die Grenze des Sachsenlandes, des Volksteiles, der seinen eigenen Weg gewandelt war, erreichte, erfolgte der Gegenschlag. Und dieser Gegenschlag wirkte von diesem deutschen Ufer zurück überall dahin, wo sich eine deutsche Entwicklung zu erhalten vermocht hatte, nach ganz Niederdeutschland, nach den Städten Oberdeutschlands. Nur dort, wo die städtische Entwicklung von römischer Grundlage ausgegangen war, wo die dann einsetzende romanische Bewegung Fuß zu fassen verstanden hatte, im mittleren Rhein- und Donauthal, kam die deutsche Bewegung nicht zum Siege.

Janssen polemisiert in einer Anmerkung auf Seite 405 gegen Endemann, der behauptet, es sei ein Glück gewesen, daß die Kirche nie mit der Vollständigkeit geherrscht habe, die sie an sich postulierte. Wir können uns über diese Polemik beruhigen. Denn wenn Janssen fortwährend betont, daß die canonische Lehre in allem Wesentlichen mit der Lehre des deutschen Rechts übereingestimmt habe, so sagen wir: ja, die Lehre vielleicht, aber die Lehre herrschte schon lange nicht mehr, als das deutsche Leben das Papsttum zurückwies. In dem Konflikt der städtisch-italienischen Entwicklung mit der bäuerlich-germanischen hatte das Papsttum seine Haltung verloren. Es war mit seiner eigenen Natur in Konflikt geraten; in der Praxis folgte es der neuen Entwicklung, in der Theorie hielt es an der alten fest. Gregor VII. zwischen den italienischen Communen und den sächsischen

Bauern: so ward das Papsttum zu jener großen Menschheitslüge, die ihr Gift durch ihre Organe überallhin verbreitete. Und da diese Lüge weit weniger den romanischen Nationen gegenüber zu Tage trat, da das Papsttum in die romanischen Entwicklungs-Bahnen einlenkte und hier seine Natur nicht allzusehr zu verleugnen brauchte, so erhielten diese auch von dem Gifte viel weniger mitgeteilt, als dies dem deutschen Leben gegenüber der Fall war. Das Papsttum aber, welches sich in romanische Formen umzugießen versuchte, konnte für das deutsche Leben nur mehr ein Hindernis bilden, Deutschland war gezwungen dazu, diese Macht von sich fernzuhalten, welche behauptete, wie einst, eine universale zu sein, während sie sich mehr und mehr dem romanischen, dann dem rein italienischen Wesen hingab. Also die Unmöglichkeit einer ferneren Fortentwicklung, wie sie bei dieser mit sich selbst in schreiendstem Gegensatz befindlichen Macht zu Tage trat, nötigte Deutschland zum Kampfe und zur Ablehnung dieser Macht, wenn es nicht selbst die Unmöglichkeit einer ferneren Fortentwicklung auf sich übertragen sehen wollte. Brennend wurde diese Frage so lange nicht, als die romanische Bewegung das romanisch durchsetzte Leben Westdeutschlands durchflutete, brennend konnte und mußte sie erst werden, als diese Bewegung nach Osten weitergriff und sich hier die Gegensätze klar und schroff gegenübertraten: das Romanentum und das unvermischte Deutschtum des Sachsenstammes. Da entbrannte der Kampf. Deutschland gewann sich selbst wieder, aber es gewann sich wieder mit der Aufopferung seines Herzblutes. Bleichsüchtig und krank schleicht das in die Defensive zurückgeworfene deutsche Leben dahin, immer wieder von der Gefahr bedroht, das Romanentum mit neuer Wut über sich hereinbrechen zu sehen. Aber ihm kamen andere, verwandte Mächte zu Hülfe und gewannen ihm Zeit zur Wiedererstarkung, einer Wiedererstarkung, welche es fähig machte, die Schläge zurückzugeben, die es einstens erhalten. Sein Herzblut war nicht umsonst geflossen. Es tränkte die stillen Keime des germanischen Individualismus, und der drang zurück in die romanischen Nationen, wo er den germanischen Gedanken von der Freiheit und dem Selbstbestimmungsrechte der Völker zur Reife brachte. — Wer hat das deutsche Leben krank gemacht? — Die Entwicklung der Krankheit liegt vor unsern Augen seit ihrem Beginn. Wir erwarten, daß man uns die Lücken in der Entwicklungsreihe nachweise.

Und nun müssen wir dem „Geschichtschreiber" Janssen sagen, daß er uns hier eine Seite des Lebens nicht gezeigt hat, auf die eben alles ankommt, daß er mit seinen seichten Redensarten, wie: „so lange die Grundsätze des canonischen und des aus diesem herausgewachsenen germanischen Rechts in Geltung standen, fand eine gedeihliche Fortentwicklung des volkswirtschaftlichen Lebens statt", oder: „der Abfall von den kirchlichen Grundsätzen verschuldete den Ruin der arbeitenden Menschen" zur Erkenntnis des Werdens der Krankheit auch nicht das geringste beigetragen hat. Gegen kleinere Falschmünzereien, wie etwa: das aus dem romanischen Recht „herausgewachsene" germanische Recht, und Ähnliches wollen wir gar nichts sagen. Aber wir wollen darauf hinweisen, wie der Romanismus noch bis zum heutigen Tage seinen Bekennern einen Schleier vor die Augen hält, der sie hindert, die Dinge zu sehen, wie sie sind, wie er die eigene Impotenz der Erkenntnis auf seine Vertreter naturgemäß überträgt. Sollen wir noch auf Einzelheiten eingehen? Etwa noch darthun, daß der sogenannte Rentenkauf, von dem Janssen Seite 406 redet, die Thatsache des allemeinen Grundbesitzes voraussetzt, daß er seine Alleinherrschaft einbüßen muß, sobald es Leute gibt, die nur mehr bewegliches Vermögen besitzen, daß also etwas anderes an seine Stelle treten muß, wenn der Fortschritt vom Immobilienbesitz zum Mobilienbesitz sich verallgemeinert, d. h. wenn ein Volk aus der Bauernperiode in diejenige des Städtetums, des Handels und der Wissenschaft eintritt? Sollen wir noch etwas gegen die Aufnahme des römischen Rechtes sagen, die Janssen Seite 412 f. bespricht und welche für uns nur die eingetretene Impotenz des deutschen Volkes beweist, während uns Janssen nur von der Potenz des deutschen Rechtslebens gar viel Schönes zu erzählen wußte? Wer hat denn diesen Fortschritt, die Fortentwicklung des deutschen Rechts aus der Bauern- und Kindheitsperiode zur Periode des Bürgertums und der Mannbarkeit lahmgelegt? Wer hat der städtischen Entwicklung die Bahn ins allgemeine deutsche Leben versperrt? Wir wissen es doch, und Janssen redet fort und fort von einem Abfall von den canonischen Wahrheiten, während er von dem Wiederspruch, in welchen die kirchliche Praxis auf Grund einer kulturellen Fortentwicklung der abendländischen Völker mit ihrer eigenen, aber einer überstiegenen Kulturperiode entlehnten Lehre geraten war, von dem Widerspruch, der das Papsttum dann naturgemäß

zum Sitz der Haltlosigkeit, Sittenlosigkeit und Verworfenheit umschuf, auch nicht ein Wort zu reden weiß. Janssen redet fort und fort von dem Abfall von den canonischen Wahrheiten, während die kirchliche Praxis diese Wahrheiten selbst Lügen strafte, und von der Unfähigkeit der Kirche, diese Wahrheiten der Entwicklung der Völker gemäß fortzubilden, sie aus der mystischen Periode in die verstandesmäßige überzuleiten, weiß Janssen nichts. Wir nehmen ihm das nicht übel, denn er selbst ist ja in dieser Überleitung seines Wesens und seiner Natur aus der mystischen zur verstandesmäßigen Periode gehemmt worden. Er ist Romantiker und Theologe, und wie ein Angstschrei seines deutschen Herzens erklingt uns die fortwährende Betonung der Übereinstimmung des deutschen mit dem canonischen Recht. Er fühlt es wohl was dem Worte „christlich-germanisch“ zu Grunde lag, was einst Deutschland der Kirche war und diese dem deutschen Leben, er redet immer wieder von dem christlich-germanischen Element, das allein ist ihm gesund, das allein das Vollkommene, und doch sieht er nicht, daß die Kirche es war, welche diese ihre eigene christlich-germanische Grundlage verleugnete, welche sich so den Weg selbst verlegte, den sie an der Hand des deutschen Lebens und getragen von ihm zu wandeln berufen schien. Der Romanismus war stärker, er war auch dem Janssenschen Gemüte gegenüber der stärkere, er hielt es fest und umspann sein Denken mit romantischen Fäden, daß kein ungebrochener Strahl deutschen Lebens sich ihm mehr in voller Reinheit mitzuteilen vermochte.

Das deutsche Reich und dessen Stellung nach außen.

I. Verfassung und Recht.

Wir betreten nun mit Janssen das politische Gebiet, d. h. jenes Gebiet, auf welchem der menschliche Verstand zu seinem Rechte zu kommen sucht. Ein politisches Volk ist ein in seinem Lebensalter und seiner Civilisation fortgeschrittenes Volk. Politisches Denken aber entwickelt sich nicht plötzlich von heute auf morgen. „Denn obwohl es wahr ist, daß in einem gesunden und wohlgeordneten Geiste die Einbildungskraft und der Verstand jedes seine bestimmte Rolle spielen und einander unterstützen, so ist es doch auch ebenso wahr, daß der Verstand in der Mehrzahl von Fällen zu schwach ist, um die Einbildungskraft im Zaume zu halten und ihre gefährliche Zügellosigkeit zu beschränken. Das Ziel der fortschreitenden Civilisation besteht darin, dieses Mißverhältnis zu verbessern und die denkende Kraft mit jener Autorität zu bekleiden, welche auf einer früheren Stufe der Gesellschaft die Einbildungskraft ausschließlich besitzt." (Buckle I. 87 f.) Wir müssen unserm Autor nun noch einmal Schritt für Schritt folgen, um die Grundlage zu erkennen, auf welcher seine „Geschichte" sich aufbaut. Dabei werden wir im Auge behalten müssen, ob es ihm gelungen ist, jene in der Entwicklung damaliger Zeit angestrebte Verschiebung in der Herrschaft der bisher fast ausschließlich maßgebenden Einbildungskraft zu Gunsten des verstandesmäßigen Denkens in ihrem Wesen zu erkennen und darzuthun.

Janssen beginnt: „Die Verfassung des deutschen Reiches beruhte auf dessen Entstehung." Dieser Satz ist klar und dunkel, wie man

ihn nimmt; klar vollkommen, wenn man, wie wir das thun, jede äußere Erscheinung als das Ergebnis der in ihr verkörperten Lebenskraft auffaßt, dunkel, wenn man dies wie Janssen nicht thut. Oder hat er sich plötzlich zu einer naturalistischen Anschauung bekehrt?

Die Deutschen waren ein Gemisch von Stämmen, in denen die Franken den Kern bildeten. Janssen redet nun weiter (S. 415) von der Unterwerfung der Sachsen. Andere Geschichtschreiber thun das auch. Aber von einer eigentlichen „Unterwerfung" der Sachsen meldet die Geschichte nichts. Sie fügten sich Karl dem Großen, der kein Mittel gescheut, ihre Volkskraft zu brechen. Aber er brach sie nicht. Wenig mehr als ein Jahrhundert nach dem Tode des großen Frankenherrschers errangen die Sachsen, als der kräftigste deutsche Stamm, die Führung im Reiche. Die sogenannten Unterworfenen wurden zu Herrschern. Auf der folgenden Seite spricht Janssen davon, daß der festeste Kitt des unter Sachsen neu geeinigten Reiches die Einheit der deutschen Kirchenverfassung gewesen sei. Wer die Geschichte jener Zeit studiert und mit nüchternen Augen betrachtet, wird von dieser Einheit nicht viel finden. „Wir werden sagen müssen, daß in diesen Zeiten die sittliche Bedeutung wenigstens des occidentalen Christentums dem germanischen Heidentum gegenüber ebenso tief zu stehen schien, wie seine intellektuelle Leistungsfähigkeit dem Islam gegenüber." Für diese Anschauung gibt uns gerade die Regierungszeit Ludwigs des Kindes und Konrads I. die unwiderleglichsten Zeugnisse. Was gab also der neuen Reichseinung ihren Halt? Wir sagen: zunächst wohl die ungebrochene gesunde Kraft des Sachsenvolkes und des in ihm zur thatsächlichen Führung emporgedrungenen Geschlechtes der Ludolfinger. Dann aber war es die Not, welche die deutschen Stämme abermals zusammentrieb: die Aussicht, den ungarischen Reiterscharen und den normanischen Seeräubern einzeln zu erliegen. Die deutsche Kirchenverfassung gab so wenig einen Halt ab, daß Heinrich I. die von Mainz angetragene kirchliche Salbung zurückwies und damit die Kirche preisgab, „als deren verhaßter Bundesgenosse sein Vorgänger (Konrad I.) dem einmütigen Widerstand der Stämme erlegen war." Also nicht die Kirche einte, sondern die deutschen Stämme einigten sich im Gegensatz zur Kirche, die deutsche Entwicklung nahm ihre Bahn aus dem durch erstmalige romanische Überflutung erzeugten Chaos

dem festen Ufer des sächsischen, des rein deutschen Lebens zurück. Hier fand sie die Wiederherstellung ihres inneren Gleichgewichts.

Über kleinere poetische Licenzen, wie das „Nachfolgerrecht“ innerhalb der deutschen Königsfamilien, von dem Janssen erzählt, wollen wir hinwegsehen, und betreffs des Krönungseides, des Verhältnisses zwischen Kirche und weltlicher Obrigkeit, welches Janssen so klar (S. 416 f.) schildert, wollen wir nur die Frage stellen, wie denn der Theologe die historisch ausgebrochenen Kämpfe zwischen Kirche und Kaisertum begründen will? Klarheit ist gewöhnlich nicht die Quelle, aus welcher Streit fließt, sondern Unklarheit. Wie aber, wenn die Janssensche Klarheit ein Produkt des neunzehnten Jahrhunderts wäre? Wie, wenn die Geschichte uns thatsächlich erzählte, daß mit jedem neuen Kaiser und mit jedem neuen Papste in dieses Verhältnis eine Verschiebung kam? Es war eben doch noch alles im Fluß. Der romanische Gedanke des Kaisertums sollte in die deutsche Verfassung hineingebracht werden, und das ging eben nicht so glatt.

Seite 417 heißt es, der König habe „alle öffentliche Gewalt in den Formen eines Dienstamtes von Gott“ empfangen, und Seite 418 meldet Janssen, daß „der König wegen Verletzung seines Krönungseides vor ein Fürstengericht gestellt und, wenn überwiesen, verurteilt, sogar abgesetzt werden konnte“. Also das von Gott verliehene Amt konnten Menschen nehmen? Und das soll klar sein? Klar wäre die Situation, wenn der König sein Amt nicht von Gottes Gnaden, sondern von Volkes Gnaden empfangen hätte, dem Volke also auch für die Führung verantwortlich blieb. Und so etwas Ähnliches erzählt uns auch Tacitus, so daß man wohl sagen kann, die germanische Anschauung war natürlich und klar, unklar wurde das Verhältnis erst, als man einen Gott hineinschob. Und Janssen fällt dabei natürlich gar nicht auf, daß schon hier der Kampf der germanischen Anschauung, nach welcher das Volk den König kürt, gegen eine mystisch-theoretische Anschauung, welche zum „Nachfolgerecht“, zur „Erhabenheit über das Recht“, zum „Gottesgnadentum“ drängt, im Keime vorliegt. „Gottesgnadentum“, d. h. Absolutismus und Wahlrecht des Volkes waren eben zwei unvereinbare Dinge, Romanentum und Germanentum, eine alte Kulturerbschaft und eine junge Naturanschauung traten hier als zwei im Prinzip feindliche Elemente einander gegenüber.

In einer Anmerkung auf Seite 419 findet sich natürlich auch der berühmte Spruch Innocenz III. von der Übertragung des römischen Kaisertums von den Griechen auf die Deutschen durch die Kirche. Der Historiker wird darauf nur erwidern können, daß er wirklich nicht weiß, wann der römische Stuhl jemals so Meister des griechischen Kaisertums war, daß er dasselbe einfach von einer Nation auf die andere hätte übertragen können. „Seit dem Jahre 797 gab es in Byzanz keinen männlichen Repräsentanten des Kaisertums mehr; der Patriarch von Jerusalem schickte die Schlüssel des heiligen Grabes an Karl als den Vertreter der Christenheit; im Jahre 799 erschien Papst Leo III., von einer römischen Partei vertrieben, Hülfe flehend auf dem Reichstage zu Paderborn. Karl stellte schnell die Autorität des Papstes wieder her, ging dann im Jahre 800 selbst nach Italien, und wurde von Leo III. am 25. Dezember dieses Jahres in St. Peter zum Kaiser gekrönt." Das Kaisertum kam dem Namen nach an die Deutschen. Diesem Namen Inhalt und Form zu verleihen, blieb der späteren Entwicklung vorbehalten. Dieser Entwicklung widmet Janssen kein Wort. Bei ihm ist alles schon von Anfang fertig. Janssen sagt nichts davon, daß die Not der Kirche es war, welche diese zwang, sich nach einem Schirmherrn umzusehen, sondern auf der folgenden Seite (420) erzählt er uns: „die kirchliche Gewalt hat ihre volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Staate, denn die Kirche ist ein vollständig ausgebildeter gesellschaftlicher Organismus, eine alle Mittel zur Erreichung ihres Zweckes in sich selbst beschließende Körperschaft". Abgesehen davon, daß diese Anschauung jeden Staatsbegriff ausschließt und überflüssig macht, ist sie auch nicht zu vereinen mit der Schwärmerei Janssens für das deutsche Kaisertum. Zeigte sich doch schon bei dem ersten Schritte, daß die Kirche eben nicht alle Mittel zur Erreichung ihres Zweckes zu beschließen vermochte, denn ihr erster Zweck war wohl ihre eigene Existenz und sich dieselbe zu erhalten, genügte der Beschluß allein nicht. Es fehlte ihr die Exekutivgewalt. Der Papst kam hülfeflehend zum Frankenkönig. Entweder mußte es nun dahin kommen, daß der Schirmherr, die weltliche Macht Herr der Kirche wurde, oder aber die Kirche mußte sich einen Diener anstellen, dem sie befehlen konnte, was er zu thun habe, und beides ging nicht so schnell und glatt. Papst Zacharias hatte einst dem Pippin geantwortet, daß der zu herrschen bestimmt sei, der die wirkliche Gewalt

habe, nicht aber der, der nur den Namen des Herrschers führe. In die Konsequenz dieses Ausspruches sah sich die Kirche nun verwickelt. Die Gewalt hatte der Frankenkönig, und sind Papst und König gleicher Anschauung, streben sie dem gleichen Ziele zu, wird sich ja auch ein Verständnis bilden lassen. Wie aber, wenn der Konflikt kommt? — Janssen redet nun auch gleich weiter von der weltlichen „niedriger stehenden und unvollkommeneren Ordnung der Gesellschaft", er hebt also die Koordination der beiden Gewalten, wie er sie eben noch in der gegenseitigen Anerkennung der beiden festgestellt hat, wieder auf, und dann treibt ihn seine Phantasie in die romanischen Bahnen, auf denen „die Scheidewand zwischen Volk und Volk durchbrochen wird, die Völker unter einander verbunden werden, die Einheit des ganzen Menschengeschlechts in einem höchsten Herrn und Richter ihren Ausdruck findet". Etwas Ähnliches mag sich auch der russische Zar denken. Und nun sollen gar die Päpste diesen Gedanken klar und großartig verwirklicht haben in dem heiligen römischen Reich. Wir bewundern Janssens Fähigkeit, neben diesem winzigen römischen Reich, die ganze übrige Menschheit zu übersehen. Verwirklicht wurde dieser Gedanke? Wie und wo? Das bischen Herrschaft, welches die Päpste wirklich einmal in Europa gehabt haben, erscheint doch als ein sehr armseliger Notbehelf, wenden wir die Augen auf das ganze Menschengeschlecht.

Seite 421 phantasiert Janssen ruhig weiter von der „Einen christlichen, römisch-katholischen Universalmonarchie", von dem Kaisertum, das „aus einer Verleihung des Papstes entstanden" sein soll, das „der freien Verfügung des Papstes anheimgegeben gewesen und nicht an dieses oder jenes Land geknüpft war." Nur schade, daß von diesem schönen Theologentraum die Geschichte nichts weiß, daß z. B. der Versuch, das „wie durch ein vertragsmäßig zugestandenes Vorrecht an die deutsche Nation übergegangene Kaisertum" der deutschen Nation zu entziehen, jedesmal, so oft er gemacht wurde, gescheitert ist. Janssen dreht sich in diesen einander widersprechenden und sich gegenseitig negierenden Ideen im Kreise herum. Er nennt das Kaisertum ein Lehen des Papstes und sagt dann auf derselben Seite, der Kaiser sei aber doch kein Lehensträger des Papstes gewesen, er sagt, das Kaisertum sei der freien Verfügung des Papstes anheimgegeben gewesen, und Seite 422 erkennt er Ludwig den Bayer als Kaiser an, der

bekanntlich das Kaisertum gewann, indem er den rechtmäßigen aber widerwilligen Papst absetzte und sich von einem Afterpapste krönen ließ, der dann ebenso die deutschen Fürsten dahin brachte, nachträglich zu erklären, daß der Kaiser vom Papste unabhängig sei und durch die Wahl der Fürsten Kaiser werde. Diese Anerkennung macht ja dem deutschen Geschichtschreiber alle Ehre, aber wie stellt sich der römisch-katholische Theologe dazu? Alle die aus dem unklaren Sammelsurium von staats- und naturrechtlichen Ideen hervorgegangenen Streitigkeiten erwähnt Janssen mit keinem Wort, aber ebensowenig verhilft uns seine Darlegung zu einer klaren Anschauung des Verhältnisses zwischen Papst und Kaiser, und jene hochtönenden Phrasen über dieses Verhältnis hat die Geschichte, sollte man denken, denn doch genugsam als das demaskiert, was sie sind: Phrasen, Unmöglichkeiten für das Zusammenleben der Völker. Wie die Kirche nicht aus dem Konflikt ihrer Ideen mit dem Leben der Völker herausgekommen ist, so Janssen nicht aus dem Konflikt, in den seine deutsche Natur mit seinen theoretisch-romanischen Anschauungen sich verwickelt.

Die Lebensfrage des deutschen Volkes war einfach die: entweder gab es seine natürliche Kraft dazu her, eine europäische Universalmonarchie zu schaffen und das konnte dann nur auf dem Wege der Eroberung und nationalen Auffaugung, des Absolutismus des Deutschtums geschehen, d. h. auf dem Wege der Unterwerfung des Papsttums unter das Kaisertum und der Unterwerfung Europas unter das von Deutschland beherrschte Papsttum — dieser Weg führte also zur Hierarchie auf deutscher Grundlage, wie sie Heinrich III., oder in einer späteren Kulturperiode zum Cäsaropapismus, wie ihn die Staufer versuchten —; oder aber das deutsche Volk machte seiner natürlichen individualistischen Anlage zufolge Front gegen den Absolutismus, und damit ward dann das Kaisertum faktisch von seinem universalistischen Piedestal herabgehoben und wurde zu einer klangvollen Verschönerung des deutschen Königtums. Auf diesem Wege finden wir das deutsche Leben nach der staufischen Periode. Aber diesen Weg ruhig fortzuwandern ward ihm nicht gestattet, denn als der Kampf zu seiner letzten Frage herangewachsen war, ob das Kaisertum über dem Papsttum stehe, trat auch die andere Seite der Frage energisch hervor, ob nicht vielmehr das Kaisertum dem Papsttum Unterwürfigkeit schulde? An die Beantwortung dieser Frage hat das Papsttum seine Kräfte

gesetzt, ohne sie zur Entscheidung bringen zu können. Die faktische Folge aber dieses Zwistes war, daß das Kaisertum immer mehr von seinen universalen Bahnen zurückwich, daß es schließlich seine Unabhängigkeit vom Papsttum erklärte, eine Defensivmaßregel, welche allerdings in sich schloß, daß seine Macht auch nicht ausreichte, das Papsttum zu unterwerfen, und die ebensowenig die Absicht verwirklichte, im deutsch-nationalen Leben zu einer freieren Waltung zu gelangen. Der Zwiespalt zwischen kirchlichem und deutschem Leben war geschaffen, die Kirche sah sich auf das Bündnis mit den romanischen Völkern angewiesen, und so trat dieser alte Gegensatz von neuem und schärfer ins Leben. Von der Gesamteinigung der deutschen Stämme durch die ersten Salier hatte die deutsche Entwicklung ihren Weg genommen. Wollte die Kirche die durchlebten Gefahren nicht noch einmal erleben, mußte sie eine solche Gesamteinigung für die Zukunft zu verhüten suchen, d. h. sie mußte in unser nationales Leben fortwährend störend eingreifen, und ob das Papsttum das redlich besorgt hat, dürfte selbst für Janssen nicht mehr fraglich sein.

Das Kaisertum hatte sich in der deutschen Verfassung keine haltbare Stellung zu erringen vermocht, das deutsche Recht sprach sich verschieden darüber aus, und so kam es, daß man mit Hülfe eines fremden Rechtes, des römischen, ihm diese Stellung zu geben suchte. Die Folge davon aber war, daß sich das deutsche Leben von diesem auf ein fremdes Recht gestützten Kaisertum hinwegwandte, daß es dem romanisch-absolutistischen Gedanken, der vom Papsttum aufgenommen und propagiert worden war, entgegentrat, wo es ihn fand. Janssen sieht sehr wohl, daß in der Zertrümmerung der Herzogtümer Sachsen und Bayern eine Wendung lag, die Deutschlands Gesamtleben auf das ernstlichste gefährdete, aber daß die Kirche den größten Vorteil aus dem Sturze Heinrichs des Löwen zog, sieht er nicht.

Überaus flüchtig geht Janssen nun über die folgenden Phasen der deutschen Entwicklung hinweg. Von jener tiefgreifenden Verschiedenheit der deutschen Entwicklung in den ost- und norddeutschen Fürstentümern und der vollkommen in demokratisches Geleise geratenen Gebiete Westdeutschlands weiß er nichts; er weiß nichts von den mit aller Macht anhebenden Versuchen, dem Romanismus in Deutschland Einfluß zu verschaffen; er weiß nichts von der unsäglich egoistischen Politik der Kurie in diesem Zeitraum, wie ein Gregor X. den

deutschen König Rudolf von Habsburg nur unterstützte, um an ihm einen Rückhalt gegen das in Italien überhand nehmende Franzosentum zu gewinnen; wie dann andrerseits die Kurie den Versuch machte, für ihre Finanzoperationen in Deutschland eine breitere Basis zu gewinnen, wie der päpstliche Legat auf dem Würzburger Nationalkonzil (1287) den Zehnten der nächsten fünf Jahre für die Kurie forderte, aber sofort seiner Wege gewiesen wurde. Janssen weiß nichts davon, daß die immer mehr unter französischen Einfluß geratende Kurie das gleiche Interesse mit Frankreich hatte, die Konsolidierung der deutschen Macht hintanzuhalten, daß es der Gascogner Clemens V. war, welcher den römischen Stuhl an die Rhone verlegte (1305) und von hier aus dem französischen Einfluß den Weg nach Deutschland bahnte; er weiß nicht, daß Peter von Aspelt, der böhmische Kanzler, durch ihn das Erzbistum Mainz gewann, daß französische Prälaten auf die Bischofstühle von Basel, Konstanz und Trier vorgeschoben wurden, daß Heinrich von Virneburg, der Erzbischof von Köln, vom Papste genötigt wurde, dem französischem König das Versprechen der Treue und Hülfe zu leisten und daß der gleiche Papst eben diesem Erzbischof die Erlaubnis gab, die von König Albrecht kassierten Rheinzölle wiederherzustellen. Wir aber erkennen wohl, wo die von Albrecht besiegten rheinischen Kurfürsten ihren Rückhalt fanden, wer ihrer „fürstlichen Willkür" Vorschub leistete und so der Einigung Deutschlands unter dem zweiten Habsburger in den Weg trat. Von alledem sagt Janssen nichts, und doch ist er ganz Seele und Feuer für Albrecht. Aber der Theologe hält ihm die Hand auf den Mund. Und als dann Albrecht „als Märtyrer für die einheitliche Macht des Königtums" gefallen war (S. 427), war es da nicht wieder Papst Clemens V. im Bunde mit Philipp IV. von Frankreich, welcher die Wahl des Prinzen Karl von Valois, eines Bruders des Königs von Frankreich, zum deutschen Könige betrieb? War es nicht wieder der Rückhalt, welchen die geistlichen Wähler des Westens an Frankreich und dem Papsttum gefunden, der die Wahl eines ostdeutschen Fürsten vereitelte, dem Halbfranzosen Heinrich von Luxemburg die Krone verschaffte und die Ansprüche Habsburgs zurückdrängte? Aber Janssen sieht in alledem nur herrschende Willkür, den Gedanken, daß sich in diesem äußeren Geschehen ein inneres Gesetz vollziehe, hat er nicht von fern gestreift. Das Gesetz aber war der Ausgleich des

romanischen mit dem germanischen Leben. Auf dem Wege der Verkleinerung Habsburgs schritt die luxemburgische Dynastie, welche in Böhmen festen Fuß gefaßt hatte, nun fort. Wir wissen, welchen Kampf Ludwig der Bayer mit Luxemburg, Frankreich und dem Papsttum auszufechten hatte, als er von der französischen Politik der Luxemburger abwich und den Versuch wagte, eine deutsche Politik ins Leben zu rufen. Und Janssen übergeht es natürlich, daß gerade diese Wendung dem Wittelsbacher die Sympathieen des deutschen Bürgertums gewann. Freilich für die Wiederherstellung eines universalen Kaisertums war die Zeit vorbei. Das zeigte das Scheitern Heinrichs VII. in Italien, dem trotz seiner Freundschaft mit Frankreich und der Kurie zuletzt doch wieder das Papsttum in den Weg trat. Aber die Zeit zur Wiederbelebung eines deutschen Königtums war noch nicht vorbei, daß es dazu nicht kam, haben wir weit weniger der Abneigung der Fürsten, wie Janssen darthun zu können glaubt, als dem Widerstand Frankreichs und der Kurie zu danken. Das Papsttum verhalf dem Böhmen Karl zum Königtum in Deutschland trotz des Protestes der Städte, trotz der Gegenanstrengungen der Wittelsbacher. Das Scheitern der wittelsbachischen Politik war in jener Zeit gleichbedeutend mit dem Scheitern der deutsch-nationalen Politik, denn die bayerisch-wittelsbachische Entwicklung erschien als der geborene Vermittler jener ostdeutschen und westdeutschen Entwicklung, welche sich in starrem Gegensatz das Gleichgewicht hielten. Ein Scheitern dieser nationalen Vermittlungsversuche mußte, wie es geschah, die Zersetzung auf allen Gebieten deutschen Lebens bringen. Der päpstliche König Karl IV. inaugurierte nun seine Politik damit, daß er gegen die blühende Macht des deutschen Bürgertums vorging, daß er den Fürsten in der goldenen Bulle seine Konzessionen machte, ein Reichsgrundgesetz, welches seinen eigentümlichsten Charakter durch die feindliche Tendenz gegen das Leben des deutschen Bürgertums, damit also gegen das eigentlich deutsch-nationale Leben erhielt. Das Ende dieser von Karl IV. vertretenen antistädtischen und antideutschen Politik war dann der große Städtekrieg, die vollkommene Niederlage der Städte der Verfall des deutschen Einflusses im Norden und Osten, wo das nationale Königtum zur Befestigung seiner Stellung allenthalben empordrang.

Wir können uns ein weiteres Eingehen auf die Darstellung Janssens sparen, da er die bewegenden Elemente der damaligen deutschen Gesamtentwicklung kaum andeutet. Er gelangt dann zu einer Darlegung der „Bedeutung der Städte", geht von hier hinüber zu einer Erwähnung der „landständischen Verfassungen" und bespricht in einem folgenden Abschnitt „das germanische Recht und sein Verhältnis zur staatlichen Gewalt."

„Die verfassungsmäßige Beschränkung der staatlichen Gewalt durch die Stände war eine der Garantien, welche das germanische Recht zum Schutze der wohlerworbenen Rechte der Volksgenossen gegen willkürliche Verletzung aufstellte. Sie hing auf das Innigste zusammen mit der ganzen germanischen Auffassung vom Wesen des Rechtes, der Freiheit und Ehre, und dem Verhältnis des Rechtes zum Staat." So führt uns Janssen in diesen Abschnitt ein (S. 440). Aber dem Theologen ist es nicht klar geworden, wie diese germanische Rechtsauffassung in ihrem innersten Wesen jener Rechtsauffassung widersprach, wie sie die Kurie und die hierarchische Ordnung des von Janssen als Ideal so hochgepriesenen romanischen Absolutismus vertrat. Daß dieser mystische Absolutismus dem deutschen Rechte ganz fern geblieben sei, erwarten wir nicht, aber wir erwarten, daß er den Kern der natürlichen Rechtsauffassung wenigstens hie und da, zumal in Sachsen unberührt gelassen und sich ihm gleichsam nur wie ein loser und ablösbarer Mantel umgehängt. Und dafür finden wir gleich im folgenden bei Janssen einige Beweise. „Gott selbst", sagt der Sachsenspiegel, „ist das Recht, und darum ist ihm das Recht lieb." Aber an andrer Stelle heißt es: „Das Recht hat seinen Anfang von der Natur oder von der Gewohnheit". Und wie der mystische Gottesgrund gedacht wurde, sagt folgende Stelle: „Das natürliche Recht heißt auch Gottesrecht, darumb, daß Gott dieß Recht allen Kreaturen gegeben hat". „Durch dieses natürliche Recht sind ‚gefunden worden alle anderen Recht' und es ‚soll und muß' deßhalb ‚allen anderen Satzungen und Gewohnheiten das natürliche Recht vorgezogen werden'." ‚Ein gesatzt Recht mag wohl das andere aufheben, aber kein natürlich Recht mag es abthun.' Diese Stellen finden wir bei Janssen Seite 441, und wir fragen nur, wie weit diese Rechtsanschauung mit der der damaligen Kirche übereinstimmt? Wie mit ihrer Praxis? Der Anfang des Rechts stammt aus der Natur und

der Gewohnheit. Das war deutsche Anschauung, aber war es auch die Anschauung der römischen und kirchlichen Juristen? Hinter der Natur steht dem Sachsenspiegel Gott, die Natur also ist seine Vermittlerin zum Menschen, durch sie gibt er sich ihm zu erkennen. Der große Unterschied war also blos der, daß für den Deutschen zwischen Gott und dem Menschen die Natur stand, für den Romanen aber als Vermittler die Hierarchie sich eindrängte. — Wir gehen weiter und finden auf Seite 443 bei Janssen folgende Stelle: „Es war eine Ehrensache, kein Unrecht zu dulden, sondern nötigenfalls Gut und Blut für die Verteidigung seines Rechtes einzusetzen." Das war wieder deutsch, die Anschauung eines jugendlich-kräftigen Volkes, aber wie stimmt diese Anschauung mit der kirchlichen Lehre vom „Unrecht leiden", von dem Hinhalten der andern Wange, wenn auf die eine bereits ein Schlag fiel? Diese Lehre ist jedenfalls nicht aus einem jugendlich kräftigen Volksleben hervorgegangen, sondern trotz des Strebens der christlichen Lehre, überall an dem natürlichen Leben anzuknüpfen, als ein Rest aus der Decadenceperiode eines Volkslebens anzusehen. — „Das deutsche Recht", sagt Janssen, „entwickelte sich als ‚eigenstes eigentumb des volckes' aus dem lebendigen Volksbewußtsein heraus, frei, selbständig und eigentümlich." Wir stimmen ihm da bei, sagen aber erstens, daß mit einer solchen Anschauung die des Herauswachsens aus dem kanonischen Recht, wie sie Janssen anderswo vertritt, nicht zu vereinbaren ist — oder ist etwa kanonisches Recht und lebendiges Volksbewußtsein identisch? — und zweitens setzen wir hinzu, daß mit dem Erlöschen dieses lebendigen Volksbewußtseins naturgemäß auch die eigentümliche Rechtsentwicklung abbrechen mußte. Die Kernfrage bleibt demnach auch hier: woher stammte der Rückgang, die Krankheit unseres Volkes?

Für das fünfzehnte Jahrhundert kommt Janssen nach einer Betrachtung des „Gerichtswesens" zu dem Urteil: „Das einheimische Recht lebte noch im Bewußtsein des ganzen Volkes, in seinen Überlieferungen, seinen Gebräuchen, seiner Gesinnung. Bis ins letzte Drittel des Jahrhunderts beruhte das gesamte Rechtswesen noch entschieden auf deutschrechtlicher Grundlage; kein fremdes Recht hatte noch die Einheit des deutschen Rechtes gebrochen und eine Kluft gebildet zwischen dem Volk und seinem Recht." (S. 450.) Die Einheit des deutschen Rechtes? Kann Janssen uns überhaupt eine Zeit

angeben, in welcher diese Einheit ihren einheitlichen Ausdruck gefunden hätte? Ja, der germanische Geist, das germanische Leben lag dieser ganzen Unmasse deutscher Rechtsformeln zu Grunde. In ihm flossen alle wie in einer höheren Einheit zusammen. Aber zu einer umfassenden einheitlichen Gestaltung kam dieses bunte Leben nicht. Man stelle nur etwa den Sachsenspiegel neben den Schwabenspiegel, und man wird selbst hier in gewichtigen Kernfragen eine vollkommene Verschiedenheit der Auffassung erkennen. Und von dieser nur halb erreichten Einigung führte der Weg nicht aufwärts zu einer höchsten Spitze und Sammlung, sondern abwärts und auseinander, und erst dadurch ward es möglich, ein fremdes Recht als das allgemein geltende in die offengebliebene Lücke hineinzuschieben. Ist nicht gerade das von Janssen angeführte Zeugnis des Franzosen Pierre de Froissard (S. 450) ein Beweis für unsere Anschauung? „Das deutsche Volk steht fest bei seinem Recht", aber an höchster Stelle, an den kaiserlichen Gerichten ist die Pflege des Rechtes gar sehr zerfallen. Es fehlte also an der Spitze. Und weil man hier kein Recht mehr finden konnte, schoß das Fehdewesen, die Praxis der Selbsthülfe, in Blüte, wie kaum je zuvor. Was nützte also das Feststehen des Volkes bei seinem Rechte, wenn es dasselbe nicht mehr zur Geltung zu bringen vermochte, wenn es die Kraft nicht besaß, seinem eigenen Rechtsleben nach oben in einer mächtigen Concentration einen einheitlichen und unerschütterlichen Ausdruck zu verleihen? Janssen kommt denn auch zu dem Geständnis, daß „das Bedürfnis nach Reformen aller Welt als unabweislich hervortrat. (S. 454.)

Und nun bespricht unser Autor einzelne der gemachten Reformvorschläge (S. 455 ff.), vor allen den des deutschen Kardinals Nikolaus von Cues. Er tadelte den Egoismus aller und sagte: „Wenn aber jeder nur für sich sorgt, während das Reich zu nichte wird, was anders kann erfolgen als aller Untergang?" Hier haben wir von einem für Janssen gewiß unverdächtigen Zeugen den Beweis für die von uns vertretene Anschauung (s. o. S. 111), daß das Ganze, das Allgemeine unter dem Egoismus der einzelnen zu leiden hatte. Die Vorschläge des Kardinals gingen weiter dahin: Wiederherstellung der Rechtssicherheit, darum Einteilung des Reiches in etwa zwölf Kreise, an der Spitze jedes Kreises drei unabhängige, den drei Ständen entnommene Richter, die eine feste Besoldung erhalten, über ihnen nun

der Reichstag, der sich jährlich versammeln, aber auch eine Vertretung des bürgerlichen Elements enthalten soll, Aufzeichnung der jeweilig geltenden Rechtsgewohnheiten und Zurückführung derselben auf allgemeine Grundsätze; zum Schutze des Rechtes aber die Stärkung der obersten Reichsgewalt durch die Einführung eines stehenden Heeres, das durch eine allgemeine Reichssteuer zu unterhalten sei. Und nun interpretiert Janssen diesen letzten Gedanken dahin, daß die kaiserliche Monarchie in der alten Bedeutung des Wortes hätte wiederhergestellt werden sollen. (S. 459.) In der Einrichtung des schwäbischen Bundes (1486) erblickt Janssen den Anfang auf diesem Wege.

Gewiß, der Reformplan des deutschen Kardinals traf das Notwendige; aber auch das Mögliche? Die Zeit Friedrichs III war sicher nicht dazu angethan, die deutsche Centralgewalt zu stärken. Und wie hätte diese Stärkung vor sich gehen sollen? Das deutsche Königtum in alter Machtfülle wiederherzustellen, wollte man sich des moralischen Übergewichts des Kaisertums bedienen, und dieses hatte keine Macht, wenn ihm nicht ein starkes deutsches Königtum zu Grunde lag. In dieser theoretischen Kreisbewegung sind, wie wir noch sehen werden, alle Reformversuche zu Grunde gegangen, nicht so sehr infolge des Widerstandes der außenstehenden Gewalten, sondern infolge des Widerspruchs und der Unklarheit, in denen man sich selbst fort und fort bewegte. Ein deutsches Königtum, basiert auf das thatsächliche Übergewicht einer oder mehrerer verbündeten Gewalten — das wäre möglich gewesen. Aber ein Kaisertum „in der alten Bedeutung des Wortes" — die ganze nationale Entwicklung der übrigen europäischen Völker stellte sich da sofort als Rückhalt der deutschen Opposition zur Verfügung. Janssen geht nun zur Darstellung der wachsenden Macht der Fürstentümer über. Wir wissen, daß die territoriale Entwicklung Deutschlands das parallele Gegenstück bildete zur nationalen außerhalb Deutschlands. Beide Erscheinungen sind nicht von einander zu trennen, sie bedingen sich gegenseitig. In der außerdeutschen Entwicklung fand die territoriale deutsche Entwicklung ihren mächtigsten Rückhalt. Wollte man also auf nationalem Wege zu einer Einigung vorwärts gelangen, hätte es die politische Klugheit erfordert, die internationalen Beziehungen möglichst freundlich zu gestalten, damit ja nicht der Gedanke dort erwache, die deutsche Einigung bedrohe den Bestand

der andern Nationen. Aber gerade das Gegenteil that, wie wir sehen werden, der abenteuernde Maximilian. Der Kaisergedanke war ihm zu Kopf gestiegen, und an diesem von fremden Gesichtspunkten dem deutschen Leben aufgedrängten Kaisertum scheiterte das Werk der deutsch-nationalen Einigung.

Und wo hätte im Volke selbst angesetzt werden müssen, um diesen Weg erfolgreich beschreiten zu können? Janssen macht darauf aufmerksam (S. 462 ff.). Die Autonomie der Landstädte war bedroht durch die Fürsten, die Ritterschaft war bedroht in ihrer Stellung durch die wachsende Macht der Fürsten, die Unabhängigkeit der Reichsstädte war bedroht durch die Fürsten, die Selbständigkeit der Landstände war bedroht durch die Fürsten. Also eine Handhabe war da. Das Volk selbst, das ganze Volk mußte zum Träger der nationalen Einigung werden. Kam der Erlöser, der hier anzusetzen, der die Demokratie für sich zu gewinnen und ihre zerstreuten Kräfte zu sammeln verstand, der sich den ungeheuer mühsamen Weg einer politischen Volkserziehung im Großen nicht verdrießen ließ, so war das Ziel zu erreichen. Aber der Erlöser kam nicht.

II. Einführung eines fremden Rechtes.

In diesem Abschnitt versucht Janssen den Geist, die Wirkung der Einführung des römischen Rechtes in Deutschland darzuthun. Er sagt uns gleich zu Anfang, daß die römischen Rechtslehrer für den Grundsatz eintraten, daß das römische Recht Allgemeingültigkeit beanspruchen dürfe, weil es gewissermassen „die niedergeschriebene Vernunft“ sei. Um den Geist des römischen Rechtes zu kennzeichnen, berichtet unser Autor auf der folgenden Seite (S. 466), die römisch-heidnische Auffassung lasse das Recht aus dem Willen des Volkes hervorgehen, widerspreche also der christlich-germanischen Auffassung, welche „alles Recht als ein Erzeugnis des göttlichen Willens betrachtet und das ganze Rechtsleben auf die Abhängigkeit des Menschen von Gott gegründet wissen will“. Janssen selbst aber führte uns an andrer Stelle (S. 441) die Anschauung des Sachsenspiegels an, nach welchem das Recht seinen Anfang hat von der Natur oder von der

Gewohnheit, und an einer zweiten Stelle (S. 544) sagte Janssen wieder: „Das deutsche Recht entwickelte sich als ‚eigenstes eigentumb des volckes' aus dem lebendigen Volksbewußtsein heraus, frei, selbständig und eigentümlich." Der Unterschied zwischen römisch-heidnischer und christlich-germanischer Anschauung wäre demnach im Grunde kein so gewaltiger: dort der Volkswille, hier die Natur, die Gewohnheit, das lebendige Volksbewußtsein. Wenn also ein Unterschied vorhanden war, so müssen wir ihn wohl anderswo suchen und wir meinen also, er lag da, daß man das nationale Römerrecht als allgemeines und allgemeingültiges Recht hinzustellen versuchte, während der Germane von der Ahnung ausging, daß die Nationalität im Recht ihre Berechtigung habe. Was heißt aber Nationalität? Es ist doch die Verkörperung der Natur eines Volkes. Lehrt das Naturrecht eine Allgemeinheit des Rechtes, so thut es damit nicht so unrecht. Aber falsch ist es, dieses allgemeine Naturrecht aus der Theorie heraus konstruieren zu wollen, anstatt es aus den nationalen Rechten, aus den durch die Entwicklung eines Volkes und der Völker zu Tage geförderten natürlichen Rechtsanschauungen zu nehmen. Die Theorie also war es, welche alles verdarb, und Janssen ist derselben Meinung, wie namentlich aus der Seite 471 angeführten Anmerkung hervorgeht, wo er darauf hinweist, daß die Art und Weise der Heranziehung des römischen Rechts das Unglück brachte. Es galt nicht eine Bereicherung des nationalen Lebens durch die Errungenschaften der Griechen und Römer, sondern eine Unterdrückung desselben, und daß an dieser Unterdrückung des deutsch-nationalen Lebens das Papsttum einen hervorragenden Anteil genommen, müssen wir hinzusetzen, da Janssen das ganz vergessen hat. Aber die Beweise dafür muß uns der Historiker trotz des Theologen doch liefern.

„Die fortdauernde Geltung und Verbindlichkeit des in dem kaiserlichen Gesetzbuch niedergelegten römischen Rechtes erklärten die Glossatoren und ihre Nachfolger schon deshalb für unbestreitbar, weil das römische Kaiserreich selbst noch immer fortbestehe, denn die römischen Kaiser deutscher Nation seien die unmittelbaren Nachfolger der alten Imperatoren." (S. 467.) Diese Anschauung der Glossatoren war keineswegs eine unnatürliche, und am wenigsten dürfte Janssen und die Kirche etwas gegen sie einzuwenden haben, da von ihnen doch die Sage von der Übertragung der Kaiserwürde auf die Deutschen

festgehalten wurde und wird. Wenn also nach kirchlicher Anschauung die römische Kaiserwürde im deutschen Kaisertum wieder auflebte, so hätte man von kirchlicher Seite gegen die Fortsetzung des mit dieser Kaiserwürde engverbundenen Kaiserrechts nichts einwenden dürfen. Anders aber lautet der Spruch, wenn man von einer Übertragung und Fortsetzung des römischen Kaisertums absieht, wenn man in dem sogenannten römisch-deutschen Kaisertum eine Neuschöpfung erblickt und zwar eine Neuschöpfung, welche auf römischer Grundlage und aus romanischer Anschauungsweise emporwuchs, die nach derselben romanischen Anschauungsweise mehr dazu dienen sollte, die Deutschen zu beherrschen, als sie herrschen zu lassen, welche dem machtlosen Papsttum eine Fülle ungebrochener materieller Volkskraft zur Unterwerfung des Erdkreises zur Verfügung stellen sollte. Und diese Anschauung ist trotz aller theoretischen und idealen Erörterungen die in der Praxis lebendige gewesen und geblieben am römischen Hofe, und gegen diese Praxis erst suchte das Kaisertum seine Zuflucht bei den altrömischen absolutistischen Grundsätzen. In Rom handelte es sich nicht um das Ziel, den Deutschen die Herrschaft zu verschaffen, ihre nationale Entwicklung zu befördern, sondern darum, durch die Deutschen die andern Nationen, den Erdkreis dem Pontifex Maximus zu unterwerfen. In diesem Dilemma aber ist die deutschnationale Entwicklung zu Grunde gegangen. Man mußte zu der Einsicht kommen und kam auch sehr bald dazu, daß eine Lenkung der deutschen Entwicklung von Rom aus unmöglich sei. Entweder Deutschland über Rom zu erheben, wie die Parole im früheren Mittelalter hieß, oder, als sich das als eine Unmöglichkeit herausstellte, Deutschland von Rom loszumachen, das war die natürliche Folge jener in sich widerspruchsvollen und unmöglichen Politik, wie sie vom Papsttum der deutschen Entwicklung gegenüber vertreten wurde. — Weiter!

„Der eigentliche Wendepunkt in der deutschen Rechtsgeschichte beginnt erst mit Karl IV., der den altrömisch gebildeten Juristen eine feste Stellung in der kaiserlichen Kanzlei verschaffte, sich ihrer während seiner langen Regierung in Staatsgeschäften bediente und ihnen einen gewissen Einfluß auf die Reichsregierung zuwies." (S. 469.) Also Karl IV., der Schüler und Freund des Benediktinerabtes von Fécamp, Pierre de Rosiers, der im Jahre 1342 als Clemens VI. den päpstlichen Stuhl bestieg, führte den Umschwung herbei. Karl IV., von

einer slavischen Mutter geboren, seiner Erziehung nach ein Franzose und Romane, ein Fremdling germanischer Denkart, war doch schon von der Natur dazu berufen, allem eigentlich Deutschen ein Feind zu sein. Die deutsche Entwicklung der Mark Brandenburg, diejenige der Hansa, diejenige der südostdeutschen Fürstentümer, Österreich und Bayern, diejenige der Städte Schwabens und Frankens — alles das stand diesem Manne im Wege, und seiner Politik haben wir denn auch den einsetzenden tiefen Verfall der norddeutschen Kolonisationsgebiete, die Hemmung der hansischen Machtstellung, das Ausscheiden Österreichs und Bayerns aus dem obersten Rate der Nation, aus dem Kurfürstenkollegium und die daraus gefolgten furchtbaren Kämpfe und Zwistigkeiten, dann zuletzt den ersten großen Städtekrieg zu verdanken. Das brachte uns der Mann, der mit dem französischen Papst ein Herz und eine Seele war. Wundern wir uns, daß er die römischen Juristen zu Hülfe nahm, um damit dem autonomen Rechte der deutschen Stände den Prozeß zu machen? Von alledem sagt uns Janssen nichts; er sagt uns auch nichts davon, daß dieser Mann Kaiser wurde lediglich durch die Hülfe Frankreichs und des Papsttums, daß er es wurde im Gegensatz zu Ludwig dem Bayer, der im deutschen Volke populär geworden war, wie lange kein Kaiser mehr, der die deutschen Fürsten noch einmal zu einer nationalen That (Protest der Bischöfe zu Speyer, Erklärung der Kurfürsten zu Rense) fortgetrieben, der im Kampfe mit dem Papsttum das furchtbarste Hemmniß fand, seiner Politik eine sichere nationale Grundlage zu verschaffen. Die goldene Bulle Karls IV. brachte, wie Janssen dies früher bemerkt (S. 428), dem aus der Reichseinheit hervorgegangenen „Bundesstaat die rechtliche Anerkennung". Sie wurde „Reichsgrundgesetz". Und Janssen hätte sich als Historiker mit dieser geschaffenen Thatsache abfinden müssen. — Weiter!

„Eine starke Schutzwehr gegen das eindringende fremde Recht und dessen knechtische Lehrsätze bildete das kanonische Recht, welches allerdings seine Methode von dem römischen Rechte hernahm, die Materie aber, das heißt den Stoff seiner Entscheidungen, zum größten Teil aus dem germanischen Rechte schöpfte." Hier sagt es also Janssen selbst, daß das Gute, der lebendig fließende Inhalt der Kirche dem deutschen Leben entstammte, daß hier die Verkörperung dessen lag, was man Christentum nannte. Dann aber hätte die Kirche auch mehr Rücksicht auf das germanische Geistesleben nehmen sollen,

sie hätte sich nicht, wie sie es körperlich und politisch in Avignon that, auch in die geistige Gefangenschaft der Romanen begeben sollen. Der Geist eines Thomas von Aquino — das ist der Henkersknecht des christlich-germanischen Geisteslebens geworden. — Was nun die starke Schutzwehr des kanonischen Rechtes anbelangt, so müssen wir doch fragen, ob das kanonische Recht in unserem nationalen Rechtsleben gründete? Und wenn es dies nicht that, aber dennoch bei uns Eingang zu gewinnen suchte, war es dann für unsere eigene Rechtsentwicklung eine Schutzwehr oder ein Hemmnis? Ein gezogener Zaun kann beides sein, er kann den Wolf von der Herde abhalten, aber er kann auch die Herde zum Verhungern bringen, wenn sie innerhalb des Zaunes das Terrain kahlgefressen hat und nun durch den Zaun gehindert wird, außerhalb ihr Futter zu suchen. Und dann müssen wir ferner fragen, was wohl mehr die Einschläferung unsrer Rechtspraxis bewirkt hat, als z. B. die Exemtion ganzer Stände und Gebiete von weltlichem, heimischen Gericht und der Überweisung derselben an die geistliche Gerichtsbarkeit, wie sie z. B. Karl IV. 1376 dem Erzbischof von Köln erteilte? Was war mehr geeignet, die heimische Gerichtspraxis lahmzulegen und vergessen zu machen, als die Anwendung einer fremden „Methode" bei heimischen Grundsätzen? Was half es dem deutschen Volke, daß es feststand bei seinem Recht, wenn die Kirche ihre Gerichtsbarkeit mehr und mehr auf civil-kirchliche, ja auf rein civile Verhältnisse ausdehnte und dabei sich bald an das römische Recht, bald an das eigene, von ihr selbst geschaffene, also an das einheimische Recht ausschließende Sätze anlehnte? Gewiß, „die Reception des römischen Rechts ist wesentlich durch die kirchliche Litteratur und Rechtspraxis vermittelt worden", eine Rechtspraxis, die immer mehr in die altrömisch-absolutistische Anschauung zurücklenkte, je mehr die Kirche die lebendige Fühlung und Vermittlung mit dem Leben der Völker, namentlich des deutschen Volkes, verlor. Die Reception des römischen Rechts ist aber auch kein Ding an sich, wie sie bei Janssen erscheint, sie ist nur ein Glied in der Kette romanischer Kulturüberflutung, sie beginnt nicht im fünfzehnten Jahrhundert, sondern mit der Zeit, da jenes Mittelding entstand, welches römische Methode und germanische Materie mit einander zu verknüpfen suchte. Das kanonische Recht ist der Vorgänger des römischen gewesen, es hat diesem die Wege bereitet, und mag auch der nächste Erfolg ein trauriger

gewesen sein, eine Befruchtung des deutschen Rechtslebens hat das römische Recht doch, wenn auch in sehr später Zeit, gebracht, und jener traurige Erfolg war nicht so sehr dem römischen Rechte zuzuschreiben, als der Receptionsunfähigkeit des deutschen Lebens. Das letztere vermochte das fremde Recht, die geschriebene Vernunft, nicht mehr zu verarbeiten und in deutsch-nationalem Geiste umzuschmelzen. Der gleiche Gang, den unser römisch-deutsches Kaisertum hat gehen müssen, dieses wunderbarste Produkt jenes Mitteldinges, der Gang der Ablenkung von nationaler und natürlicher Grundlage durch einen verschrobenen Mystizismus zum Absolutismus, d. h. zur vollen Loslösung von dem Leben der Heimat, also zur Unmöglichkeit, ist von unsrer ganzen Kultur gegangen worden, von unserem Rechtsleben natürlich auch, nur daß hier die Lebenskraft des Volkes nicht mehr ausreichte, auf romanischer Grundlage einen gothischen Bau zu errichten, sondern zunächst der Zusammenbruch unsers ganzen Rechtslebens erfolgte. Die Fürsten haben dann nur zur Entwicklung gebracht, was eine frühere Zeit gesät, und in dieser früheren Zeit stand, was Janssen nicht aus der Welt schaffen kann, das Papsttum als Sämann vorne. Das mit dem Romanentum verbündete, das aus einer verfallenden Kulturwelt hervorgegangene Papsttum war der Störer unsrer nationalen Entwicklung.

Es ist nun das Schicksal eines jeden Volkes — denn kein Volk steht allein auf der Welt —, sich mit vorhandenen Kulturelementen und Kulturresten aus früherer Zeit abzufinden. Diese Abfindung wird ebenso stets einen gewissen Einsatz und eine Einbuße der natürlichen Volkskraft kosten. Es kann nun dieser Prozeß so vor sich gehen, daß nach der Abfindung noch ein Rest intakt gebliebener Volkskraft übrig bleibt, den dann die Kultur zu ihrem eigenen Weiterwachstum verbraucht, oder aber die Abfindung kostete eine ganze Volkskraft, das Volk ging an ihr zu Grunde, es bildete gleichsam den Boden, auf dem ein neues Volk mit der Aussicht auf besseren Erfolg den Kampf mit der mittlerweile schon durchsetzten älteren Kultur wieder aufnehmen kann. Die ältere Kultur besitzt dann nicht mehr jene nationale Festigkeit und Geschlossenheit, mit der sie dem früher unterlegenen Volke begegnete, es ist Aussicht vorhanden, daß das neueintretende Volk seine Eigenart doch noch in den verschiedenen Gebieten zur Blüte emporzutreiben vermag. An sich ist uns also der ganze Prozeß der

Entwicklung unseres Volkes keineswegs befremdlich, sein Kampf gegen Römertum, Papsttum, Romanentum erscheint uns als vollkommen natürlich. Aber weil uns dieser natürlich erscheint, erscheint uns auch seine Fortsetzung natürlich, die Reformation, die Abwendung von Rom, denn immer mehr kam es darauf an, unsre eigene Volkskraft zu bewahren vor einem Aufgehen im Dienste einer fremden älteren Kultur. Diese Einsicht mußte kommen unabänderlich und unabweislich, sie mußte gerade deshalb kommen, weil noch zu viel gesunde Volkskraft übrig war, wie uns Janssen das so schön erzählt hat. Hat auch immerhin die deutsche Reformation uns zunächst den Vorteil nicht gebracht, den man erwartete, sie brachte dem romanischen Absolutismus den Kampf und den Tod. Ueber England und Frankreich drang der in Deutschland geborene Gedanke zu uns zurück und bewirkte dann auch bei uns jene Umwandlung, welche wir dreihundert Jahre früher bereits erstrebten. Und wie gewaltig die Umwandlung ist, zeigt Janssen selbst: selbst unsere Theologen sind wieder zu Volksrechtsverteidigern geworden, trotzdem sie noch heute auf den päpstlichen Absolutismus eingeschworen sind und dem Papste das Unfehlbarkeitsdogma dedicierten. Ein Dilemma, ein etwas an sich Widernatürliches, aber der Prozeß der Umwandlung ist ja auch noch nicht zu Ende. Das Christentum muß deutsch werden. Wir müssen warten und weiterarbeiten und einstweilen Bücher kritisieren, die aus solchem Dilemma, aus solcher Widernatur direkt hervorgegangen sind.

Wenn Janssen uns nun auch erzählt, daß einzelne Päpste das Studium des römischen Rechtes verboten haben (S. 271), so waren das erstens nur die Päpste, welche mit dem auf dieses Recht sich berufenden staufischen Absolutismus etwas unsanfte Bekanntschaft gemacht hatten, zweitens hat Janssen vergessen, zu erzählen, ob diese Päpste mit diesem Verbot das Glück unsrer deutsch-nationalen Fortentwicklung im Auge hatten, oder sich nur selbst verteidigen wollten, drittens schob sich zwischen diese Päpste zufällig ein Innocenz III., wohl die absolutistischste Natur, welche das ganze Mittelalter trotz der Staufer erzeugt hatte, und viertens half das Verbot nichts, da die praktische „Methode" der Kirche ja doch, wie Janssen sagt, eine römische war und blieb. Es nützte höchstens insofern, als Innocenz IV. mit diesem Verbote die Freiheit gewann, den Prozeß gegen Kaiser Friedrich II. nach gar keiner Methode einzurichten, weder nach der römischen, noch

nach einer nichtrömischen, sondern an die Stelle des geordneten Prozesses die päpstliche Willkür, d. h. der Absolutismus trat. Und zwischen Willkür und römischer Methode schwankte von da ab das ganze Rechtsleben der Kurie, so daß wir abermals sagen müssen, der Verfall des deutschen Rechtslebens und die Einführung des römischen Rechtes war kein Ding für sich, sondern hing aufs engste zusammen mit dem Verfall der ganzen abendländischen Kultur. Das kanonische Recht verfiel in jener Zeit ebenso, wie das deutsche, und die Sorte von Juristen, welche später den Unwillen des deutschen Volkes so lebhaft entflammten, konnte man an der Kurie schon einige Jahrhunderte früher antreffen. Janssen sagt dies selbst. Er gesteht selbst zu, daß die „juristische Bildung" in „gänzlicher Entartung" begriffen war, als sie sich bis Deutschland Bahn gebrochen hatte (S. 473.) Also der Krankheitskeim wird von außen hereingetragen. Janssen spezialisiert zwar und sagt, „die Wissenschaft des römischen Rechts befand sich zur Zeit der Aufnahme desselben an den deutschen Universitäten im tiefsten Verfall"; aber dann verallgemeinert er und redet von der gänzlichen Entartung der juristischen Bildung überhaupt. Er wird wohl kaum beweisen können, daß es mit der Wissenschaft des kanonischen Rechts besser bestellt war.

„Während aber ‚das fremde Recht alles überwucherte', wurde die Fortbildung des einheimischen auf eine gewaltsame Weise gestört." (S. 474.) Wir haben dieser Anschauung entgegenzusetzen, daß nicht in der Reception des fremden Rechts die Ursache des heimischen Verfalls zu sehen ist, denn ein Acker, der ordentlich bestellt wird, wird nicht überwuchert, wohl aber ein verlassener Acker, sondern daß der Verfall unseres Rechtslebens bereits eingesetzt hatte, bevor es zu einer Reception kommen konnte. Janssen selbst verlegt das Aufkommen einer ständigen Vertretung des römischen Rechts an den deutschen Universitäten in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts, eigentlich sogar erst in das letzte Dezennium. (S. 472.) Es war dies also die Zeit nach den beiden großen Kriegen der Fürsten gegen die Städte, aus welchen die letzteren mit Niederlagen geschieden waren, die ihre fast vollkommene politische Passivität zur Folge hatten. Das städtische Leben wandte sich von der Politik dem reinen Handels- und Gewerbeleben zu. Dafür führt Janssen (S. 463) das Zeugnis des Franzosen Froissard an, der die fürstliche Macht in Deutschland im Aufschwung

begriffen sieht, während die Städte „ihr Streben und Trachten in jetziger Zeit viel mehr auf Handel, Reichtum und Gelderwerb gerichtet zu haben scheinen, als auf eine stolze Behauptung ihrer Stellung im Reich“. Wo aber das politische Leben erlischt, ist das selbständige Rechtsleben bereits erloschen, und die gesteigerte Not kann nur mehr den vollen Zusammenbruch oder aber eine Neubelebung bringen.

Sehen wir aber einmal von der Rechtsentwicklung hinweg und setzen an ihre Stelle die ganze Entwicklung der geistigen Kultur jener Zeit, so passen die Ausführungen Janssens auf Seite 474 ff. vollkommen auch auf den Stand andrer geistiger Bethätigung. „Tote Gelehrsamkeit und eine dem Leben entfremdete Theorie“ — damit ist die Charakteristik der damaligen Geistesarbeit klar und scharf wiedergegeben, und das trifft nicht nur auf dem Rechtsgebiete, sondern mit derselben Genauigkeit auf dem theologischen Gebiete zu. Und wie das Volk „Ursache bekam, den Glauben an die Heiligkeit und Unparteilichkeit des Rechts zu verlieren“, so ging ihm der Glaube an die Heiligkeit der kirchlichen Lehre und Praxis verloren. Das alles ist so untrennbar voneinander, daß uns die Naivetät Janssens immer von neuem Bewunderung einflößt, der alle diese Dinge so fein säuberlich zu trennen versteht und dann auf den verschiedenen Gebieten zu so ganz verschiedenen Urteilen gelangt, wie bei Zasius und Luther.

Im folgenden schildert Janssen den Widerstand der einzelnen Stände gegen das fremde Recht, aber im egoistischen Standesinteresse war das Leben der Nation erloschen. Das deutsche Volk war auseinandergerissen worden, es bildete kein Ganzes mehr, seine einzelnen Teile wurden nicht mehr von einem einheitlichen Blutstrom durchflutet, und wenn wir noch in der Zeit des schmalkaldischen Krieges den Papst sagen hören, er sei nicht der Meinung gewesen, dem Kaiser zum Siege über seine Gegner zu verhelfen, wenn wir zurückblicken auf die Politik der Kurie bis zu den Tagen eines Gregors VII., wo das Papsttum sich mit dem romanischen Volkstum vermählte, wir werden diesen Spruch immer wieder hören. Das Papsttum steht im Bunde mit den Fürsten, so oft das Königtum seine Macht zur Einigung des nationalen Lebens einsetzt, so unter Heinrich IV., unter Friedrich I., Philipp von Schwaben, Friedrich II., Albrecht I., Ludwig dem Bayer und so fort, bis die letzte Macht zerstört war, auf welche ein deutsches Königtum sich zu stützen vermochte. Zerrissen und gespalten war die Nation

lange vor der Reformation und so kam es, daß den Fürsten die ewige Handhabe zur Erweiterung ihrer Macht geboten wurde. Sie mußten verrichten, was das Königtum zu verrichten gehindert worden war, sie mußten die einzelnen Teile zunächst wieder sammeln und zu kleineren Ganzen zusammenschmieden, und dieser Sammlung durch die deutschen Fürsten hatte das deutsche Leben überhaupt die Möglichkeit einer dereinstigen Fortentwicklung zu danken, einer Fortentwicklung, die, sobald sie wieder einsetzte, auch sofort über das Fürstentum zu nationaler Einigung hinausstrebte. „Der Steuerdruck ward durch die römischen Juristen gefördert", meint Janssen (S. 486 ff), aber früher (S. 431) wies er darauf hin, wie die ganze Reichssteuer, welche Kaiser Sigismund bezog, nur mehr 13000 Gulden betrug. Es gibt wohl keinen bessern Beweis für das Versinken des ganzen deutschen Lebens und aller seiner Stände im Egoismus, als diese Thatsache. Und das war ein Jahrhundert vor der Reformation. Über die Kirchturmspolitik sich zu erheben, waren die Flügel aller zu schwach geworden. So mußte kommen, was kam, der fürstliche Absolutismus mit seinem ganzen Gefolge von Entmündigung und Entkräftung aller Stände, der Prälaten, der Ritter, der Städte und Bauern. Es mußte kommen auch ohne Reformation, die ihr Ziel doch nur einseitig und nicht für ganz Deutschland zu erreichten vermochte.

Die römischen Juristen, die großen Sündenböcke Janssens, suchten ihre fürstlichen Brodherrn von päpstlicher und kaiserlicher Gewalt abwendig zu machen. (S. 493.) Janssen hat uns einmal berichtet, daß die päpstliche Gewalt nach dem Ausspruche des Papstes Gelasius sich nicht in weltliche Händel mischen sollte. Dazu sei eben die weltliche Gewalt geschaffen und von der geistlichen getrennt worden. (S. 420.) Nun, in Rom hatte man diese Lehre schon lange vergessen, das Papsttum war zum weltlichen Fürstentum geworden. In Deutschland machte man es nun umgekehrt: „innerhalb ihrer Territorien wollten die Fürsten auch die päpstliche Gewalt besitzen". Janssen betrachtet das letztere wie ein Verbrechen. Wir stimmen ihm zu, wenn er zugesteht, daß das Verbrechertum in Rom seinen Anfang nahm. Im andern Falle sagen wir uns: der Cäsaropapismus der deutschen Kaiser und Fürsten war ein Schachzug dieser gegen den Versuch der Kurie, den papistischen Cäsarismus für sich ins Werk zu bringen, beide Erscheinungen aber waren Begleiterscheinungen einer verfallenden Kultur, der

kirchlichen, wie der weltlichen, beide Erscheinungen entstammten nicht der Willkür, sondern mit dieser dem Verfall. Die Kirche ist nicht Träger des Lebens und war es nicht; sie stand wie alle andern menschlichen Institutionen unter dem Einfluß des Werdens, des Zeitgeistes, und ihre sogenannte göttliche Sendung hat sie nicht davor bewahren können, die ganze menschliche Entwicklung bis in ihre letzten und niedrigsten Phasen mit durchzumachen, wie die ihr einwohnende sogenannte göttliche Macht auch niemals imstande gewesen ist, eine schlechte Entwicklung zu verhindern und eine gute zu erhalten. Sie unterscheidet sich hierin durch gar nichts von irgend einer Priesterschaft einer andern Zeit und einer andern Völkerentwicklung. Wer wünscht, daß man die Kirche darum preise, wieviel Kulturelemente sie dem deutschen Volke aus der antiken Welt zugeführt, der muß sich auch gefallen lassen, daß man eben derselben Kirche vorwirft, daß sie eine Unmenge von Krankheitskeimen in das gesunde deutsche Leben aus jener verfallenden Kultur mit hereingeschleppt hat, Krankheitskeime, die bei direkter Berührung auf unser Volkstum absolut tödtlich wirkten, wie dies der Untergang der Ostgoten und Longobarden in Italien, der Westgoten, Alanen und Vandalen in Spanien, der Burgunder und Franken in Frankreich beweist, während die Gesundheit der östlichen deutschen Stämme, der Bayern und Sachsen, den diesrheinischen Franken und Alemannen ihr Volkstum bewahren half trotz der Kirche und trotz ihres späteren ausschließlichen Bündnisses mit dem Romanentum. Wer aber keine Schuld auf die Kirche geworfen sehen will, der nehme auch kein Verdienst für sie in Anspruch, sondern sage rund und klar: alles war, wie es die innere Notwendigkeit und die äußeren Umstände geboten.

Der Sachsenstamm hat sich losgerissen von der Kirche zum größten Teil, die andern Stämme sind ihm zum Teil gefolgt, am wenigsten von allen der Frankenstamm, zu dem das Christentum zuerst gelangte, der mit dem Romanentum in fortwährender Berührung blieb. Die Losreißung war die letzte Möglichkeit, Deutschland vor gänzlicher Romanisirung zu retten. Zu einer späteren Einigung legte jene Zeit den ersten Grundstein: Luther schuf dem Volke eine gemeinsame Schriftsprache, der erste Träger einer nationalen Entwicklung. Daß dies den Deutschen im Bewußtsein bleiben möge und immer tiefer ins Bewußtsein dringe, damit noch einmal die deutsche Kultur mächtig

und einheitlich zusammenschieße und also in den Stand gesetzt werde, fördernd und weiterbildend auf die Kultur der Menschheit überhaupt zu wirken, das muß der Wunsch jedes denkenden Menschen sein und bleiben, der sein Volk und Vaterland liebt. Janssen ist zu dieser Erkenntnis nicht gelangt. Die Männer der Reformation sind ihm keine großen Männer, und doch wüßten wir, abgesehen von allem Wirken auf religiösem und theologischem Gebiet, nicht viele Thaten der einen Kulturthat Luthers an die Seite zu setzen: die Schöpfung der deutschen Sprache. Janssen ist im Dilemma, in der Widernatur stecken geblieben, wie die große Zahl seiner rheinisch-westfälischen Landsleute, die den Schritt des Sachsenvolkes mitzumachen durch romanische Übermacht einstens gehindert wurden.

III. Auswärtige Verhältnisse und Reichseinigungsversuche unter Maximilian I.

Im folgenden versucht Janssen nun wieder, „die Geschichte sich durch sich selbst erklären zu lassen". Daß er dabei zu ganz unerklärlichen Dingen kommt, merkt er nicht. Die deutsche Nation ist die mächtigste, die blühendste, die lebensvollste in Europa. Janssen hat uns das bewiesen. Es fehlt ihr nur eins: der Mann, der Held, der all dieses strahlende Leben in einen großen Strom vereinigt, einen Strom, der dann weiterbraust durch Europa bis nach Asien, der die Gläubigen sammelt unter dem Zeichen des Kreuzes und die Ungläubigen trifft mit der Schneide des Schwertes. Und das deutsche Volk hat dieses Glück, ein Glück, wie es wohl selten in der Geschichte eines Volkes wiederkehrt. Der Held kam, der Held hieß Maximilian. Wir können nun die ganzen folgenden hundert Seiten überschlagen und einfach an das Lebensende dieses Mannes treten, um zu sehen, wie seine naturgemäß von einer Heldenthat zur andern fortstürmende Kraft den großen Glückstraum unseres Volkes verwirklichte. „Die beim Regierungsantritte Maximilians von dem ganzen Volke wie vom Könige selbst gehegten Hoffnungen auf eine Wiedererstarkung des Reiches gingen nicht in Erfüllung. Schmerzbewegt sagte der Kaiser wieder-

Platz mehr, und so blieb die fremde Volksnatur erhalten. Das deutsche Volkswachstum hatte seine natürlichen Grenzen erreicht, und das allein bestimmte die sogenannte „maßvolle Weise".

„Das römisch-deutsche Kaisertum war der ‚große Friedenshalter' inmitten Europas". „Allgemeine europäische Kriege gehörten zu den unmöglichen Dingen". Nur stellt sich der ewige Friede als ein fortwährender Kampf der Deutschen mit fremdem Volkstum dar, und nachdem die deutsche Kraft sich in diesem Kampfe erschöpft hatte, trat die große „verhängnisvolle Wendung" ein. Je mehr das Reich sich von seinen äußeren Aufgaben zurückzog, desto mehr lockerten sich auch alle innern staatlichen Verhältnisse". (S. 496.) Wir können den Satz auch umkehren und sagen: jemehr sich die inneren Verhältnisse lockerten, um so mehr trat das Reich von seinen äußeren Aufgaben zurück. Also das sind nur parallele Erscheinungen, sie erklären einander nicht, und die Ursache dieser Erscheinungen gibt Janssen nicht an. Der Wahrheit kommen wir näher, wenn wir aus der Aktivität des Sich-Zurückziehens in die Passivität des Zurückgedrängt-Werdens übertreten. Und damit haben wir dann die Thatsache, daß das deutsche Leben, die Grenzen seines äußeren körperlichen Wachstums erreicht hatte, daß keine Kraft mehr vorhanden war, die über diese Grenze hinausführte, wir haben den Stillstand, den Rückgang insofern, als das deutsche Leben sich mehr und mehr gezwungen sah, die erst halb fertigen Errungenschaften nach und nach wieder aufzugeben. Wir glauben nicht, daß man aus dieser einfachen Thatsachenrechnung einen Faktor hinausziehen kann. Stimmt es nicht damit überein, wenn Janssen selbst sagt: „das politische Leben wurde in dem ganzen Zeitraum von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian I. von keinen allgemeinen Ideen bewegt, und der Nation kamen alle gemeinsamen die Kräfte einigenden Aufgaben abhanden?" (S. 496.) Stimmt es nicht ebenso damit überein, wenn wir die Thatsache anführen können, daß die Niederlage der Städte, das Zurückweisen der Macht, welche den Versuch gemacht hatte, nach dem Verfall des Kaisertums das politische Leben des deutschen Volkes in neue Bahnen zu lenken, aus politischer Aktivität in volle politische Passivität und Apathie in der gleichen Zeit erfolgte, da unsere Kolonisation zum Stillstand kam, da im Jahre 1386 durch die Vereinigung der litthauischen mit der polnischen Krone und im Jahre 1389 durch die Union der skandinavischen

Reiche unsrer Kolonisation ein „bis hierher und nicht weiter“ zugerufen wurde? Ist es nicht dieselbe Zeit, da in Deutschland der sogenannte Landfriede von Eger geschlossen wurde, bei dem der plötzliche Übertritt des Königs Wenzel auf die Seite der Fürsten und das strenge Verbot aller städtischen Sonderbündnisse erfolgte? Und stimmt nicht ebenso mit diesem Rückgang der deutschen Volkskraft die Anführung Janssens überein; „am verhängnisvollsten wurden für das Reich die Fortschritte des französischen Königtums und die Türken“. Der Druck, den die Hegemonie des Kaisertums auf das Leben Frankreichs geübt, hatte gerade hingereicht, dieses Leben zu einer einheitlichen Organisation zu führen. Der Druck war gewichen, und aus dem festgefügten Volksorganismus strömte ein Leben, das an geschlossener Kraft und Fülle alles hinter sich zurückließ.

Der Niedergang der städtischen Politik nach Innen und Außen erfolgte zu gleicher Zeit. Wir fragen, wie er hätte verhütet werden können. Die bäuerliche Kultur Deutschlands bedeutete derjenigen der Ost- und Nordländer gegenüber keinen Fortschritt. Wohl aber stand die städtische Kultur in Deutschland auf einer vorgeschritteneren Höhe. Sie allein also konnte die Vermittlerin nach außen abgeben. Nun vermag sich aber keine städtische Kultur zu halten, wenn nicht das ganze Volksleben ihr zur Unterlage dient. Einerseits hätte sich also die städtische Kultur das deutsche Volksleben erringen, durch ihre Einwirkung hätte es zu einer höheren Stufe landwirtschaftlicher Kultur in Deutschland selbst kommen müssen, und andererseits hätte alsdann diese höhere landwirtschaftliche Kultur der deutschen Kultur abermals das Übergewicht dem Ausland gegenüber gegeben. Nur so war ein Fortschritt möglich. Aber wir wissen bereits, dieser Fortschritt in Deutschland erfolgte nicht oder nur halb, die städtische Kultur ward vom Lande zurückgewiesen, und damit erfolgte gleichzeitig der Rückschlag vom Auslande.

Also es ist nicht ein „Sich-Zurückziehen“, sondern ein „Zurückgetrieben-Werden, das sich da vor unsern Augen vollzieht. Wer aber trieb zurück? Janssen erzählt Seite 496 ff. viel von der Bösartigkeit der französischen Entwicklung, was die Könige Frankreichs alles ersannen und trieben, um das Reich zu stürzen und das deutsche Volk zu kränken. Kein chauvinistisch-patriotischer Geschichtsdichter könnte das beweglicher darstellen. Aber von der traurigen Rolle, welche das Papsttum in dieser Politik der französischen Könige spielte,

verrät uns Janssen nichts. Das Papsttum hatte sich der Kraft unseres Volkes bedienen wollen, zur Weltherrschaft zu gelangen. Unsere Kraft erreichte eine Grenze, da schwenkte das Papsttum ab, und wandte sich dem zu, der mehr bieten zu können schien, den Franzosen. Und daß nun deren bisher von uns zurückgehaltenes Leben sich zu entfalten suchte, daß die junge Kraft Frankreichs die ältere abnehmende Kraft des Reiches zu verdrängen und zu beschneiden suchte, kann uns um so weniger wundernehmen, als das Leben Frankreichs, als seine Kultur jene innere Kolonisierung erreicht hatte, die uns versagt blieb, nur das nimmt uns wunder, wie ein deutscher Geschichtschreiber die Fadenscheinigkeit des mittelalterlichen Kirchenideals, die bei dieser Abschwenkung des Papsttums so offen zu Tage tritt, nicht zu erkennen, sondern sich für diese heute noch zu begeistern vermag. Und mag dazwischen auch einmal ein einsichtiger Papst meinen: „die französische Nation trachte nach dem Umsturz der kaiserlichen und päpstlichen Macht und wolle den ganzen Erdkreis ihren Geboten unterwerfen“ (S. 499 f), so hält diese Erkenntnis nicht allzulange vor. Darin aber geben wir Janssen recht, daß Kaisertum und Papsttum zusammenstanden und -fielen, man erkannte wohl dunkel, was die Kirche an Deutschland gehabt und verloren, aber wir müssen nach Janssenscher Anschauungsweise hinzusetzen: verloren durch ihre „Schuld“. Denn wer hat die Züge der Deutschen nach Italien unmöglich gemacht? Wer hat jeden errungenen Erfolg sofort wieder in Frage gestellt? Wessen unbemessene Herrschsucht hat alle Kraft, alle Mühe und alles Blut der Deutschen in den Staub getreten? — Janssen erzählt, wie sich Italien nach dem Kaiser sehnte, wie ein Dante den deutschen Kaiser als Erlöser begrüßte, wie ein Petrarca den Kaiser Karl IV. herbeirief und ihm „die Beruhigung Italiens“ als „heiligste und schönste Aufgabe“ hinstellte. Und zu was hatte sich eben dieser Karl IV. dem Papsttum gegenüber verpflichten müssen, zu was hatte dieser Romanoslave sich wirklich verpflichtet? Die Bedingungen, unter denen die Kurie 1346 seiner Königswahl zustimmte, gaben die Stellung des Reiches vollkommen preis. Die Gesetze Ludwigs des Bayern sollten aufgehoben sein; der deutsche König sollte nach seiner Wahl erst zur Krönung zugelassen werden, wenn er vom Papste bestätigt sei. In Italien verzichtete Karl auf Neapel, Korsika, Sizilien, Ferrara; er erkannte den Papst im voraus als Schiedsrichter in allen zwischen dem Reich und Frank-

reich schwebenden Streitigkeiten an. Von Ludwig dem Bayer hatte der Papst das Zugeständnis der Bestätigung der deutschen Gesetze durch den Papst verlangt: an Karl IV. stellte man dieses Verlangen nicht mehr, aber dennoch mußte er zugestehen, daß die Gesetze Ludwigs des Bayern aufgehoben seien. Kann man sich eine erbärmlichere Ausgestaltung des Janssenschen Papst- und Kaiserideals denken? Nein, nicht der Kampf gegen Frankreich war für Deutschland „ein Gebot der Selbsterhaltung", sondern der Kampf mit Frankreich, mit allen Nationen, die ein selbsteigenes Leben führen wollen und zu führen stark genug sind, gegen dieses verhunzte Papsttum, das war das Gebot der Selbsterhaltung, gegen dieses Papsttum, welches Nation gegen Nation ausspielte, die eine der andern zu Füßen warf in der blödsinnigen Meinung, also seine Halbgottherrschaft über alle gleichmäßig ausüben zu können. Dieser Kampf war nötig geworden, als das Papsttum dem Franzosentum seine Autorität zur Verfügung stellte und sich also die frechsten Eingriffe in unsere nationale Entwicklung erlaubte. Und dieser Kampf entbrannte denn auch, in England, Böhmen, in Constanz und Basel und Janssen sagt uns nichts davon. Er hat eine wunderbare Naturgabe, Unliebsames nicht zu sehen, und doch hätte er als redlicher Geschichtschreiber nicht nur von einem Papstideale, sondern auch von der wirklichen Ausgestaltung dieses Ideals reden müssen, aber die Quellen für gute Nachrichten scheinen sehr dürftig zu fließen, denn nur hin und wieder begegnet uns etwas davon. Als redlicher Geschichtschreiber hätte er zeigen müssen, daß dieses Papstideal niemals Körper gewonnen hat, sondern immer mehr zum körperlosen Schemen ward, während ein ganz anderes Papsttum in der Wirklichkeit erschien. Dieses ganz andere Papsttum aber den Leuten vorzuzeichnen, kann der redliche Theologe nicht dulden und so schweigt der Geschichtschreiber, d. h. er wird unredlich — unredlich, ohne es selbst zu merken.

Janssen führt uns nun zu den Türken. Der Verfall des Kaisertums und der Verfall der Stellung der Christenheit im Orient stehen wieder als parallele Erscheinungen neben einander. (S. 503.) Um den Zusammenhang dieses doppelten Verfalls klar zu machen, hätte der Geschichtschreiber etwas weiter ausgreifen müssen. Aber auch dabei hätte er das Papsttum, welches sich von rein weltlichen Gesichtspunkten beherrschen ließ, bloßstellen müssen, und auf „die heldenmütigen

Anstrengungen der Päpste Nikolaus V., Calixtus III. und Pius II. wäre ein unliebsamer Schatten gefallen. Der Theologe geht dem instinktiv aus dem Wege und schiebt statt dessen einige Kreuzzugspredigten Pius II. ein, die das ganze Abendland in Bewegung gebracht haben sollen. Leider erfolgte kein Kreuzzug. „Die Fürsten blieben unthätig und zwieträchtig“ ... „Die Offensivkraft verblieb dem Osmanentum.“ Das würde nun wunderbar stimmen, wenn Janssen uns mitgeteilt hätte, daß das deutsche Leben im Absteigen begriffen war. Aber er glaubt an das Gegenteil. Er muß sich also einmal geirrt haben, denn die Blumen blühen im Frühjahr und die Blätter welken im Herbst, und bei der jungen osmanischen Macht blüht und treibt alles, und bei der verfallenden deutschen Macht welkt alles ab. Kann Janssen einem ausgewachsenen Körper ein neues Wachstum verschaffen? Glaubt er, durch Predigten ließe sich ein solches Wachstum einem Volke wiedergeben, es ließe sich so die aus diesem äußeren Wachstum sprießende Offensivkraft wiederherstellen? Die göttliche Macht des Papsttums hätte eigentlich aus dem deutschen Herbst ein blühendes Frühjahr machen müssen. Das aber geschah nicht, und der patriotische Geschichtschreiber scheint es dem Theologen einen Augenblick übel zu nehmen, daß das Papsttum seinem Volke diesen kleinen Gefallen nicht that, denn er meint, das Papsttum selbst sei den Weg des Verderbens gewandelt. „Die in Italien herrschende eigensüchtige Kabinetspolitik, die üppige Weltlust und Verdorbenheit hatte unter diesen Päpsten — Innocenz VIII. und Alexander VI. — auch den römischen Hof erobert.“ Nun, die Eroberung geschah schon etwas früher, nur infizierte sie nicht gerade jeden und alle Päpste so, wie die beiden Genannten.

Aber auch noch nach einer weiteren Seite müssen wir den Blick wenden, die Janssen unbeachtet gelassen hat. Er führt an, daß es trotz der päpstlichen Ermahnung zum Kreuzzug in Deutschland, in Europa zu keiner Einigung kam, er vermißt diese Einigung auch später noch mehrmals, wenn er auf die politischen Reformversuche zu sprechen kommt, und doch hat Janssen uns ebenso mitgeteilt, daß die Wandlung aus der Monarchie zum Bundesstaat bereits in der goldenen Bulle ihre gesetzliche Sanktion erhielt. Wenn sich die Geschichte nun durch sich selbst erklärt, so hätte Janssen begreifen müssen, was dieser sein eigener Ausspruch enthielt. Monarchie und Offensivkraft

wachsen auf demselben Stamm, das deutsche Kaisertum war nur möglich durch die offensive Kraft des germanischen Lebens; sobald diese Kraft erlosch, mußte die Bedeutung des Kaisertums sinken, es mußte so etwas wie ein Bundesstaat herauskommen. Ein Bundesstaat aber wird vielleicht zu einer Einigung in der innern Politik kommen, obschon ihm auch hier das Wandeln neuer Wege gegen die Natur geht, aber ob je zu einer Einigung in der äußeren Politik? Jedenfalls ist die Offensive nicht die Natur eines Bundesstaates. Staaten schließen einen Bund zu gegenseitigem Schutz, und das weist auf die Defensive. Die Einigung aber war die Hauptsache und zu ihr kam es nicht. Das Haupthindernis aber war das Fortbestehen des Bundesstaates. Es gab trotz Kaiser und Papst keine einheitliche Führung mehr in Deutschland, wie in Europa. Janssen erwähnt der Konkordate nicht. Ein Konkordat aber gibt es nur zwischen koordinierten Gewalten, nicht zwischen subordinierten. In der großen Konzilienperiode war es zu solchen Konkordaten gekommen, so zwischen der Kurie und Habsburg — dieses Konkordat brachte Enea Silvio, der spätere Papst Pius II. zustande —, mit Cleve, mit Brandenburg. Also politisch war die Selbständigkeit der Fürsten sanktioniert durch die goldene Bulle, kirchlich wenigstens bei einzelnen durch die Konkordate. Und da wundert sich Janssen, daß die Fürsten auf dem Wege zum „Cäsaropapismus", zur vollen Souveränetät, lustig weiterschritten? Papst und Kaiser hatten ja selbst diesen Weg ebnen helfen. Der ganze fürstliche Egoismus, den Janssen stellenweise mit Recht nicht genug zu brandmarken weiß, wurde von langer Hand her großgezogen, er wuchs empor mit dem Verfall der centralen Gewalten, und beide Erscheinungen bedingen einander notwendig und untrennbar. Aber beide haben ihre Ursache anderswo: in dem Verfall der älteren christlichen Kultur, in dem Verfall des deutschen Lebens, das unter die Herrschaft einer fremden Theorie geraten war. Als Historiker aber hat Janssen das Gewordene anzuerkennen und mit ihm zu rechnen, und sobald er damit rechnet, wird er einsehen, daß ein Kreuzzug, daß ein Papsttum, daß ein Kaisertum einfach eine Unmöglichkeit geworden waren, wenigstens unmöglich nach jenem Ideale, welches eine frühere Kulturperiode, eine ältere aber überlebte Denkart erzeugt und hervorgebracht hatte.

Wir gehen nun zur Charakteristik Maximilians I. über. Ich verweise seiner Persönlichkeit halber auf meine Geschichte Bayerns,

wo ich meine Anschauung weiter ausgeführt habe. Für Janssen ist Maximilian der Held und Reformator, der alles wieder in Ordnung hätte bringen können, wenn die andern anders gewesen wären. Aber erstens waren die andern nicht anders, und zweitens war Maximilian selbst kein andrer als die andern, er war nur ein Sohn jener wunderbar bewegten Zeit, in dem sich eben diese Zeit mit all ihrer Unruhe und Sprunghaftigkeit, mit all ihrem Sehnen nach Neuem und Großem, mit ihrer blitzenden Genialität, aber auch mit ihrer Unfähigkeit, das Neue abwägend zu bilden und das Alte zu lassen, gleichsam wie zu einem potenzierten Gesamtbilde verkörperte. Daß dieser Mann auf die Menschen wirkte und wirken mußte, ist natürlich, und sehen wir dies nicht nur bei fast allen gleichzeitigen und den meisten späteren Geschichtschreibern, sondern ebenso bei Janssen, der vollständig in das Netz dieser sprudelnd liebenswürdigen Persönlichkeit gegangen ist. Janssen schildert die Lichtseite dieses Mannes, wir aber haben die traurigere Aufgabe, da wir aus Janssen das Endresultat seines Lebens und Wirkens bereits kennen, nach den Schattenseiten zu sehen. Auf S. 508 erwähnt Janssen die wesentlichen Fehler Maximilians, aber nur flüchtig, es thut ihm weh, davon reden zu müssen. „Übermäßige Verschwendung, Mangel an Festigkeit in seinen Entschlüssen und allzu großes Vertrauen auf die Menschen.“ Das reicht für uns vollkommen aus. Ein solcher Mann in solcher Zeit war verraten und verkauft. Zum Reformator war der Mann nicht geschaffen, zum deutschen Helden noch weniger, zum Helden von Romanen und Romantikern vielleicht eher, und mochten seine geistigen Fähigkeiten noch so groß sein, und mochte er selbst weinen ob der Not des Reiches — er war ein „Gemütsmensch“, kein scharfer Denker, dem Gedanken und That als untrennbares Ganze zusammenwachsen. Die „Patrioten“ hatten auf ihn ihre Hoffnungen gesetzt (S. 511), und wie warm uns da auch die Töne an Ohr und Herz schlagen, wir müssen bedauernd sagen, daß gerade diese romantische Gemütsüberschwänglichkeit für unsere Entwicklung nicht günstig gewirkt, daß sie den hartgesottenen Egoisten das Spiel nur erleichtert hat.

Im Jahre 1495 eröffnete Maximilian seinen ersten Reichstag zu Worms. Warm und beredt fließt ihm das Wort von den Lippen, und was er wollte, wollten eigentlich alle. Aber jeder wollte es in seiner Weise. Was nun? Nachgeben, nicht nur auf sich, sondern

auch auf das allgemeine Wohl schauen — so wird man sagen. Aber wer sollte anfangen? Man schob dem König die Initiative der Selbstverleugnung zu. Der lehnte sie ab. Und so kam nichts Ganzes, nur ein Stückwerk von Reform kam heraus. Janssen steht auf der Seite Maximilians und gibt ihm recht. Wir stellen uns sofort auf seine Seite, wenn man uns darthun kann, daß Maximilian die persönliche Macht besaß, sich das zu erzwingen, was man ihm versagte. Besaß er diese Macht? — Nein! Und so sagen wir, daß seine Persönlichkeit, sein Egoismus stärker war, als seine Begeisterung für das Wohl des Reiches, denn wäre das nicht gewesen, so hätte er nehmen müssen, was zu haben war, er hätte dann seine ganze Persönlichkeit einsetzen müssen, das Fehlende allmählich zu erlangen, denn der Wille, das Vertrauen der Nation kam ihm entgegen; er hätte sich, wir zweifeln keinen Augenblick daran, allmählig an die Spitze der ganzen Reformarbeit, als ihr Lenker und Leiter emporschwingen können, die Einigung würde sich vollzogen haben, nicht um ein totes Schemen, um das Gespenst des Kaisertums, sondern um die lebendige Persönlichkeit Maximilians selbst. Bei dieser harten Arbeit hätte es sich erweisen müssen, ob die Persönlichkeit Maximilians dem Königtum die Macht wieder zu geben vermochte, die es nicht mehr besaß, oder ob die Nation verharren wollte in dem festgefrorenen Egoismus, für den das absolute Fürstentum wohl als sprechendster Ausdruck, dann aber auch als einziger Erlöser erschien. Das ist abstrakt. Wir reden von einem Maximilian, der nicht war, aber das beweist uns zugleich, daß Maximilian auch nicht der war, für den Janssen ihn ansieht: der verkannte und zurückgestoßene Heros der deutschen Nation. Der wirkliche Maximilian war gekränkt über die Behandlung, die er hatte erfahren müssen (S. 515), er stellte sich auf die Gegenseite dessen, den er vor allem nötig hatte, des Kurfürsten Berthold von Mainz (S. 530). Anstatt die Reformarbeit mit aller Kraft und Energie in die Hand zu nehmen, brannte Maximilian nur vor Verlangen, dem Franzosenkönig, dem Kränker seiner Ehre, an die Gurgel zu fahren, als ob eine einzige aufgeschobene, dann aber erfolgreiche Abrechnung nicht ebenso gut, nein unendlich besser gewesen wäre, als alle die nervösen Ansprünge, die der deutsche König dann auf die festgefügte Macht Frankreichs unternahm. Das war nicht deutsch, sondern überstürzte Romantik. Heinrich I. hat den Ungarn neun Jahre Tribut gezahlt,

wo ich meine Anschauung weiter ausgeführt habe. Für Janssen ist Maximilian der Held und Reformator, der alles wieder in Ordnung hätte bringen können, wenn die andern anders gewesen wären. Aber erstens waren die andern nicht anders, und zweitens war Maximilian selbst kein andrer als die andern, er war nur ein Sohn jener wunderbar bewegten Zeit, in dem sich eben diese Zeit mit all ihrer Unruhe und Sprunghaftigkeit, mit all ihrem Sehnen nach Neuem und Großem, mit ihrer blitzenden Genialität, aber auch mit ihrer Unfähigkeit, das Neue abwägend zu bilden und das Alte zu lassen, gleichsam wie zu einem potenzierten Gesamtbilde verkörperte. Daß dieser Mann auf die Menschen wirkte und wirken mußte, ist natürlich, und sehen wir dies nicht nur bei fast allen gleichzeitigen und den meisten späteren Geschichtschreibern, sondern ebenso bei Janssen, der vollständig in das Netz dieser sprudelnd liebenswürdigen Persönlichkeit gegangen ist. Janssen schildert die Lichtseite dieses Mannes, wir aber haben die traurigere Aufgabe, da wir aus Janssen das Endresultat seines Lebens und Wirkens bereits kennen, nach den Schattenseiten zu sehen. Auf S. 508 erwähnt Janssen die wesentlichen Fehler Maximilians, aber nur flüchtig, es thut ihm weh, davon reden zu müssen. „Übermäßige Verschwendung, Mangel an Festigkeit in seinen Entschlüssen und allzu großes Vertrauen auf die Menschen.“ Das reicht für uns vollkommen aus. Ein solcher Mann in solcher Zeit war verraten und verkauft. Zum Reformator war der Mann nicht geschaffen, zum deutschen Helden noch weniger, zum Helden von Romanen und Romantikern vielleicht eher, und mochten seine geistigen Fähigkeiten noch so groß sein, und mochte er selbst weinen ob der Not des Reiches — er war ein „Gemütsmensch“, kein scharfer Denker, dem Gedanken und That als untrennbares Ganze zusammenwachsen. Die „Patrioten“ hatten auf ihn ihre Hoffnungen gesetzt (S. 511), und wie warm uns da auch die Töne an Ohr und Herz schlagen, wir müssen bedauernd sagen, daß gerade diese romantische Gemütsüberschwänglichkeit für unsere Entwicklung nicht günstig gewirkt, daß sie den hartgesottenen Egoisten das Spiel nur erleichtert hat.

Im Jahre 1495 eröffnete Maximilian seinen ersten Reichstag zu Worms. Warm und beredt fließt ihm das Wort von den Lippen, und was er wollte, wollten eigentlich alle. Aber jeder wollte es in seiner Weise. Was nun? Nachgeben, nicht nur auf sich, sondern

auch auf das allgemeine Wohl schauen — so wird man sagen. Aber wer sollte anfangen? Man schob dem König die Initiative der Selbstverleugnung zu. Der lehnte sie ab. Und so kam nichts Ganzes, nur ein Stückwerk von Reform kam heraus. Janssen steht auf der Seite Maximilians und gibt ihm recht. Wir stellen uns sofort auf seine Seite, wenn man uns darthun kann, daß Maximilian die persönliche Macht besaß, sich das zu erzwingen, was man ihm versagte. Besaß er diese Macht? — Nein! Und so sagen wir, daß seine Persönlichkeit, sein Egoismus stärker war, als seine Begeisterung für das Wohl des Reiches, denn wäre das nicht gewesen, so hätte er nehmen müssen, was zu haben war, er hätte dann seine ganze Persönlichkeit einsetzen müssen, das Fehlende allmählich zu erlangen, denn der Wille, das Vertrauen der Nation kam ihm entgegen; er hätte sich, wir zweifeln keinen Augenblick daran, allmählig an die Spitze der ganzen Reformarbeit, als ihr Lenker und Leiter emporschwingen können, die Einigung würde sich vollzogen haben, nicht um ein totes Schemen, um das Gespenst des Kaisertums, sondern um die lebendige Persönlichkeit Maximilians selbst. Bei dieser harten Arbeit hätte es sich erweisen müssen, ob die Persönlichkeit Maximilians dem Königtum die Macht wieder zu geben vermochte, die es nicht mehr besaß, oder ob die Nation verharren wollte in dem festgefrorenen Egoismus, für den das absolute Fürstentum wohl als sprechendster Ausdruck, dann aber auch als einziger Erlöser erschien. Das ist abstrakt. Wir reden von einem Maximilian, der nicht war, aber das beweist uns zugleich, daß Maximilian auch nicht der war, für den Janssen ihn ansieht: der verkannte und zurückgestoßene Heros der deutschen Nation. Der wirkliche Maximilian war gekränkt über die Behandlung, die er hatte erfahren müssen (S. 515), er stellte sich auf die Gegenseite dessen, den er vor allem nötig hatte, des Kurfürsten Berthold von Mainz (S. 530). Anstatt die Reformarbeit mit aller Kraft und Energie in die Hand zu nehmen, brannte Maximilian nur vor Verlangen, dem Franzosenkönig, dem Kränker seiner Ehre, an die Gurgel zu fahren, als ob eine einzige aufgeschobene, dann aber erfolgreiche Abrechnung nicht ebenso gut, nein unendlich besser gewesen wäre, als alle die nervösen Ansprünge, die der deutsche König dann auf die festgefügte Macht Frankreichs unternahm. Das war nicht deutsch, sondern überstürzte Romantik. Heinrich I. hat den Ungarn neun Jahre Tribut gezahlt,

um sich unbeirrt von ihnen ein Heer schaffen zu können, das ihnen dann in der Schlacht zu stehen vermochte. Er erreichte sein Ziel. Friedrich Wilhelm I. von Preußen hat ein ganzes Leben lang Soldaten gedrillt, um dem Sohne die Möglichkeit einer Aktion zu schaffen. Der Sohn erfüllte des Vaters Testament. Romantischen Rittergeist — den besaß Maximilian, aber staatsmännischen Fernblick, die Geduld der harten Arbeit und ihre sittliche Schätzung fehlte ihm, wie der Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Daß aber dieses fahrige Wesen des Kaisers auf einen Berthold von Mainz, der die Geduld der harten Arbeit wenigstens nach einer Seite besaß und übte, eher Mißtrauen als Vertrauen erweckend wirken mußte, ist wohl nicht zu verwundern. Wohl aber ist es zu verwundern, daß Janssen die Kraft dieses Mannes so unterschätzt und von „geharnischten Reden" und sonstigem spricht, womit dieser Mann sein Nichthandeln gedeckt habe. Wir sind weit davon entfernt, nun in Berthold den nicht zum Erfolge gelangten eigentlichen Reformator erkennen zu wollen; er sah eines nicht, was wenigstens in die Ahnung Maximilians eingedrungen war, das Leben des Volkes, die Macht der Demokratie. Aber was Berthold wollte, hatte Hand und Fuß, was Maximilian wollte, war ein Traumgebilde, zusammengewebt aus der alten Kaiserherrlichkeit und dem habsburgischen Sonderinteresse.

In Worms hatte Maximilian einige Zusagen erhalten. Als ob nun alles in Ordnung wäre, stürzte er fort nach Italien gegen Frankreich. Der Erfolg war eine Schlappe. Von zwei entgegengesetzten Polen zerrte man an dem Leben der Nation. Es war natürlich, daß dieses also nicht in Bewegung geriet. Und Bewegung wäre zunächst die Hauptsache gewesen. Darum sagen wir nochmals, hatte Maximilian die Kraft nicht, die entgegenstehenden Mächte zu sich herüberzuziehen, so hätte er ganz und unbedingt auf ihre Seite treten müssen. Aber auf keinem der beiden Wege versuchte er sich energisch. Immer wieder sprang er ab und träumte von kaiserlichen Großthaten, die dann nie zustandekamen, und das Reformwerk — „es ging gar langsam zu, es war wenig Ernst und Fleiß in den Ständen des Reiches von Oben bis Unten und billig zum Erbarmen." (S. 523.) Das Leben des Volkes ging in seinen centrifugalen Bahnen ungehemmt und ungestört weiter trotz Kaiser und Reformpartei. Bis zum Augsburger Reichstage im Jahre 1500 waren die Dinge nicht besser,

Königs fügen.“ Maximilian richtete das Kammergericht wieder auf. Er kam mit dem Entwurf eines neuen sogenannten Reichsregiments, welches nichts weiter war, als der Hofrat eines absoluten Fürsten. Wir nehmen den Gedanken an, aber nicht als „maßvollen Vorschlag“, wie Janssen meint; wir nehmen ihn an, weil wir sagen, auch ein absolutes Regiment war besser, als gar keines. Ein Regiment thut not. Der König wollte ein solches nach seinem Sinne schaffen. Dann aber hätte er sich nicht abweisen lassen sollen. Er hätte nunmehr die Gunst des Augenblicks benützen müssen, seinen Willen unbedingt durchzusetzen. Maximilian that das nicht. Er ging mit seinem Vorschlag an die Stände, und die wiesen ihn ab. Dabei blieb es. Aber wie wiesen sie ihn ab? „Seine Majestät“, antworteten sie, „haben bisher aus hoher Vernunft und Schicklichkeit löblich, ehrlich, gnädig und wohl regiert und können und wissen das fortan aus derselben Schicklichkeit und Vernunft zu thun; es sei darum aller Wille und Meinung nicht, königlicher Majestät ihres Regiments einige Form und Maß zu geben.“ (S. 535.) Gewiß, der patriotische Eifer der Reformbewegung war bereits erloschen. Maximilian hatte es nicht dahin gebracht, sich an die Stelle Bertholds zu schwingen. Die Stände zogen sich zurück, sie überließen alles der „Schicklichkeit und Vernunft Seiner Majestät“. Mit der Hülfe der Fürsten errang er die Unterwerfung des franzosenfreundlichen Herzogs Karl Egmont von Geldern. Die Reichshülfe gegen Ungarn ward ihm gewährt. Maximilian war obenauf. Er träumte wieder vom Kreuzzug gegen die Türken, er träumte davon, erst Italien und die Kaiserkrone zu gewinnen, um so im Glanze der kaiserlichen Majestät den Kampf gegen die Ungläubigen aufzunehmen. (S. 536.) Er hatte den Sperling in der Hand und griff nach der Taube auf dem Dach. Also nicht erst Befestigung seiner Macht im Reich, sondern der Franzosenkrieg, der Türkenkrieg, die Kaiserkrone — das waren wieder seine nächsten Gedanken. Und dazu bearbeitete er die Stände auf dem Reichstag zu Konstanz. Die Stände waren willig. „Jeder versichert, und man sieht es auch, daß noch nie ein römischer König das Ansehen und den Gehorsam im Reiche hatte, wie der jetzige.“ (S. 538.) Wir aber zweifeln. Es wurden ihm 12000 Mann für Italien bewilligt. Zu einer Reichssteuer war es nicht gekommen, man hatte sich mit der alten schwerfälligen Reichsmatrikel begnügt. Die Phantastik des Königs machte die tollsten

Regiments wuchs die Macht Maximilians nicht um einen Zoll. Nur kurz wollen wir erwähnen, daß Maximilian in seinen patriotischen Reden vielfach davon spricht, welche Opfer er dem Reiche gebracht. Davon hat das Reich nichts gemerkt. Seine kriegerischen Abenteuereien hatten nur Mißerfolge aufzuweisen, sie brachten ihm keinen Vorteil und dem Reiche noch weniger. Und gerade durch diese Mißerfolge des deutschen Königs wuchs der Einfluß Frankreichs in Deutschland fort und fort. (S. 428 f.) In dieser unerquicklichen und unfruchtbaren Weise ging es fort, bis endlich das Schicksal dem deutschen Könige zu Hülfe kam.

Der bayerisch-pfälzische Erbfolgekrieg riß für einen Augenblick die königliche Politik aus ihren Luftbahnen auf reales Erdreich. Maximilian errang kriegerische Erfolge, wie sie in Deutschland lange nicht mehr waren erlebt worden. „Der König hat sich gleichsam allgewaltig über die Fürsten gemacht, und es ist nicht Einer mehr, der ihm in irgend einer Sache entgegen zu sein wagt." (S. 533.) Das Volk stand auf seiner Seite. Er war der populärste Mann in Europa. Aber wie faßte er seine Lage auf? Er war geneigt, dieses Ereignis, das ihm als Fußpunkt einer realen, erfolgreichen Politik hätte dienen können, „vor der öffentlichen Meinung als eine störende Unterbrechung seiner größeren Pläne zu erklären". War von diesem Romantiker wohl etwas anders zu erwarten? Eines hatte Berthold fertig gebracht: er hatte die Fürsten zusammengehalten, er hatte den Reformgedanken nicht einschlafen lassen. Berthold war gestorben. Der Mittler der fürstlichen Kreise war nicht mehr. Sollte nun jeder sich wieder auf sich selbst zurückziehen oder kam eine andere Persönlichkeit, die sich an Bertholds Stelle schob? Wir erwarten, daß Maximilian, der Sieggekrönte, der von der Liebe und dem Vertrauen des Volkes Getragene, seine Lage erkennen wird. Und was that er? — In meiner bayerischen Geschichte habe ich die Lage also gekennzeichnet: „Im Juni 1505 trat der Reichstag zu Köln zusammen, die Landshuter Sache wurde Reichssache, und mit ihr schob sich Maximilian über alle empor. Er war der Besieger der böhmischen Ketzer, er hatte eine Popularität gewonnen, wie kaum je zuvor; um ihn standen die ritterlichen Vertreter einer jüngeren Generation; der größte Gegner der jungfürstlichen Mächte, das altfürstliche Haus Wittelsbach, war in sich zerrissen und gedemütigt. Es mußte sich widerspruchslos in die Entscheidung des

Königs fügen." Maximilian richtete das Kammergericht wieder auf. Er kam mit dem Entwurf eines neuen sogenannten Reichsregiments, welches nichts weiter war, als der Hofrat eines absoluten Fürsten. Wir nehmen den Gedanken an, aber nicht als „maßvollen Vorschlag", wie Janssen meint; wir nehmen ihn an, weil wir sagen, auch ein absolutes Regiment war besser, als gar keines. Ein Regiment thut not. Der König wollte ein solches nach seinem Sinne schaffen. Dann aber hätte er sich nicht abweisen lassen sollen. Er hätte nunmehr die Gunst des Augenblicks benützen müssen, seinen Willen unbedingt durchzusetzen. Maximilian that das nicht. Er ging mit seinem Vorschlag an die Stände, und die wiesen ihn ab. Dabei blieb es. Aber wie wiesen sie ihn ab? „Seine Majestät", antworteten sie, „haben bisher aus hoher Vernunft und Schicklichkeit löblich, ehrlich, gnädig und wohl regiert und können und wissen das fortan aus derselben Schicklichkeit und Vernunft zu thun; es sei darum aller Wille und Meinung nicht, königlicher Majestät ihres Regiments einige Form und Maß zu geben." (S. 535.) Gewiß, der patriotische Eifer der Reformbewegung war bereits erloschen. Maximilian hatte es nicht dahin gebracht, sich an die Stelle Bertholds zu schwingen. Die Stände zogen sich zurück, sie überließen alles der „Schicklichkeit und Vernunft Seiner Majestät". Mit der Hülfe der Fürsten errang er die Unterwerfung des franzosenfreundlichen Herzogs Karl Egmont von Geldern. Die Reichshülfe gegen Ungarn ward ihm gewährt. Maximilian war obenauf. Er träumte wieder vom Kreuzzug gegen die Türken, er träumte davon, erst Italien und die Kaiserkrone zu gewinnen, um so im Glanze der kaiserlichen Majestät den Kampf gegen die Ungläubigen aufzunehmen. (S. 536.) Er hatte den Sperling in der Hand und griff nach der Taube auf dem Dach. Also nicht erst Befestigung seiner Macht im Reich, sondern der Franzosenkrieg, der Türkenkrieg, die Kaiserkrone — das waren wieder seine nächsten Gedanken. Und dazu bearbeitete er die Stände auf dem Reichstag zu Konstanz. Die Stände waren willig. „Jeder versichert, und man sieht es auch, daß noch nie ein römischer König das Ansehen und den Gehorsam im Reiche hatte, wie der jetzige." (S. 538.) Wir aber zweifeln. Es wurden ihm 12000 Mann für Italien bewilligt. Zu einer Reichssteuer war es nicht gekommen, man hatte sich mit der alten schwerfälligen Reichsmatrikel begnügt. Die Phantastik des Königs machte die tollsten

Sprünge. Er wollte die Bürde des Reiches für ewige Zeiten von den Deutschen hinwegnehmen und auf Italien legen. Die Deutschen sollten bloß die Ehre und das Vergnügen haben. Und die Deutschen antizipierten diese goldene Zeit und ließen ihren König nach Italien ziehen, ohne sich selbst weiter viel zu belasten. Das Strohfeuer der Konstanzer Begeisterung, welches Maximilian zu entzünden verstanden, war bald verlöscht. Er holte sich in Italien seine gewohnten Schlappen, und nachdem er dieses Ziel erreicht, polterte er wieder gegen die Deutschen und hatte die Kühnheit zu behaupten, „allwegen hätten die Stände ihn durch ihr Bewilligen der Hülfe zu seinen Unternehmungen verleitet." (S. 541.) Janssen aber erfreute sich mit Maximilian einstweilen an der großartigen Parade vor Bovolenta (S. 542), und auf der folgenden Seite zieht er dann mit Maximilian „aus Mangel an Geld" unverrichteter Dinge ab. So erklärt sich die Geschichte durch sich selbst.

Klug war Maximilian aber trotz alledem nicht geworden. Er redete von „Strenge", die er anzuwenden ein Recht habe, aber er redete blos davon und unterließ die Anwendung „aus mildem Gemüt" (S. 544); er ließ sich von seinen „Verbündeten", unter denen der Papst obenan stand, an der Nase herumführen; er versuchte sich „in subtilen wälschen Praktiken" ohne Erfolg, denn die Wälschen waren aus angeborenem Talente noch schlauer als er (S. 545); er verzerrte sein deutsches Charakterbild durch seine abspringende Art und Weise, durch seine geringe Festigkeit, daß etwas herauskam, was wie durchtriebenste Treulosigkeit aussah. Davon sagt Janssen freilich nichts; er weiß nicht, wie Maximilian den deutschen Orden und Rußland gegen Polen ausspielte, bis Sigismund ihm zu Willen war und einige habsburgisch-polnische Familienverbindungen und Erbverträge einging, und wie er dann den deutschen Orden augenblicklich fallen ließ trotz seiner deutschen Reden und der Betonung seiner Liebe zu Deutschland. Janssen weiß auch nichts davon, wie Maximilian mit England umsprang, wie er heilige Eide schwur mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß man sie doch gerade so gut, wie etwas anders vergessen könne. (Vgl. Bezold: Gesch. der d. Ref. S. 69.)

Im Jahre 1515 siegte Frankreich bei Marignano, Mailand fiel in seine Gewalt. Maximilian war wieder Feuer und Flamme. Aber „nach großer Zehrung und Geldverschwendung hat Maximilian nichts

daß sie es der Kirche überließen, ihre Macht und die Kraft ihres Einflusses zu versuchen.

Janssen kommt nun auf die letzten Reformvorschläge des Kaisers zu sprechen. (S. 551.) Wir können uns ein Eingehen darauf ersparen. Maximilian hatte den Zeitpunkt ungenützt vorübergehen lassen, sich an die Stelle Bertholds zu schieben und von hier aus kraft seiner Persönlichkeit und landesherrlichen Macht den festen Fußpunkt für eine weitere Reform zu schaffen. In mißlungenen Abenteuern verscherzte er das einzig Reale, was ihm geboten wurde: den Glauben des Volkes an seine Befähigung. Alles fiel auseinander. Mutlosigkeit auf der einen, Gärung und Übermut auf der anderen Seite war die Folge. Die Verwirrung im Reich nahm beständig zu. Janssen schildert dieselbe in seiner Darstellung der Fehden eines Götz und Sickingen, welche Kraft hier ins Wilde wuchs und wachsen mußte, da sich kein Erzieher für dieselbe gefunden, zeigt Janssen deutlich. Und an dem Kaiser, der die regellose Grundstimmung seiner Zeit in sich selbst nicht zu bemeistern vermocht hatte, ging naturgemäß dieses Wildwachstum, das er noch weniger an andern niederzuringen verstand, hinaus. Er mußte mit Sickingen paktieren. (S. 563.)

Nachdem Janssen uns an all diesen traurigen Mißerfolgen Maximilians vorübergeführt, erhebt er sich noch einmal, die Gestalt desselben zu feiern. Er hat sich begeistert für das nationale Leben. Aber dieses Leben floß nach allen Seiten auseinander. Janssen sieht nicht, daß gerade in der steigenden Macht des territorialen Fürstentums die letzte Garantie einer zukünftigen Fortentwicklung dieses Lebens geboten ward. Janssen hat sich für das nationale Leben begeistert; aber dann hätte er einsehen sollen, daß der Traum von einer Wiederherstellung des Kaisertums ein Unsinn, eine Unmöglichkeit war. Ein deutsches Königtum war möglich. Heinrich I. hat einst den Weg gewiesen, wie man ein solches zu errichten vermochte. Ein deutsches Königtum wäre auch jetzt die Rettung gewesen, aber ihm zu Grunde mußte die unbedingte Aufgabe der mittelalterlichen Idee von einem universalen Gottesreiche liegen. Denn gab man diese Idee nicht auf, so hatte die junge Neugründung von Anfang an alle nationalen Mächte Europas als natürliche und geschworene Feinde gegen sich. Die Grundlage der habsburgischen Macht — die Erweiterung derselben durch den Beitritt der Fürsten, und wenn der nicht willig zu erreichen war, — der Ver-

such ihn zu erzwingen mit der eigenen Macht, mit der demokratischen Macht des deutschen Volkes — so hätte es gehen können, wie die Erfolge im pfälzischen Erbfolgekriege bewiesen. Aber Maximilian hat diesen Gedanken nicht fassen, nicht festhalten können. Das Gespenst des Kaisertums, die Romantik der Zeit, die Pläne des Habsburgers durchsetzten seine Träume, und an dieser Zerfahrenheit ist die Sehnsucht des deutschen Volkes nach dem nationalen Staat gescheitert. Wir machen Maximilian keinen Vorwurf daraus. Wie er selbst kein klar denkender Politiker, kein verstandesmäßiger Ordner war, so war jene Sehnsucht des deutschen Volkes eine unklare und verschwommene. Zur Politik war der deutsche Volkscharakter noch nicht reif, das Wirkungsfeld der politischen Schule, wie sie die städtische Kultur aus eigenem Leben heraus gebildet hatte, war nach allen Seiten beschnitten und begrenzt worden, und so gelangte nicht das politische, das verstandesmäßige Denken in Deutschland zur Herrschaft, sondern das mystisch-religiöse Denken behauptete sich. Das deutsche Gemüt macht Janssen wie seinem Helden alle Ehre, aber kam zu diesem deutschen Gemüt nichts hinzu, nichts von jener späteren preußischen, scharfblickenden Entschlossenheit und konsequenten, rastlosen Thatkraft, wir könnten heute noch weiterträumen von der Macht und Lebensfülle der deutschen Nation, und unsere Großmütter würden uns schöne Märchen erzählen, die alle anfangen mit: „Es war einmal."

IV. Gebahren des Fürstentums bei der neuen Königswahl.

Janssen widmet der Darstellung und Verkommenheit der Fürsten einen eigenen Abschnitt. Hätte er es gethan, getragen von dem Gedanken, die historische Gerechtigkeit walten zu lassen, wir würden nichts dagegen sagen. Aber statt dessen beschwert er die eine Schale der Wage mit seinen schwersten Anklagen, um die andere also in ein so höheres Licht zu erheben. Ob das gerecht, ob es gerechtfertigt ist, wollen wir sehen.

„Die Furcht vor einer Erhebung Franz I. auf den Kaiserthron trieb Maximilian im Jahre 1516 sogar zu dem Plane, die Krone niederzulegen, den englischen König Heinrich VIII. an Sohnesstatt anzunehmen, ihn mit Mailand zu belehnen und ihm die Nachfolge in

daß sie es der Kirche überließen, ihre Macht und die Kraft ihres Einflusses zu versuchen.

Janssen kommt nun auf die letzten Reformvorschläge des Kaisers zu sprechen. (S. 551.) Wir können uns ein Eingehen darauf ersparen. Maximilian hatte den Zeitpunkt ungenützt vorübergehen lassen, sich an die Stelle Bertholds zu schieben und von hier aus kraft seiner Persönlichkeit und landesherrlichen Macht den festen Fußpunkt für eine weitere Reform zu schaffen. In mißlungenen Abenteuern verscherzte er das einzig Reale, was ihm geboten wurde: den Glauben des Volkes an seine Befähigung. Alles fiel auseinander. Mutlosigkeit auf der einen, Gärung und Übermut auf der anderen Seite war die Folge. Die Verwirrung im Reich nahm beständig zu. Janssen schildert dieselbe in seiner Darstellung der Fehden eines Götz und Sickingen, welche Kraft hier ins Wilde wuchs und wachsen mußte, da sich kein Erzieher für dieselbe gefunden, zeigt Janssen deutlich. Und an dem Kaiser, der die regellose Grundstimmung seiner Zeit in sich selbst nicht zu bemeistern vermocht hatte, ging naturgemäß dieses Wildwachstum, das er noch weniger an andern niederzuringen verstand, hinaus. Er mußte mit Sickingen paktieren. (S. 563.)

Nachdem Janssen uns an all diesen traurigen Mißerfolgen Maximilians vorübergeführt, erhebt er sich noch einmal, die Gestalt desselben zu feiern. Er hat sich begeistert für das nationale Leben. Aber dieses Leben floß nach allen Seiten auseinander. Janssen sieht nicht, daß gerade in der steigenden Macht des territorialen Fürstentums die letzte Garantie einer zukünftigen Fortentwicklung dieses Lebens geboten ward. Janssen hat sich für das nationale Leben begeistert; aber dann hätte er einsehen sollen, daß der Traum von einer Wiederherstellung des Kaisertums ein Unsinn, eine Unmöglichkeit war. Ein deutsches Königtum war möglich. Heinrich I. hat einst den Weg gewiesen, wie man ein solches zu errichten vermochte. Ein deutsches Königtum wäre auch jetzt die Rettung gewesen, aber ihm zu Grunde mußte die unbedingte Aufgabe der mittelalterlichen Idee von einem universalen Gottesreiche liegen. Denn gab man diese Idee nicht auf, so hatte die junge Neugründung von Anfang an alle nationalen Mächte Europas als natürliche und geschworene Feinde gegen sich. Die Grundlage der habsburgischen Macht — die Erweiterung derselben durch den Beitritt der Fürsten, und wenn der nicht willig zu erreichen war, — der Ver-

didaten hervor: Karl von Spanien, Maximilians Enkel, Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England. Also kein Deutscher! Wir fragen wieder: war das auch noch deutsch? Wir fragen, was war weniger deutsch, für den Spanier, oder für den Franzosen, oder für den Engländer zu werben? Es wird da wohl keiner dem andern etwas vorzuwerfen haben. Wir fragen weiter, was war ein größerer Egoismus, der von Janssen also an den Pranger gestellte der Kurfürsten oder der Maximilians, welcher zunächst das Reich denen auslieferte, die ihm, wie er und Janssen behaupten, während seines ganzen Lebens im Wege gestanden, den Kurfürsten? Ihre Freiheiten und Privilegien bestätigte er alle und gab noch sonstige Versprechungen. Er brockte also seinem Enkel eine Suppe ein, die ihm übel machen konnte und dann auch wirklich machte. Er erkannte ebenso die Politik und Stellungnahme der Kurfürsten an und desavouierte damit die seinige, sein ganzes Leben. Und warum das alles? Um dem Reiche zu helfen? Daran glaubte Maximilian selbst nicht. Wem wollte er also helfen? — Habsburg, und immer wieder Habsburg! Und da redet Janssen von dem deutschen Charakter Maximilians? — Er hatte so wenig nationales Gefühl, wie die geschmähten Kurfürsten. Erst ein Engländer, dann ein Spanier! Sein habsburgischer Egoismus war nicht minder groß, als der hohenzollerische der Hohenzollern, der wittelsbachische der Wittelsbacher u. s. w. Seine patriotischen Reden waren ebensowenig ernst zu nehmen, als die gelegentlichen Äußerungen andrer Fürsten, denn wie er glaubte, daß das Heil Deutschlands im Aufkommen Habsburgs liege, mit demselben Rechte hielten die andern Fürsten an dieser Anschauung hinsichtlich des Aufkommens ihrer Häuser fest.

Sehr sanft berührt Janssen die Stellung des Papstes Leo X. zur Wahl des Habsburgers Karl von Spanien. Wir wollen einstweilen seiner Sanftmut nicht zu nahe treten.

Maximilian starb plötzlich und unerwartet. (12. Januar 1519.) Die Kurfürsten glaubten sich der ihm gegebenen Versprechungen ledig. Franz I. war der große Magnet. Daß der Pfalzgraf sofort wieder zu ihm übersprang, ist dem Wittelsbacher, dem im pfälzischen Erbfolgekrieg von Maximilian allen seinen Gegnern ausgelieferten Wittelsbacher, wohl kaum zu verargen. Von Habsburg hatte er nur Feindschaft erfahren.

Wir fragen nun, was Janssen gegen die Wahl Franz' I. einzuwenden hat, wenn es ihm nur um die Demütigung des deutschen Fürstentums geht, wenn er in ihr das Heil erblickt? Franz I. hatte die Macht dazu. Er hätte es gekonnt, und kein andrer als er. Also Janssen hätte sich eigentlich für sein Kaisertum begeistern müssen. Statt dessen begeistert er sich für den Spanier Karl, der die Deutschen gewinnen wollte, um seine Stellung in Spanien, in der Welt, zu befestigen, der aber dem deutschen Leben, den deutschen Verhältnissen noch fremder gegenüberstand, als der Franzose. Oder wollte Karl vielleicht Deutschland helfen? Dachte er an Deutschland oder an sich selbst? Die Antwort wird wohl nicht zweifelhaft sein.

Auf Seite 575 zieht Janssen das Beispiel Karls von Bourbon an, dessen Abfall einstimmig verurteilt wird, „während man das Gebahren deutscher hochgeborener Reisläufer, ja die Käuflichkeit der Wahlfürsten, gewissermaßen mit Achselzucken als etwas Selbstverständliches betrachtet." Wir müssen leider gestehen, daß auch wir das letztere als etwas Selbstverständliches betrachten. Wenn ein Baum morsch geworden, brechen seine Äste von selbst ab, keiner sieht darin etwas Widernatürliches. Aber wenn ein Baum in voller Triebkraft steht und ein Ast reißt ab, so muß es einen Sturm, ein Gewitter, eine Gewaltthat gegeben haben, und darum bedauert man die Entstellung des Baumes. Es ist der Entwicklungsboden beider Völker, des deutschen und französischen, in Betracht zu ziehen, es ist zu fragen, ob ein Volksleben sich in auf- oder absteigender Linie bewegt, der Entwicklungsgrad ist das Ausschlaggebende, und darum verurteilt man einstimmig den Abfall Karls von Bourbon, während man den sittlichen Verfall der deutschen Fürsten, den vaterlandslosen Egoismus als etwas Selbstverständliches, als etwas mit dem Verfall des ganzen Volkslebens eng Verbundenes hinnimmt. Janssens Vergleich paßt also nicht so ganz.

Nur einer war fest: Kurfürst Friedrich von Sachsen und wer die Entwicklung Sachsens sich vergegenwärtigt, wird diese Erscheinung natürlich finden. Gegen den Verfall der westdeutschen Kultur und die rückständige Rohheit in den östlichen Fürstentümern konnte nur von Sachsen ein reinigender Strom ausgehen. Dabei aber war die Frage, ob dieser letzte Einsatz sächsisch-deutscher Volkskraft aus dem regenerierten allgemeinen deutschen Leben eine Krafterneuerung auch

für Sachsen bringen oder ob diese Verausgabung die sächsische Entwicklung zum Stillstand, zum Konservatismus zwingen würde? Darauf hat die Zukunft zu antworten, aber die politische Zurückhaltung Sachsens in dieser bewegten Zeit läßt keinen allgemeinen Erfolg ahnen.

Es ist nun köstlich, wie Janssen den Spanier Karl als Deutschen anzuempfehlen sucht, wie dieser selbst sich abquälte, seine nur in diesem Momente und dann nicht wieder betonte deutsche Abstammung darzuthun. Karl ein Deutscher! Nur so glaubte Janssen seine Begeisterung begründen zu können. Sehen wir einmal auf diese deutsche Abstammung! Maximilian selbst hatte eine Portugiesin zur Mutter. Er vermählte sich mit einer Burgunderin, der Tochter Karls des Kühnen, der seinerseits der Sohn Philipps des Guten, aus dem Hause Valois und der Isabella von Portugal war. Aus dieser Ehe Maximilians stammte sein Sohn Philipp. Der vermählte sich mit einer Spanierin, und aus dieser Ehe ging Karl „der Deutsche" hervor. In den Niederlanden geboren und erzogen, sprach er Französisch als seine Muttersprache, lernte dann Spanisch, und Deutsch reden hat er überhaupt nicht gelernt, noch weniger deutsch denken, trotzdem Janssen meint, ihm glauben zu sollen, wenn er behauptet, „niederländisch und oberländisch deutsch reden und schreiben" zu können. Dann hat er auch die andern Sprachen alle gesprochen, in denen seine Räte Briefe aufsetzten und ihm zum Abschreiben gaben. Das Schönste ist, daß diesen Allerweltsmann keine Nation als den Ihrigen anerkennen wollte, selbst Spanien nicht, wo die Städteliga sich gegen den „Burgunder" zur Wehre setzte.

Und nun kommt Janssen (S. 579) auf die Entrüstung der Eidgenossen zu sprechen, die entschieden gegen die Wahl des Franzosen protestierten und plötzlich gut kaiserlich und reichstreu sein wollten. Wären wir nicht gewohnt, Janssen auf poetische und gefühlvolle Redensarten hereinfallen zu sehen, wir müßten ihn fragen, ob er denn nichts davon weiß, wie die Schweizer ihrer Franzosenfeindschaft drei Jahre später in der Schlacht von Bicocca Ausdruck verliehen? Wer hat denn den Franzosen so freundlich gegen Karl geholfen solange, bis Zwingli sich ins Mittel legte?

Der Wahl Karls entgegen arbeitete vor allen der Papst. Warum? Spanien wurde zu gefährlich durch diesen Machtzuwuchs. Also Frankreich, der alte Bundesgenosse des Papsttums? — Um Gottes Willen

nicht! Frankreich wäre ja noch weit gefährlicher geworden, Frankreich, das bereits fest in Italien stand. Und so kam der Papst auf den schönen Einfall, mit Heinrich VIII. von England zu gehen. Der war natürlich auch „aus deutschem Stamme". Aber Heinrich VIII. ging sehr vorsichtig zu Werke. So kam er zu nichts, und der Papst auch nicht. Was wollte der überhaupt? Das Reich der Mediceer in Italien. Das war der Gedanke des Papstes. Alle Mächte also, die auf Italien spekulieren, muß man gegen einander beschäftigen. Zuletzt begünstigte der Papst die Kandidatur des Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Der Papst und Sachsen! Als ob es noch gar keinen Luther gegeben hätte, der bei seinem sächsischen Kurfürsten einen so gnädigen Herrn gefunden gegen die ihm verderbendrohenden Absichten des Papstes! Man muß zugestehen, dieser Papst ließ sich in seiner Politik nicht durch religiöse Fragen irre machen.

Habsburg gewann das Spiel. Die Anhänglichkeit des Volkes an Maximilian übertrug sich auf seinen Enkel, der wenigstens einen deutschen Namen geerbt hatte. Die Ritterschaft stand für Karl ein, das Großkapital arbeitete für ihn. Ja, die Erregung, welche die Nation seit dem Auftreten Luthers durchlief, die gestärkt wurde durch den Fall der Stadt Reutlingen, die Vertreibung Ulrichs von Württemberg, die Rüstungen und Intriguen der Päpstlichen und Franzosen, schien ein neues Leben gebären zu wollen. Plötzlich waren für Habsburg Heere zu haben. 14 000 Mann standen unter dem Befehle Sickingens und Frundsbergs, die Wahlstadt Frankfurt gegen die Franzosen zu schützen. Eine gewiß merkwürdige Erscheinung, wenn wir bedenken, wie sich Maximilian sein ganzes Leben lang hatte abplagen müssen, um einige tausend Mann auf die Beine zu bringen. Aber sollte das auch nicht für Janssen und seine Meinungsgenossen überzeugend darthun, daß die Pläne und Kämpfe Maximilians dem deutschen Leben fremd geworden waren, daß man sich den Ordner des deutschen Reiches im Volke anders vorstellte, als es in den Kreisen Maximilians, als es in denjenigen der „litterarischen Stimmführer" der Nation geschah? — Karl wurde gewählt, das Volk jauchzte auf, „als ihm der Name König Karls verkündigt wurde." (S. 586.) Es jauchzte bekanntlich zu früh, denn noch viel weniger als der romantische Großvater verstand der romanische Enkel die Sprache des deutschen Volkes.

Rückblick und Übergang.

Janssen faßt in diesem letzten Abschnitt noch einmal seine Behauptungen, welche wir ihn bei unserem kritischen Gange aufstellen sahen, zusammen. Er meint nämlich zunächst: die Darstellung der politischen Zustände Deutschlands beim Ausgange des Mittelalters bietet ein ganz anderes Bild deutschen Lebens dar, als die des Volksunterrichts, der Wissenschaft und Kunst jener Zeit (S. 586), und wir fügen diesem Urteil hinzu: nämlich in der Janssenschen Bearbeitung. Wir können die abgelaufene Entwicklungsperiode als die naive bezeichnen, die Zeit der Kindheit des deutschen Volkes. Es handelte sich jetzt darum, aus diesem naiv-natürlichen Leben in ein bewußtnationales hinüberzuleiten, und dieser Entwicklung stellten sich die alten Mächte, welche bereits die natürliche Entwicklung in der naiven Periode in die Bahn der Einseitigkeit und Zersplitterung gedrängt hatten, neben den jungen nationalen Mächten in den Weg. Es kam darauf an, ob sich das sündliche Leben in seiner destruktiven und passiven Unfruchtbarkeit behaupten würde, oder ob der Auflösungsprozeß fortschreiten würde bis zum Untergang des deutschen Elements. Was nun Janssen verhindert hat, die gute Seite der territorialen Organisation zu erkennen, zu sehen, wie gerade dieser hartgesottene fürstliche Egoismus, den er uns in seinen traurigsten Erscheinungen so beredt darzustellen wußte, zugleich ein sicheres Unterpfand, das einzige, für die Beendigung des nationalen Auflösungsprozesses geworden war, wie das deutsche Leben sich in diesem Egoismus eine Waffe geschaffen zu seiner eigenen Verteidigung gegen den Egoismus der fremden Nationen: das war sein Bestreben, „die Geschichte sich

nicht! Frankreich wäre ja noch weit gefährlicher geworden, Frankreich, das bereits fest in Italien stand. Und so kam der Papst auf den schönen Einfall, mit Heinrich VIII. von England zu gehen. Der war natürlich auch „aus deutschem Stamme". Aber Heinrich VIII. ging sehr vorsichtig zu Werke. So kam er zu nichts, und der Papst auch nicht. Was wollte der überhaupt? Das Reich der Mediceer in Italien. Das war der Gedanke des Papstes. Alle Mächte also, die auf Italien spekulieren, muß man gegen einander beschäftigen. Zuletzt begünstigte der Papst die Kandidatur des Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Der Papst und Sachsen! Als ob es noch gar keinen Luther gegeben hätte, der bei seinem sächsischen Kurfürsten einen so gnädigen Herrn gefunden gegen die ihm verderbendrohenden Absichten des Papstes! Man muß zugestehen, dieser Papst ließ sich in seiner Politik nicht durch religiöse Fragen irre machen.

Habsburg gewann das Spiel. Die Anhänglichkeit des Volkes an Maximilian übertrug sich auf seinen Enkel, der wenigstens einen deutschen Namen geerbt hatte. Die Ritterschaft stand für Karl ein, das Großkapital arbeitete für ihn. Ja, die Erregung, welche die Nation seit dem Auftreten Luthers durchlief, die gestärkt wurde durch den Fall der Stadt Reutlingen, die Vertreibung Ulrichs von Württemberg, die Rüstungen und Intriguen der Päpstlichen und Franzosen, schien ein neues Leben gebären zu wollen. Plötzlich waren für Habsburg Heere zu haben. 14000 Mann standen unter dem Befehle Sickingens und Frundsbergs, die Wahlstadt Frankfurt gegen die Franzosen zu schützen. Eine gewiß merkwürdige Erscheinung, wenn wir bedenken, wie sich Maximilian sein ganzes Leben lang hatte abplagen müssen, um einige tausend Mann auf die Beine zu bringen. Aber sollte das auch nicht für Janssen und seine Meinungsgenossen überzeugend darthun, daß die Pläne und Kämpfe Maximilians dem deutschen Leben fremd geworden waren, daß man sich den Ordner des deutschen Reiches im Volke anders vorstellte, als es in den Kreisen Maximilians, als es in denjenigen der „litterarischen Stimmführer" der Nation geschah? — Karl wurde gewählt, das Volk jauchzte auf, „als ihm der Name König Karls verkündigt wurde." (S. 586.) Es jauchzte bekanntlich zu früh, denn noch viel weniger als der romantische Großvater verstand der romanische Enkel die Sprache des deutschen Volkes.

Rückblick und Übergang.

Janssen faßt in diesem letzten Abschnitt noch einmal seine Behauptungen, welche wir ihn bei unserem kritischen Gange aufstellen sahen, zusammen. Er meint nämlich zunächst: die Darstellung der politischen Zustände Deutschlands beim Ausgange des Mittelalters bietet ein ganz anderes Bild deutschen Lebens dar, als die des Volksunterrichts, der Wissenschaft und Kunst jener Zeit (S. 586), und wir fügen diesem Urteil hinzu: nämlich in der Janssenschen Bearbeitung. Wir können die abgelaufene Entwicklungsperiode als die naive bezeichnen, die Zeit der Kindheit des deutschen Volkes. Es handelte sich jetzt darum, aus diesem naiv-natürlichen Leben in ein bewußtnationales hinüberzuleiten, und dieser Entwicklung stellten sich die alten Mächte, welche bereits die natürliche Entwicklung in der naiven Periode in die Bahn der Einseitigkeit und Zersplitterung gedrängt hatten, neben den jungen nationalen Mächten in den Weg. Es kam darauf an, ob sich das ständische Leben in seiner defensiven und passiven Unfruchtbarkeit behaupten würde, oder ob der Auflösungsprozeß fortschreiten würde bis zum Untergang des deutschen Elements. Was nun Janssen verhindert hat, die gute Seite der territorialen Organisation zu erkennen, zu sehen, wie gerade dieser hartgesottene fürstliche Egoismus, den er uns in seinen traurigsten Erscheinungen so beredt darzustellen wußte, zugleich ein sicheres Unterpfand, das einzige, für die Beendigung des nationalen Auflösungsprozesses geworden war, wie das deutsche Leben sich in diesem Egoismus eine Waffe geschaffen zu seiner eigenen Verteidigung gegen den Egoismus der fremden Nationen: das war sein Bestreben, „die Geschichte sich

durch sich selbst erklären zu lassen." Der Historiker verleugnete seinen Beruf, und so ward dem Theologen freie Bahn gegeben zur Erfüllung seiner göttlichen Mission. Nach den abgegebenen Proben erlauben wir uns nun an der göttlichen Mission des Theologen zur Erklärung der Geschichte sehr stark zu zweifeln.

Janssen fährt fort: „Auf geistigem Gebiete brachte das um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts beginnende Zeitalter deutscher Reformation die herrlichsten Früchte hervor". Von diesen Früchten deutscher Reformation selbst hat Janssen vergessen uns einige vorzuweisen. Es sind auch keine da. Zasius hatte keine Nachfolger und wie auf dem Rechtsgebiete sah es auf allen andern Gebieten aus. Wir werden das gleich von Janssen bestätigen lassen. „Es war das Zeitalter einer alle Klassen des Volkes ergreifenden, sich stetig ausbreitenden und vertiefenden Bildung, eines gelehrten und künstlerischen Schaffens von bewunderungswürdiger Energie". Wir sahen nur, daß trotz der immer allgemeiner werdenden Unsittlichkeit und Abirrung von den Gesetzen des natürlichen Lebens das deutsche Leben noch einmal mächtig nach diesem Quell der Natur zurückstrebte, daß gerade diese Sehnsucht Leistungen erzeugte, wie kaum zuvor, daß sie die sittlichen Kräfte in Charakteren sammelte, welche in der Geschichte der Menschheit einen Ruhmesplatz errungen. Was aber die von den alten Kulturfaktoren beförderte allgemeine Bildung betrifft, so mußten wir leider erkennen, daß der hier zu Tage tretende Formalismus auf allen Gebieten nur zu sehr geeignet war, dem frisch emporstrudelnden natürlichen Leben seine Bahnen abzugraben und es zur Versandung zu bringen, daß es infolge dieses reaktionären Widerstandes zu Wildwassern kam, welche mehr verheerend als befruchtend wirkten. „Durch katechetischen Unterricht, durch die Predigt, durch Übersetzungen der heiligen Schrift, durch Unterrichts- und Erbauungsbücher mannigfaltigster Art wurde für die religiöse Unterweisung und die Förderung des religiösen Lebens eifrig gesorgt; in den niederen Schulen und in den gelehrten Mittelschulen wurde eine feste Grundlage für die Volkserziehung gewonnen; die Universitäten erreichten eine früher ungeahnte Blüte und wurden die Brennpunkte aller geistigen Thätigkeit". Wir können nur wiederholen, daß diese sogenannte Bildung eine formalistisch-theoretische war, daß sie eine solche blieb, da sich der Erneuerung des Wissensinhaltes das Dogma einer überlebten Kulturperiode in den

Weg stellte, daß eine feste Grundlage für Volkserziehung nicht gewonnen, sondern nur die alte zerstört und aufgelöst wurde. Der Versuch diese alte Grundlage wiederherzustellen, das Geistesleben des Volkes auf einer inferioren Stufe festzuhalten, rief eine geistige Revolution hervor, da die Versorgung des Volkes mit religiöser Bildung mit katechetischen Schriften und Erbauungsbüchern, für die Stillung des geistigen Bedürfnisses allein nicht mehr ausreichte. Infolge dieses Vorgehens aber verloren die höheren Lehranstalten ihren gesunden Grund und Boden, die Resultate der nichttheologischen wissenschaftlichen Arbeit blieben für das allgemeine Volksleben zunächst ohne allgemeine Wirkung. — „Und mehr noch als die Wissenschaft blühte die auf religiöser und volkstümlicher Grundlage sich entwickelnde Kunst, umgab das kirchliche, öffentliche und häusliche Leben mit den würdigsten Gebilden und offenbarte insbesondere in ihren großartigen und ergreifenden Werken christlichen Gemeinschaftssinnes den tiefsten Kern des deutschen Wesens und Charakters". In dieser Anerkennung allein liegt eine Anerkennung des Urteilsspruches Luthers: „Los von Rom, von dem Welschtum der römischen Kirche zu deutschem Wesen und Charakter!" Und was nun die „auf religiöser und volkstümlicher Grundlage sich entwickelnde Kunst" und die „alle Klassen des Volkes ergreifende, sich stetig ausbreitende und vertiefende Bildung" betrifft, so müßten wir nach diesen Thatsachen unbedingt annehmen, daß die Künstler Gelegenheit gefunden hätten, sich vollkommen auszuleben, die nationale Kunst auf die höchste Stufe ihrer Entwicklungsmöglichkeit emporzutreiben. Aber da lesen wir bei Janssen (S. 168): „Mit seiner Hände Arbeit erwarb er (Dürer) für die Seinen das tägliche Brod. Unter drückenden Lebensverhältnissen, Mühen und Nöten entfaltete er als Maler, Zeichner, Ätzer in Zinn und Eisen, Graveur, Bildhauer, Goldschmied, Buchdrucker eine stets unverdrossene, erstaunliche Thätigkeit". Und Seite 165 lesen wir: „Was würden sie (Dürer und Holbein) hervorgebracht haben, wenn nicht die hereinbrechenden religiösen Wirren ihre Kunst gelähmt hätten, und wenn ihr Genius durch so günstige Lebensverhältnisse, wie sie einem Rafael und Titian beschieden waren, zur vollen Entfaltung gekommen wäre!" Also die „alle Klassen des Volkes ergreifende, sich stetig ausbreitende und vertiefende Bildung" ließ die hochbegnadetsten Künstler ihre Kräfte im Kampfe mit drückenden Lebensverhältnissen, mit Mühen und Nöten,

verzehren, sie hielt die in wunderbarem Aufschwung begriffene Kunst in ihrer Entwicklung am Boden. Aus diesem Widerspruch des theologischen Interpreten mag uns ein braver Historiker den Ausgang weisen.

Janssen hat nicht einmal empfunden, daß er sich in fortwährendem Widerspruch befindet, denn er fährt ruhig fort: „Ganz unerfreulich dagegen gestalteten sich die Dinge auf politischem Gebiet". Und doch hätte dieser Gegensatz den „Geschichtsforscher" darauf aufmerksam machen müssen, daß in seinen Deduktionen ein Fehler war, denn „das Leben eines Volkes bildet eine natürliche Einheit, ein zusammenhängendes Ganze und darum findet zwischen seiner geistigen und wirtschaftlichen Thätigkeit eine stete Verbindung und Wechselwirkung statt". (S. 265.) Also es war etwas Ungesundes vorhanden und das bestand in der einfachen Thatsache, daß unser Geistesleben auf dem Wege aus dem religiös-mystischen zum Verstandesmäßigen ein Hindernis fand. Politisches Denken ist verstandesmäßiges Denken. Dieses vermag sich nicht zu entwickeln, wenn das religiös-mystische Denken die Oberhand behält und jenem fortwährend die Wege kreuzt. Wenn nun Janssen darüber klagt, daß die Arbeit der politischen Reformatoren, „allen voran des Nikolaus von Cues", nicht zum Ziele kam, daß „ihre Wünsche und Bemühungen hier größtenteils vereitelt wurden", so gesteht er eben damit zu, daß die Entwicklung des deutschen Denkens zum Verstandesmäßigen gestört wurde. Also auch hier war es mit der „sich stetig ausbreitenden und vertiefenden Bildung" nichts. Theologen und Juristen schufen eine formalistische, dem Volksleben fremde Denkart, das Volksdenken fiel zurück in das Wildwachstum der Mystik einerseits, andrerseits trat statt einer Vertiefung eine Verflachung ein, wie es immer der Fall ist, wenn aus einem kompakten, ihn begrenzenden und einschließenden Gefäß ein gleicher Inhalt sich über eine breitere Fläche ergießt. Und der Wissensinhalt wurde von kirchlicher Seite nicht gemehrt, sein Wachstum ward positiv verhindert. Die Mehrung, das Neue, was das menschliche Geistesleben zu Tage förderte, kam infolgedessen auch nicht der Kirche zu gute, sondern floß jenem Wildwachstum zu, es stärker und immer stärker befruchtend. In dieser natürlichen Thatsachenrechnung erwarten wir den Nachweis eines Fehlers.

Wir kennen den Inhalt der cusanischen Reformvorschläge: „das römische Kaisertum deutscher Nation, Wiederaufrichtung und Kräftigung der ehemaligen Einigkeit des Reiches, seines inneren Friedens seines christlich-germanischen Rechtes, seiner Machtstellung nach außen". (S. 587.) Das alles war alter Inhalt. Aber es war der realen Lebensgestaltung des deutschen Volkes gegenüber reine Theorie. Das ließ sich nicht machen. Dazu hätte es eines natürlichen Bodens bedurft, der solches Wachstum emporzutreiben vermochte. Und diesen Boden zu bereiten, ihn zu erhalten, hatten Kaiser und Papst in ihrer gegenseitigen Vernichtungsarbeit vergessen. Einst trieb die deutsche Hegemonie aus dem Leben und der Kraft des Volkes naturgemäß empor. Jetzt hätte man dieses Leben erst wieder schaffen, die zerstreuten Kräfte sammeln müssen, und da kommt uns Janssen-Cues mit dem naiven Vorschlag: schafft das Kaisertum wieder, stellt die alte Reichseinheit wieder her! Wer dreht sich da so schön im Kreise? Janssen verwirft ein Mal das Tanzen der Geistlichen als etwas Ungehöriges. Er hätte seine Lehre besser beherzigen sollen. Oder ist es kein Tanzen, kein „Sich-im-Kreise-Drehen", ist es nicht die Schlange, welche sich in den Schwanz beißt, wenn man sagt: das deutsche Leben ist unmöglich gesund zu erhalten ohne Wiederherstellung des Kaisertums, und wenn man andrerseits zugestehen muß, daß das Kaisertum unmöglich ist ohne die Gesundheit des deutschen Lebens? Wo soll man nun anfangen? — Unten, nicht oben! Pflanzt den Baum erst, bevor ihr Früchte verlangt! Wir sagen: schafft ein deutsches Leben, aber hindert eure Schöpfung nicht, schneidet ihr nicht den Lebensfaden ab, indem ihr demselben eine künstliche und fremd gewordene Theorie als Ziel ihrer Entwicklung vorsteckt! Sorgt für freie Bahn des Wachstums und wartet ab, ob als Frucht dieses Wachstums sich ein deutsches Kaisertum ergeben wird! Und ergibt es sich nicht „in der alten Bedeutung des Wortes", dann vielleicht in einer neuen, jedenfalls aber muß sich aus dem gesunden Wachstum irgend ein Gesundes ergeben, und damit können wir denn auch zufrieden sein. — Zufrieden? Der Theologe zufrieden ohne Kaisertum, ohne Wiederherstellung seines mittelalterlichen Hierarchieideals? Das ist eine unmögliche Forderung. Aber wir wissen nun auch, an welcher theoretisch-theologischen Einseitigkeit das ganze deutsche Leben zu Grunde ging, wo das wirkliche

Hindernis der deutschen Entwicklung war und zum guten Teil noch heute ist.

Ein gleich unfruchtbares Kreisgerede ist die folgende (S. 588) Rekapitulierung der römischen Rechtsfrage durch Janssen. Nikolaus von Cues verlangt mit Janssen „Wiederaufrichtung der in Verfall geratenen deutschen Rechtspflege und eine Reform des Rechtswesens". (S. 588.) Die deutsche Rechtsentwicklung aber fußte in dem gesunden Leben des Volkes. Also eine Renaissance, eine Wiedergeburt war nötig. Die aber erreicht man nicht durch eine bloße Wiederherstellung überlebter Formeln.

„Auch auf die sozialen Zustände wirkten die neu eingeführten Grundsätze des fremden Rechtes zerrüttend ein und insbesondere verschuldeten sie jene tiefgehende unheimliche Erregung des ganzen Bauernstandes, die schon beim Ausgang des Mittelalters in zahlreichen Bauernaufständen hervorbrach und die schlimmsten Befürchtungen bezüglich eines bevorstehenden allgemeinen Umsturzes aufkommen ließ". (S. 589.) Hier — wir schalten dies kurz ein — gesteht Janssen dieser Befürchtung ihre reale Berechtigung zu. Als er von der Politik Maximilians sprach, hatte er kein Wort dafür, daß die Gegenpolitik der Fürsten von dieser Furcht stark beeinflußt wurde. Da war alles nur rein persönliches Belieben der Fürsten und ihres Egoismus, da war nichts zu merken davon, daß das „Nichtwollen" der Fürsten ein „Nichtkönnen" zur Unterlage hatte. — Andrerseits aber haben wir zu erklären, daß eine Krankheit, eine Kräfteabnahme, und wäre sie selbst anfangs nur eine lokale, doch auf die Dauer den ganzen Organismus in Mitleidenschaft zieht. Die neuere Medizin hat erkannt, daß in der Erhaltung der Kräfte ein Hauptmoment für die Heilung gegeben ist, daß eine Erhaltung der Kräfte aber nur auf dem Wege einer möglichsten Anpassung an die Natur, einer Rückkehr zu den natürlichen Bedingungen des Lebens zu erreichen ist. Und wo steht von dieser Erkenntnis etwas in der Lehre Janssens und seiner theologischen Kollegen vor vier Jahrhunderten? Die Überlebtheit des alten ständischen Lebens, die Überlebtheit der alten Wirtschaftsformen bedingte das Wachstum ins Ungesunde, hier war die Ursache der sozialen Krankheit, und wir werden gleich sehen, ob die Praxis der kirchlichen Kreise geeignet war, der Erkenntnis von der Rückkehr zur Natur die Wege ebnen zu helfen. Janssen führt fortwährend

Parallelerscheinungen als bedingende Ursachen der Krankheit an. „Der Hauptgrund der sozialistischen Bewegung lag in der durch das fremde Recht verschuldeten Zerrüttung der Rechtsverhältnisse und des Rechtsgefühles, in der steigenden Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen und in der Umgestaltung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse, auf die ebenfalls das fremde Recht einen unheilvollen Einfluß ausübte". Hätte Janssen an seiner früher proklamierten Erkenntnis (S. 266) festgehalten, daß „eine wesentliche Störung" des gesunden Lebens die Ursache aller Parallelerscheinungen einer Krankheit sei, der „volkswirtschaftlichen" und „sittlichen Schäden", wie der „Zerrüttung des religiösen Lebens", er wäre dieser Reihe von tollen, sich fortwährend drängenden Widersprüchen entgangen. Aber der Theologe führt das Steuer, nicht der Geschichtsforscher, nicht der Mann, der die natürlichen Bedingungen eines Volkslebens und einer Volksentwicklung zu erforschen, festzustellen und darzuthun hat. Erst nachdem die natürliche Volkskraft eine Grenze erreicht hatte, über welche sie aus sich heraus nicht mehr hinauszuwachsen fähig war, setzte ein intensiveres und allgemeineres geistiges Leben ein. Man forschte nach den Quellen, aus denen dem Leben des Volkes neue kräftigende Elemente hätten zugeführt werden können. Die Quellen gerieten ins Fließen, die Neubelebung setzte ein, aber das Leben ergoß sich in andere Formen, als die Theoretiker geträumt hatten. Da versuchten sie die Quellen wieder zu verstopfen und ihre Dogmen als Ersatz anzubieten. Der Kampf entbrannte, aber die Quellen flossen nicht mehr. Der Weg zu ihnen war versperrt, und so kam die Herrschaft fremder Theorien, wie sie Janssen in der Thatsache der Aufnahme eines fremden Rechts, in der Zerrüttung der sozialen Verhältnisse u. s. w. darthut. Verurteilt Janssen das Letztere, so hätte er naturgemäß auch das verurteilen müssen, was diese Decadence herbeiführte und die Renaissance vereitelte: die Verschiebung des Volkslebens von seiner natürlichen Entwicklungsbahn, die Verlegung des Rückweges zur Natur und Gesundung, wie sie eine falsche und fremde Theorie im deutschen Volksleben ermöglicht hatte. Und an diesem Hindernisse rauschte dann die Flut des nationalen Lebens empor, erst durch diesen Widerstand kam es zu jenem mächtigen Ansturm von Sachsen aus, der von der allmählig eingedrungenen Erkenntnis getragen wurde, daß die letzte Rettung des deutsch-nationalen Lebens die Trennung von Rom und

einer verwälschten Kirche, der Widerstand gegen die römischen Theologen und Rechtspraktiker sei.

Die Möglichkeit der Einführung eines fremden Rechts, die Zerrüttung der sozialen Verhältnisse, die Beeinflussung des deutschen Lebens durch den Großkapitalismus war erst eine Folge der Erschöpfung der nationalen Lebenskraft, all das war eine Folge des Ablenkens des deutschen Lebens von den natürlichen Bahnen seiner Entwicklung, wodurch es an einer Umformung und Neugestaltung seiner alten überlebten Lebensformen verhindert wurde. Diese natürlichen Bahnen wiederzugewinnen, versuchte dann das Volk in dem Kampfe der Revolution, der so mit Recht als ein Kampf um die nationale Existenz von den Geschichtschreibern erkannt und anerkannt worden ist.

Janssen gibt nun ein Bild der sozialen Zerrüttung und an dieses Bild des Jammers reiht er „wohlthuende Erscheinungen auf religiösem Gebiet". „Auf die Linderung der Armut und des menschlichen Elends, auf den Schutz der arbeitenden Menschen und auf eine möglichst gerechte Verteilung der wirtschaftlichen Güter war die ganze kirchliche Volkswirtschaftslehre gerichtet; nicht der persönliche Vorteil sondern die in brüderlicher Liebe vereinigte Gesamtheit aller sollte den Ausgangspunkt aller wirtschaftlichen Thätigkeit bilden". Er führt die synodale Thätigkeit an, welche sich in dieser Richtung erstreckte; wir fügen hinzu: leider vollkommen unfruchtbar! (S. 591.) Und warum unfruchtbar? Weil die hohen Kirchenherrn die Reformation nur immer für andere wollten, nicht aber für sich, ein Punkt, an welchem die Reformation der Kirche aus sich heraus stets gescheitert ist, ein Punkt, an welchem sich diese Reformation eben als ein Ding der Unmöglichkeit erwiesen hatte und noch erweisen sollte. „Möglichst gerechte Verteilung der wirtschaftlichen Güter!" „Man berechnete, daß fast ein Drittel des gesamten Grundeigentums sich in den Händen der der Kirche befand und verurteilte deshalb mit vollstem Recht um so mehr das von geistlichen Vorstehern ausgehende Streben, diesen Besitz noch immer zu vergrößern, d. h. besitzende Leute besitzlos und damit rechtlos zu machen. So entsprach, wie Janssen selbst zugestehen muß, die kirchliche Praxis der kirchlichen Lehre, so war man in diesen Kreisen auf die „Linderung der Armut und des menschlichen Elends bedacht. Die Zumutung des Theologen geht dem Historiker doch endlich über seinen Begriff von der historischen Gerechtigkeit. Janssen

schweigt nun nicht mehr, sondern redet wacker los, aber die Geschichte kommt dabei doch zu kurz, weil eben Janssen diese Erscheinungen von „Mißbräuchen und Ärgernissen auf kirchlichem Gebiet" aus dem Zusammenhang der ganzen Darstellung losgerissen hat. Man erkennt nicht, daß hier ein treibender Faktor und zwar der stärkste in jener ganzen Bewegung vor unserem Blicke erscheint. Und dieser Faktor — wir nehmen auch hier wieder an, daß die Janssensche Lehre die klar erkannte und klar verkündete Lehre der Kirche in jener Zeit war — hieß mit einem Worte: die Verdunkelung der kirchlichen Lehre durch die kirchliche Praxis. Also eine Reformation, eine Renaissance war schon deshalb nötig.

Wenn Janssen auf die Zerrüttung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse hinweist, so hätte er sagen müssen, daß auch das Papsttum zu den Großkapitalisten und Preissteigerern zählte, denn wer bezahlte die enormen Summen, welche für Pallien und andere kirchliche Handelsartikel nach Rom abgeführt wurden? Das Volk! — Und wenn Janssen die wachsende Macht und den Egoismus der Fürsten und des hohen Adels bespricht, so hätte er mitteilen müssen, daß diese Habsucht von Rom aus fortwährend begünstigt wurde, daß also die Zersetzung des deutschen Lebens hier ihren Rückhalt fand, denn Rom machte die Fürstensöhne zu Bischöfen, die adeligen Nebensprößlinge zu vielfachen Pfründenbesitzern. Und wer bezahlte dafür? Das Volk! — Und wenn Janssen sich früher über die Pflichtvergessenheit des deutschen Reichstages gegenüber den Ordensländern entrüstet, die man fremder Herrschaft preisgab, so hätte er hinzufügen sollen: aber diese Pflichtvergessenheit hatte ihre Gegenseite in der gerechten „Mißachtung" welche der deutsche Orden erregte, „der keine andere Aufgabe mehr zu haben schien, als über ein bestimmtes Gebiet landesherrliche Hoheit auszuüben und kraft seiner geistlichen Vorrechte die Kirche zu verweltlichen". (S. 597.) — Und wenn Janssen beklagt, daß die Früchte „des Zeitalters deutscher Reformation" vereitelt wurden, so hätte er hinzufügen müssen, daß gerade diese Reform in den kirchlichen Kreisen den energischsten Widerstand zu erfahren hatte. (S. 597 f.) — Und wenn Janssen dann sagt (S. 598): „Das durch die sozial-kirchlichen Verhältnisse entstandene Ärgernis wurde zur Untergrabung der kirchlichen Autorität und der religiösen Überzeugung des Volkes planmäßig ausgenützt von einer jüngeren Humanistenschule, welche sich allmählich

neben der älteren zu Macht und Ansehen erhoben hatte und seit dem zweiten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts in ‚festem geschlossenem Bunde' auftrat: so erkennen wir, daß der Theologe dem Geschichtsforscher die Binde wieder über die Augen gezogen hat, daß dieser ja nicht zuviel erkenne. Zu Macht und Ansehen kann es natürlich nur einer bringen, wenn eine andere Macht und ein anderes Ansehen bereits untergraben sind, und nicht durch die jüngeren Humanisten kam die Untergrabung der kirchlichen Autorität, sondern diese kam durch die kirchliche Praxis ganz von selbst, und erst auf Grund dieser Untergrabung konnten es die jüngeren Humanisten zu Macht und Ansehen bringen. „Nicht die Fälschung der heiligen Schriften von Seiten der Irrlehrer, auch nicht die Scheingründe der neuen Prädikanten trügen die Schuld an der Auflehnung so vieler Städte und Länder gegen den wahren Glauben; der eigentliche Grund liege in dem überaus ärgerlichen Leben des Klerus" meinte später der Jesuit Faber und Janssen meint ebenso, er habe „die Hauptquelle des Übels richtig erkannt". (Vgl. Band IV. S. 370.) Also Janssen steht sich wieder einmal selbst im Licht. Und obgleich er nun erst im folgenden Bande die Darstellung des jüngeren Humanismus beginnen will, hängt er ihm doch schon hier etwas an, indem er vorgibt: „Sie wollten das Altertum nicht als Bildungsstoff, sondern als ein Lebenselement der neueren Völker betrachtet wissen und an Stelle der unerbittlichen christlichen Sittenlehre die bequeme Lebensphilosophie der Alten einführen." Der Irrtum der Humanisten liegt doch etwas anders. Nicht das Altertum wollten sie als ein Lebenselement der neueren Völker betrachtet wissen, sondern die Vernunft, den Verstand, nur waren sie leider in der Schule dahin geführt worden, die Vernunft der Alten als die Universalvernunft zu betrachten. Der Formalismus der Lehrer die Vernachlässigung „realer" Kenntnisse hatte ihnen das angethan. Die beliebte Gegenüberstellung einer „unerbittlichen christlichen Sittenlehre" und einer „bequemen Lebensphilosophie der Alten" müssen wir dem Theologen zu gute halten. Die kirchliche Absolutionspraxis ist meiner Ansicht nach doch sehr bequem. Ob sie aber mit ihrer mystischen Umhüllung dazu angethan ist, die Erkenntnis begangener Fehler zu fördern und so eine Besserung zustande zu bringen, ist mir fraglich. Jedenfalls arbeitet einer wirklichen Erkenntnis unsere reale und positive Naturwissenschaft weit kräftiger vor, zu der wir bekanntlich gekommen

sind im Gegensatz und im ununterbrochenen Kampfe mit dem kirchlichen Dogma. Hier ist die Herausarbeitung aus dem mystischen zum verstandesmäßigen Denken erfolgt, und daß sie immer mehr und allgemeiner erfolge, muß das Ziel unseres Strebens bleiben.

Ebenso stimmt es nicht, wenn Janssen erörtert, daß der jüngere Humanismus den geistigen Bürgerkrieg entzündet habe, „der in kurzen Jahren alle Saaten, Blüten und Früchte des reformatorischen Zeitalters zerstörte". Denn zunächst ist uns Janssen den Nachweis von dem Aufkommen dieser Saaten schuldig geblieben. Auf politischem Gebiet, gesteht er selbst, seien die Früchte größtenteils vereitelt worden (S. 587), auf künstlerischem Gebiete vermochten sich nach seinem Geständnis die angefangenen Bestrebungen nicht zu vollenden, auf rechtlichem Gebiet hatte Zasius keine Nachfolger, auf dem Gebiete der klösterlichen und religiösen Reform trieben diese Saaten nicht empor, die Reformatoren kamen in Lebensgefahr, wie Johannes Busch (S. 593), sie wurden zur Abdankung gezwungen, wie der Abt von Sponheim. Also die Saat war nicht aufgegangen, der Reformation ward der Weg verlegt, und so entzündete sich an dem Widerstande gegen die Reformation die Revolution. Der Boden war frei geblieben für die Saat der Revolutionäre. Die „Irrlehrer" kamen, wie Janssen Seite 599 ff. so schön darthut.

Aber trotz alledem, trotz der Untergrabung der kirchlichen Autorität „stand die Kirche in Deutschland noch in voller Lebenskraft da und der christkatholische Sinn und die fromme Andacht bewährte sich glänzend in allen Ständen des Volkes, in den Familien und Genossenschaften". (S. 601.) Wir setzen nur ein Wort anders, und die Janssensche Einbildung wird zur Wahrheit. Nicht die Kirche, sondern der religiöse Sinn des Volkes stand noch in voller Lebenskraft. Das Volk war auf der religiösen Kulturstufe festgehalten worden, die Entwicklung zum verstandesmäßigen Denken war nicht zum Abschluß gelangt. Und diese religiöse Grundstimmung gab denn auch der Revolution ihren Charakter, das geistige Bauerntum behauptete sich, die kulturelle Fortentwicklung ward gehemmt; zwischen der Stufe der Ackerbauperiode und der industrieller, städtischer, wissenschaftlicher und demokratischer Bildung blieb die Entwicklung unseres Volkes hängen, unfruchtbar hängen, bis der von der deutschen Revolution geborene Geist die Welt erobert und zu uns selbst als Erlöser aus einer über-

lebten Kulturperiode zurückkehrte. Der theologische Charakter, der die deutsche Geschichte bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beherrschte, ist der beste Beweis für das Zurücktreten unseres geistigen Lebens auf eine frühere Kulturstufe; das Hinüberspielen der Reformation auf das religiöse Gebiet war eine Naturnotwendigkeit, die begründet war in der Thatsache, daß unser Volk in der Entwicklung zum verstandesmäßigen Denken gehemmt wurde, daß es ihm nicht gelang, die Kulturstufe des mystisch-religiösen Denkens zu überschreiten. So führte die Reformation einerseits zur Erhaltung unsrer nationalen Existenz, andrerseits aber erschöpfte diese Anstrengung unsere Volkskraft vollends, unser Volksleben versank in volle Unproduktivität, bis es ihm endlich nach langem Leiden und Harren vergönnt war, die Kulturstufe einer abgelaufenen Zeit zu verlassen und sich zu nationalem Leben neu zu gestalten und befruchtend zu entwickeln.

Noch einige Kleinigkeiten! Im Jahre 1496 wurden bei einer vierzehntägigen Heiligtumsfeier in Aachen von den Pilgern 85 000 Gulden geopfert. (S. 602.) So erzählt Janssen. Und doch erklärt er den Reichstagsbeschluß betreffs der Türkenhülfe für einen Hohn? Hier ist doch der Beweis für unsere Anschauung, daß die Kirche auf diese Weise zu ganz enormen Summen für den Türkenzug hätte kommen können. 85 000 Gulden in vierzehn Tagen! Oder war die Lebenskraft der Kirche nicht mehr so groß im Jahre 1518? Was hatte sie denn vermindert? Die Humanisten im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, sagt Janssen. Wir aber sahen, daß das eine Täuschung war, die Janssen selbst zurücknimmt. In einem Jahrzehnt alle Kraft dahin? Da müßte diese doch auf sehr schwachen Füßen gestanden haben. Wenn aber nicht die Lebenskraft der Kirche, sondern der religiöse Sinn des Volks so groß gewesen wäre? Es ist doch merkwürdig, wo dieser letztere zu Tage tritt, ist er opferfreudig und opferwillig, und wo der Papst, die Bischöfe, der Klerus mit Forderungen kommen, da erhalten sie nichts, da hält man mißtrauisch zurück.

Janssen hat uns auf diesen Wohlthätigkeitssinn, auf die Opferfreudigkeit mit beredten Worten verwiesen. Er meinte, sie seien ein Beweis von der Lebenskraft der Kirche gewesen. Wir sagten damals, sie seien das Produkt der steigenden Lebensnot gewesen. Vor mir liegt nun ein Predigttext des Reverend S. H. Spencer aus Illinois, in dem es zu der heutigen sozialen Lage heißt: „Wir haben auch

Wohlthätigkeitsanstalten — Asyle, Armen- und Krankenhäuser, geheime Brüderschaften und kirchliche Missionen der verschiedensten Art, welche auf Milderung der zeitweiligen Leiden hinwirken, um die Armut etwas erträglicher zu machen, aber alle diese mildthätigen Bestrebungen zusammen genommen können nur eine temporäre Erleichterung verschaffen, sie bringen keine gründliche Heilung der immer wieder aufbrechenden Wunden, die in dem unreinen Blut des ganzen sozialen Systems ihren Ursprung haben. Je tiefer diese Wunden eingreifen, um so notwendiger werden derartige Wohlthätigkeitsanstalten; *sodaß eine Vervielfältigung derselben, anstatt den christlichen Charakter unserer Civilisation zu zeigen, Beweise vom Gegenteil sind*". Der Mann ist also genau unsrer Anschauung, und wenn wir nun auch so rechneten, daß die große Wohlthätigkeit das Übel nicht zu heilen vermochte, daß alle Wallfahrten, Bittgänge und Opfer sich als ergebnislos auswiesen, daß also der Zweifel an der Richtigkeit dieses Glaubens naturgemäß einsetzen mußte, sollten wir da nicht einen viel natürlicheren Weg des Abfalls vor uns haben, als welchen Janssen uns gewiesen? Ist es denn so unnatürlich, daß in der Reformation gerade der Kampf um die guten Werke ein so furchtbarer wurde?

Die Bibel in der Hand des Volkes! Janssen, Geiler von Kaisersberg und andere bestreiten „die Ersprießlichkeit der vollständigen heiligen Schrift in den Händen des Volkes". (S. 603.) „Selbst dem gelehrten Exegeten biete die Schrift Schwierigkeiten genug, wie viel mehr der unwissenden Menge!" Wir sagen zunächst, daß ja dem gelehrten Exegeten jedes Buch Schwierigkeiten bieten wird, während dem natürlich gesunden Sinn des Volkes ein natürlich gesundes Buch nicht viele Schwierigkeiten bereiten wird. Dann aber fragen wir, wo kam denn die „unwissende Menge" her? Janssen hat doch erzählt, wie für die allgemeine Bildung gesorgt worden sei. Er scheint also selbst zuzugeben, daß für das „Wissen", für die Vermehrung und Vertiefung desselben eben doch nicht allzuviel geschehen sei. — „Es ist gefährlich", meint Geiler-Janssen, „Kindern das Messer in die Hand zu geben, um sich selbst Brod zu schneiden, denn sie können sich verwunden". Das ist Mönchsdoktrin, welche sich im ganzen Erziehungswesen jener Zeit mit ihrer negativen Weisheit breit macht. Wir sagen, wer nie ein Messer in die Hand nimmt, wird nie es handhaben,

wird nie schneiden lernen. Also sobald die Kraft zu seiner Handhabung vorhanden ist, gebt dem Kinde das Messer, damit es schneiden lerne, denn jede Fertigkeit muß mit einem persönlichen Einsatz errungen werden. Warum hatte denn die Kirche nicht vorgesorgt, daß die Bibel in der Hand des Volkes kein Unheil mehr zu bewirken vermochte? Die Bibel beschneiden wollen heißt dem Messer seine Schärfe nehmen; wie man hier zu keinem Brot kommt, so dort zu keiner Erkenntnis. „Das unerfahrene Volk wird an der Lesung der Bibel leicht Ärgernis nehmen, denn da es den bloßen Buchstaben erfaßt, nimmt es, was Nahrung des Glaubens sein soll, leicht zu seinem eigenen Verderben". (S. 603.) Wer mehr den bloßen Buchstaben erfaßte, das Volk oder die gelehrten Exegeten, darüber dürfte wohl anderswo kein Zweifel mehr bestehen. „Es ist faßt ein böß Ding, daß man die Bibel zu tütsch druckt", meint Janssen. Freilich, wäre die Kenntnis der Bibel zu einer Geheimwissenschaft geworden, den Theologen wäre es vielleicht lieber und bequemer gewesen, und doch betont Janssen nicht einmal sondern drei oder viermal, daß bis zum Jahre 1518, d. h. bis zu der Zeit, da Luther seine Bibelübersetzung in Angriff nahm, mindestens fünfzehn vollständige Bibelübersetzungen in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Mundart verbreitet waren. Diese Bibelübersetzungen sollen doch ein Ruhmeszeugnis für die alte Kirche sein, sie sollen doch den Beweis geben, daß Luther nicht der erste, also auch der gar große Mann nicht war, für den man ihn ausgibt. Aber warum denn dieses Winden zwischen dem Ruhm der Bibelübersetzer vor Luther und dem „bößen Ding, daß man die Bibel zu tütsch druckt?" Es ist der Ausdruck des Dilemmas, in welchem Janssen als Deutscher und als romanischer Theologe hängen blieb.

Wir sind zu Ende. Das Fundament der Janssenschen Geschichte des deutschen Volkes haben wir kennen gelernt. Es ist loses Geröll, auf dem jeder Versuch, eine konsequente Geschichte, ein in unanfechtbarer Logik des Werdens feststehendes Bild der damaligen deutschen Entwicklung wiederzugeben, eben zum Mißerfolg führen muß. Infolgedessen kann es Janssen nicht gelingen, auch für seine eigene Anschau-

ung den mit der Zeit notwendigen festen Fußpunkt zu gewinnen, notwendig insofern, als er auf seinem Wege Gestalten begegnen wird, die etwas über normale Menschengröße und normale Sehweite hinausreichen. Will also Janssen auf diesem Fundamente, welches er sich zusammengelesen, emporsteigen, um den Leuten ins Gesicht zu sehen, so wird er auf Schritt und Tritt ausrutschen und ins Wanken geraten. Er wird dann nach Stützpunkten greifen müssen, wo er sie findet, er wird an den ihm begegnenden geschichtlichen Charakteren zu zerren beginnen und was er dann sieht, wird etwas anderes sein, als ihre Charakterzüge. Was er aber gesehen hat, oder gesehen zu haben glaubt, wird er seinen gläubigen Lesern vorerzählen als neueste Entdeckung geschichtlicher Forschung auf dem Gebiete deutscher Reformation. Prüft man nun seine weiteren Bände von der hier bewiesenen Voraussetzung aus, so glaube ich, wird und muß man zu dem Resultat kommen, daß man sagt: nicht eine Seite, nicht ein Satz von Janssen hat sein eigenes Maß, alles ist unausgedacht, alles hat eine Gegenseite, welche Janssen nicht sehen und infolgedessen auch nicht zeigen konnte. Aus dem Grunde ist Janssens Buch auch nicht das geworden, was er versprach, eine „im edleren Sinne populär gehaltene Darstellung der deutschen Geschichte", und ich würde unser Volk bedauern, wenn diese „Geschichte" jemals bei ihm populär werden sollte, nicht weil in ihr eine sogenannte „katholische Tendenz" lebt, sondern weil das Halbe und Unfertige, das Zweifelhafte und Zweideutige in dieser Geschichte so vollkommen überwiegt, daß sie unmöglich eine gesunde Volksnahrung abzugeben vermag.

Wir haben ferner gesehen, daß die Janssensche Anschauung eine im Prinzipe unhaltbare ist, nicht weil diese oder jene Thatsache seinen Anführungen widerspricht, sondern weil er sich selbst widerspricht, denn soll die „Geschichte sich durch sich selbst erklären", will er durch Anführung von Thatsachen den „objektiven Beweis für die Existenz" dieser Thatsachen geben, so müßte er ebenso mit der Thatsache rechnen, daß nicht die schlechtesten Elemente unseres Geisteslebens nichts mit der Kirche zu schaffen haben, er müßte ebenso die Thatsache von der Lostrennung von der Kirche als Beweis dafür nehmen, daß eben die kirchliche Lehre das geistige Leben nicht mehr zu umspannen vermag, daß dieses nicht von der Kirche, sondern von sich selbst getragen wird. Die katholische Kirche ist keine Einrichtung mehr, welche auf

den Namen „katholisch“ noch Anspruch erheben darf, sie ist festgefroren in überlebten Formen, über welche das Leben nach allen Seiten hinauswuchs. Wir glauben an einen Katholizismus, an eine geistige Gesamtheit der Menschen, wir glauben an die Vervollkommnung des Menschengeschlechts durch Menschenarbeit, an eine Fortentwicklung des Menschengeistes, aber wir glauben nicht nur, sondern wir wissen es auch, daß die Bahn zu diesem Ziele über die Ruinen derjenigen Einrichtungen gehen wird, welche mit vorweggenommenen Theorien sich dieser Entwicklung in den Weg stellten, anstatt den Bedingungen Rechnung zu tragen, welche Natur und Vaterland in uns gelegt.

Lehnen wir nun auch für uns Janssens Geschichte ab, so geben wir deshalb doch nicht zu, daß seine bisherigen Gegner und Kritiker mit ihren Angriffen und Vorwürfen das Richtige getroffen. Janssen betont mit Recht (An meine Kritiker I. 5), daß kein Historiker, „wenn er auch noch so eifrig und gründlich gearbeitet“, einstehen könne für die vollkommene Richtigkeit seiner Darstellung. „Aber für seine Aufrichtigkeit muß er einstehen. Und für diese mache ich rückhaltlos und unbedingt Anspruch auf mein Werk“. Wir sind von dieser Forderung Janssens ausgegangen und haben uns an das Versprechen, diese Aufrichtigkeit anzuerkennen, gehalten. So oft sich uns auch der Gedanke aufdrängen wollte, Janssen habe besser gesehen, als er berichtet, er habe das Zweideutige und Schillernde seiner Darstellung erkannt, so haben wir den Gedanken doch zurückgewiesen und betonen hier nochmals, daß wir an der Aufrichtigkeit Janssens keinen Zweifel hegen. Seine scheinbare Unaufrichtigkeit beruht auf einem „Nichtkönnen“, sie ist eine unbewußte. Aber zu denken dürfte es doch jedem Leser und Anhänger Janssens geben, daß alle die furchtbaren Anklagen, welche sich gegen ihn erhoben haben, erhoben werden konnten. Nicht nur von deutsch-vaterländischer, sondern auch von protestantischer Seite glaubte man in diesem Werke einen direkt feindlichen Vorstoß gegen die geschichtlichen Errungenschaften des deutschen Volkes zu erblicken. Diese Errungenschaften sind aber nicht der Obhut dieses Patrioten oder jenes Protestanten anvertraut, sondern das Leben des ganzen Volkes ist der Hüter derselben, und verzichtet das Volk auf diese Errungenschaften, so werden Protestanten und Patrioten und Ultramontane nicht imstande sein, ihm dieselben zu bewahren. Wer sie bewahren will, sorge für eine gesunde Entwicklung des Volkslebens, und das

kann nur der, welcher in der Volksseele zu lesen, die dunklen Ahnungen zu deuten versteht, der von vorher konstruierten Theorien absieht und nur auf Wege denkt, jenen Ahnungen zum Lichte, zur Geburt im Bewußtsein zu verhelfen. Darum hat weder der orthodoxe Protestant, noch der patriotische Chauvinist das Recht, einen Stein gegen den orthodoxen Katholiken zu werfen. Wir kämen sonst wieder in den schönsten Gefühlskrieg, in ein Stück Mittelalter, das unbedingt zu vermeiden ist. Janssen hat aber selbst zum Bündnis gegen „die Feinde jeder Religion" aufgefordert, und wir glauben, er hat sich nicht klar gemacht, was das heißt. „Die Handlungen der Einzelnen werden durch ihr moralisches Gefühl oder durch ihre Leidenschaft vielfach beeinflußt, aber durch die entgegengesetzten Gefühle und Leidenschaften Andrer auch wieder ausgeglichen, so daß ihre Wirkung im Durchschnitt nicht zu bemerken ist, und die Summe der Handlungen der Menschen im Allgemeinen sich nach der Summe des Wissens richtet, welches die Menschheit besitzt." Das ist unsere Anschauung, und unsere Anschauung ist ferner, daß Janssen sich gar nicht klar zu machen vermag, daß der Mangel eines mystisch-religiösen Gefühles, wie er offenbar bei unendlich vielen Menschen obwaltet und immer mehr obwalten wird, etwas ganz Natürliches ist, daß Irreligiösität und Religionsfeindschaft zwei himmelweit verschiedene Dinge sind. Wir erinnern an unsere Definition des Wortes „Religion". Nach dieser ist es nicht nur möglich, daß der viel verschrieene Atheist „Religion" hat, sondern wir behaupten, daß der Religionstrieb in dieser Bedeutung des Wortes allen Menschen gemeinsam ist. Wer gibt nun Janssen das Recht, zum Kampfe zu rufen? Offenbar nur seine Leidenschaft, sein Glaube, sein Gefühl, seine Annahme, als Theologe sich um die Verbreitung des Gottesreiches auf Erden bemühen zu müssen. Und da weisen wir Janssen zurück. Will er Toleranz, dann muß er sie für alle wollen, schließt er eine Menschenkategorie von dieser Toleranz aus, versucht er es, das Leben dieser Menschen durch künstlich erhaltene Antiquitäten und Überlebtheiten zu hemmen, so wird Kampf die Folge sein. Wir sagen, das „Nicht mehr glauben Können" ist ein Fortschritt der menschlichen Geistesentwicklung. Verlegt man diesem Fortschritt nicht nur, sondern auch dem Leben des Volkes zu diesem Fortschritt die Bahn, wird sich das Leben desselben annehmen und versuchen, die stehen gebliebenen

Altwasser von Zeit zu Zeit auszuwechseln und ihnen frische Stromkraft zuzuführen. Denn nur so vermag sich das Leben selbst gegen eine Fäulnis- und Miasmenbildung zu schützen, welche geeignet wäre, das ganze Leben zu vergiften.

Janssen sagt nun, er sei durchaus befriedigt, „wenn man seiner Arbeit nur nachsagen kann, daß sie bezüglich der darin behandelten Periode für historische Reflexionen und die Geschichtsphilosophie ein tieferes und festeres Fundament darbietet, als in so vielen Werken über jene Zeit vorhanden war". (A. m. K. I. 5.) Er hat dieses Ziel erreicht, aber nicht, wie er meinte, positiv, sondern negativ, er hat an sich selbst deutlich gemacht, daß die scholastische Thatsachenmethode für die Erkenntnis der Geschichte und des geschichtlichen Werdens allein nicht mehr ausreicht, daß wir bei der Betrachtung einer Volksentwicklung noch auf ganz andere Faktoren blicken müssen, als auf solche, welche in Büchern, Akten und Urkunden verzeichnet stehen, denn die ganze Polemik, welche das Janssensche Werk erweckt, thut jedem Sehenden unwiderleglich dar, daß mit einem sogenannten Beweisstück mehr oder weniger gar nichts gemacht ist. Man kann mir beweisen, wie es neuerdings versucht wird, daß Luther ein Selbstmörder war, und man nimmt mir damit noch keinen Zoll von dem Manne weg, der eine Schrift „an den christlichen Adel" verfaßt hat. Jene erste Thatsache würde mir nur den Beweis liefern, daß hier eine Lebenskraft auf eine Zeitstimmung stieß, welche umzuwandeln und zu bewältigen sie nicht groß genug war; darum wurde sie selbst überwältigt. Aber einen Beweis für die Unrichtigkeit in dem Wollen Luthers gäbe jene Thatsache nicht. Eine andere Zeitstimmung — und seine Kraft kommt zum Siege. Für sich genommen beweist also eine Urkunde, eine Thatsache gar nichts. Alles kommt auf den nahen oder entfernten Zusammenhang an, in welchem diese Thatsache mit andern steht. Und da dieser Zusammenhang erkannt sein will, so kommt ferner eben so viel auf den Gesichtskreis an, welcher dem Beschauer dieser Thatsache zur Verfügung steht. Ist der Gesichtskreis ein beschränkter, wird der entferntere Zusammenhang der Dinge nicht mehr erkannt werden, ist er ein weiter, wird die Thatsache vielleicht nicht mehr in der aktuellen Bedeutung erkannt, welche sie hatte. Beides läßt sich korrigieren. Es ergänzt sich der beschränkte Gesichtskreis durch den des Weitsichtigen, wir kommen zu einem Resultat. Anders

aber ist die Sache, wenn man sich auf die Höhe der heutigen Geistesentwicklung zu stellen sucht, um ein Urteil zu gewinnen, oder wenn man sich auf den Standpunkt einer vergangenen Zeit stellt. Da gibt es dann keine Korrektur mehr. Da gibt es nur eine gegenseitige Verneinung. Hätten wir eine einheitliche Volksbildung, wir könnten solche Experimente, welche die Natur bei einzelnen Geistern vollzieht, ruhig sich selbst überlassen. Aber da wir keine einheitliche Volksbildung haben, sondern erst schaffen wollen, so sind solche Experimente oft sehr gefährlich. Es handelt sich dann einfach darum, ob die geistige Fortentwicklung des Volkes in ihrem steten Gange erhalten oder aber ob sie gestört werden, ob ein Teil der geistigen Volkskräfte den Mächten der Vergangenheit überliefert und so der Fortschritt des andern Teiles zum Stillstand gezwungen werden soll. Janssen hat nun den Versuch gemacht, zu beweisen, daß der Protestantismus das Ziel nicht sei, zu welchem unsere Volksentwicklung ihre Bahn zu nehmen hat, aber, die Richtigkeit des Beweises vorausgesetzt, folgt etwa daraus, wie Janssen träumt, daß nun der Katholizismus das Ziel sei und eine Vereinigung nach dieser Seite erfolgen müsse? Sehen wir einmal auf die notwendige Unterlage aller gesunden Entwicklung, der protestantischen, der katholischen, der nationalen u. s. w.! Alle brauchen die Gesundheit des Volkes als Unterlage. Und Gesundheit des Volkes schafft die Natur. Also der Mann, der sich mit der Erforschung der natürlichen Lebensbedingungen abgibt, müßte an die Spitze jeder Volkserziehung treten. Gesundheit des Volkes ist Einklang der Erkenntnis mit dem Leben, der Theorie mit der Praxis, des Allgemeingültigen mit dem national-Besondern, des national-Allgemeinen mit dem individuell-Besonderen. Diese Gesundheit schaffen zu helfen, muß das gemeinschaftliche Ziel aller sein, und weil dieses Ziel nie erreicht werden kann, wenn wir bereits mit unseren eingebildeten Wahrheiten an dem Kindergeiste zu experimentieren beginnen, so ist es geboten, der Schule jeden konfessionellen Charakter zu nehmen, ihr aber alles das zu geben, was Hygieniker, Ärzte und Naturwissenschafter zu geben für nötig halten. Laßt die körperliche Gesundheit und die geistige Unzweideutigkeit zur Beherrscherin unseres Volkslebens werden, und wenn sie es geworden, überlaßt es als glaubensstarke Männer dem Leben selbst, ob es eueren Glaubens- und Heilswahrheiten annimmt oder ablehnt! Vielleicht vollzieht sich so doch noch auf germanischem Boden jene

katholische Reformation und Neubelebung, für die sich Janssen zu begeistern vermochte, während der deutsche Protestant sie als das Ziel der teilweise in die Brüche gegangenen Reformation hinstellt. So lange aber die verschiedenen Heilverkünder sich zu dieser ehrlichen That nicht zu erheben vermögen, müssen sie es hinnehmen, daß man an die Wahrheit ihrer Wahrheiten nicht glaubt, müssen sie es hinnehmen, wenn man ihnen sagt, nicht das Heil des Volkes, sondern die Furcht, an eigenem Einfluß, an eigener Herrschaft zu verlieren, sei der letzte Grund ihres Nichtwollens. Und damit berühren wir das große Dilemma unsrer geistigen Entwicklung, den Kampf des Volksgeistes um sein Fortleben und seine Zukunft mit den geistigen Mächten der Vergangenheit, das Hinüberstreben aus der Mystik zum verstandesmäßigen Denken, den Kampf der Vernunft mit dem Glauben. Wir berühren damit die Grundfrage, um welche sich unser heutiges Leben dreht: werden die Leute, welche sich mit veralteten Doktrinen unsrer geistigen Entwicklung entgegenstellen, auf ihre Machtstellung Verzicht leisten und eine Gesundung des Volkslebens anbahnen helfen oder werden sie es nicht? Und wenn sie es nicht thun, was dann? Soll die Gesundung unmöglich bleiben? Wir sagen: nein! Das Volksleben selbst hat dann im Kampfe nach diesem Ziele zu streben, die geistige Revolution wird abermals einsetzen, vielleicht ohne Erfolg für uns, vielleicht mit dem Erfolg, abermals, wie in jener ersten Revolution, einen Schatz geistiger Errungenschaften für einen größeren Teil der Menschheit in Sicherheit zu bringen.

Erst in allerjüngster Zeit haben wir erfahren, in welches furchtbare Dilemma der deutsche Katholik geraten würde, wenn sich ein Bündnis des Papsttums mit Frankreich vollzöge, wenn auf Grund dieses Bundes ein neuer Krieg entstünde. Den Krieg vermeiden — das ist die Forderung der Vernunft. Aber nicht immer herrscht die Vernunft, und wir sind nicht sicher, ob sie in Zukunft immer herrschen wird. Also die Vernunft soll herrschen, denn nur sie vermag es hintanzuhalten, daß jenes Dilemma für den deutschen Ultramontanen aktuelle Bedeutung gewinnt. Und so warten wir denn ab, daß auch die Ultramontanen der Herrschaft der Vernunft den Weg bereiten helfen. Hat Janssen dem vorgearbeitet? War er entschlossen, der Wahrheit den Sieg zuzugestehen? Hören wir ihn selbst:

„Ich weiß wohl", sagt er in dem oben citierten Brief, „daß man auch durch bloße Mitteilung von Thatsachen ein falsches Bild der Personen und Dinge und des ganzen geschichtlichen Entwicklungsprozesses vorführen kann, wenn man nämlich den Thatsachen ihr Maß nimmt und durch eigenmächtige Gruppierung derselben Licht und Schatten verkehrt verteilt. Wer dies absichtlich thun wollte, müßte von vornherein auf den Namen eines Historikers verzichten. Aber es kann auch durch menschliche Beschränktheit unabsichtlich geschehen, und es entstehen dann Irrtümer, die viel schlimmer sind, als wenn sich in einem Geschichtswerke vereinzelte, selbst häufige irrige Angaben vorfinden. Sollte ich auch solche Irrtümer begangen haben, so schulde ich Jedem, der sie mir nachweisen kann und will, aufrichtigen Dank. Denn wer möchte nicht willig und gern gegen bisherige Irrtümer Wahrheit eintauschen!" Das ist die Sprache eines ehrlichen Mannes. Wir haben nun versucht, Janssen die Widersprüche nachzuweisen, in welchen er sich selbst bewegt, wir glauben festgestellt zu haben, daß ihm mit der Gruppierung der Thatsachen wirklich das zugestoßen ist, was er sagt: Irrtümer geboren zu haben, „die viel schlimmer sind, als wenn sich in einem Geschichtswerke vereinzelte, selbst häufige irrige Angaben vorfinden". Wir haben ihm die Quelle zu zeigen versucht, aus welcher diese Irrtümer geflossen sind: aus seiner aprioristischen Annahme, daß die kirchliche Lehre die einzige, die alleingültige, die für ewige Zeiten feststehende sei, daß Wahrheit nicht das ist, zu dessen Erkenntnis das ganze menschliche Leben, des einzelnen wie der Gesamtheit, hinzuarbeiten hat, also kein Feststehendes und schon im Besitze einer Menschenkategorie Befindliches, sondern ein ewig Wachsendes und mit der Erkenntnis Wechselndes, ein etwas, das von jedem einzeln erarbeitet, errungen, erlebt sein will. Wenn also Janssen für Irrtümer Wahrheit eintauschen will, so geht dieses Zugeständnis nur bis zu dieser Schranke, bis zu dem Punkte, an welchem die aus freier Erkenntnis geschöpfte Wahrheit mit der kathedralen Autorität der Kirche nicht in Widerspruch gerät. Und gerade dieser Umstand gibt uns den Beweis dafür, daß die katholische Kirche das große Hemmnis für ein geistiges Ausleben der Völker, wie des einzelnen, ist, daß sie und nur sie Janssen verhindert hat, ein ganzer aufrichtiger und ehrlicher Deutscher zu sein, denn in der Anerkennung der Wahrheit läßt sich keine Grenze ziehen. Wer sie bekennt, muß sie ganz und ohne

Einschränkung bekennen, und keine Autorität darf ihm stark genug sein, ihn auf halbem Wege festzuhalten. Das hat die Kirche bei Janssen gethan, und so ist seine Aufrichtigkeit ihm unbewußt zur Unaufrichtigkeit geworden.

In der Volkserziehung jenes Mittel zu gewinnen, welches fähig ist, die geistige Fortentwicklung Deutschlands für die Zukunft sicher zu stellen und zu verallgemeinern, den Weg zur Volksgesundheit offen zu halten und die Hemmnisse zu beseitigen, welche sich uns auf diesem Wege entgegenstellen, muß Ziel unsres Strebens bleiben. Das erste und furchtbarste Hemmnis aber ist eine Kirche, die zur Aufnahme jungen Lebens unfähig geworden, die mit ihren festgefrorenen Glaubenssätzen einer frischen und gesunden Fortentwicklung die Bahn versperrt, die mit ihrem erkältenden Schatten das ganze Leben der in ihrem Bannkreise stehenden Volksteile niederhält und mit diesem hemmenden Schwergewicht auf die ganze Entwicklung unseres Volkes zurückwirkt. Und in diesem Streben hoffen wir alle Geisteskräfte, die es mit der Entwicklung der Völker und der Menschheit ehrlich meinen, ohne Ausnahme auf unserer Seite zu haben.

Werft den Glauben in die Kluft, welche den denkenden Theil unseres Volkes von dem nicht denkenden trennt, und nehmt das Bildungsbedürfnis der Menge zur Unterlage, auf welche ihr das Wissen pflanzt! Die Kenntnis der physischen und geistigen Gesetze wird allein vermögen, dem Worte Religion einen Inhalt zu geben, einen neuen Inhalt, der ihrem alten Begriffe entspricht „einer rücksichtlichen Beachtung und Sammlung der menschlichen Erkenntnisse“. Nur so vermag die geistige Fortentwicklung des Volkes, weil auf natürliche Basis zurückgestellt, zu höchster Entfaltung zu gelangen. Wer die Zeichen der Zeit beachtet, wird erkennen, daß das Volk im Großen, „und selbst manche von denen, die man gewöhnlich Gebildete nennt“, sich erst in neuester Zeit langsam aus jener Sphäre, in welcher das Dogma geherrscht, in die des Skeptizismus hinüberdrängen. Und dieser Wandel muß sich vollziehen, bevor wir zu einem positiven Neubau den Raum und die Kräfte gewinnen. Erst muß im Volksgeiste durch Hinwegräumung des Alten Platz für ein Neues werden. Und weil wir diesen Wandel für einen absolut natürlichen erkennen, weil er uns andrerseits ein Beweis dafür ist, daß das geistige Leben unseres Volkes noch nicht zum Stillstand gelangte, so brauchen wir diesen

Wandel auch nicht zu fürchten, sondern wir raten direkt, diesen rasch zunehmenden Geist zu befördern. Zu fürchten wäre dieser Wandel nur, wenn er plötzlich eingetreten wäre, wenn sich die Unmöglichkeit ergeben sollte, wie zur Zeit jener ersten Revolution, das Wissen in die frei gewordene Stätte des Volksgeistes einzuführen. Haben wir ein Wissen? — Ja! Jene frühere Zeit hatte keines. Sie hatte nicht einmal das Wissen ihrer eigenen Unwissenheit. So ward das zum Skeptizismus heranreifende Volksdenken in die dogmatische Sphäre zurückgeworfen, der Fortschritt des Volkslebens ward gehemmt, und die Hemmung brachte die Revolution. Aber die Skeptik liegt auf der natürlichen Bahn jeder fortschreitenden Denkentwicklung. „Der Skeptizismus ist ein Ruheplatz für die menschliche Vernunft, da sie sich über ihre dogmatische Wanderung besinnen und den Entwurf von der Gegend machen kann, wo sie sich befindet, um ihren Weg fernerhin mit mehrerer Sicherheit wählen zu können, aber nicht ein Wohnplatz zum beständigen Aufenthalte; denn dieser kann nur in einer völligen Gewißheit angetroffen werden, es sei nun der Erkenntnis der Gegenstände selbst oder der Grenzen, innerhalb deren unsere Erkenntnis von Gegenständen eingeschlossen ist.“ So urteilt Kant, und wir fügen hinzu, daß jener heute so oft wiederholte Spruch: „Man erhalte dem Volke seine Religion!“, auf einem Fehlschluß beruht. Die künstliche Erhaltung einer überlebten Denkart ist nicht nur an sich eine That, welche sich mit nichts, als mit Unwissenheit zu rechtfertigen vermag, sondern sie führt auch zu Wirkungen im Volksdenken, welche an sich weit trauriger sind, als alles, was selbst der extremste Skeptizismus zu Tage zu fördern vermöchte. Die Religion hat Schritt zu halten mit der Entwicklung des Denkens, sie ist nicht Träger des geistigen Lebens, sondern wird getragen, und diese Möglichkeit der Fortentwicklung hat der Protestantismus dem religiösen Denken gegeben. Mag nun auch der zunehmende skeptische Geist manchen noch so traurig erscheinen, er ist doch für alle heilsam, „weil nur durch ihn der religiöse Wahn nachhaltig zerstört werden kann“, weil es nur so möglich ist, dem Religionstriebe der Volks- und Menschennatur die Bahn seiner natürlichen Fortentwicklung freizugeben und also Revolutionen zu verhüten, welche stets da auftreten, wo sich dieser natürlichen Entwicklung ein Hemmnis in den Weg stellte.

J. Osterhuber's Buchdruckerei
München – Schwabing.

DD 86.7 .J3 S3 C.1
Johannes Janssen und die Gesch
Stanford University Libraries
3 6105 037 976 169

DI
86
J3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.